Kursbuch 70

Macht

Tilman Spengler, Die Macht zu verlieren. SPD in Bayern
Sebastian Cobler, »Die grüne Sache«. Karrieren fürs Volk
George Tabori, Staats-Theater
György Dalos, Herr und Knecht. Zwei Phantombilder
Michael Lukas Moeller, Sich selbst überleben
Karl Markus Michel, Die Macht der letzten Dinge
Christian Enzensberger, Die Erfindung des Königs
Uwe Wesel, Kein Staat zu machen
Steven Lukes, Panoptikon
Marlis Gerhardt, Die Angst vor der Macht
Hans Ulrich Reck, Lüstern in die Ohnmacht

Kursbuch/Rotbuch Verlag
Dezember 1982 9 Mark A 20281 F

83-23

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

Goethe-Institut e.V. Bibliothek ausgeschieden am: 05 Kur

70 Macht Dezember 1982

Dieter Grönling, »Du mußt kämpfen, Mann«. Gunmen auf Jamaika 1
Tilman Spengler, Die Macht zu verlieren. Sozialdemokraten in Bayern 6
Gerd Kröncke, Die neuen Barone von Ruhr und Emscher 16
Sebastian Cobler, »Die grüne Sache«. Karrieren fürs Volk 23
George Tabori, Staats-Theater oder Das satte Lächeln vom Tiger 33
Detlef Michel, Star War. Aus den Memoiren der Schauspielerin Sophie Herbst 51
György Dalos, Herr und Knecht. Zwei Phantombilder 56
John Hannah, Knecht als Herr – Über die Macht im Kleinen 65
Michael Lukas Moeller, Sich selbst überleben. Streifzüge durch das Dickicht der Macht 71
Karl Markus Michel, Die Macht der letzten Dinge 101
Christian Enzensberger, Die Erfindung des Königs 114
Uwe Wesel, Kein Staat zu machen. Zur Genealogie von Macht und Herrschaft 119
Steven Lukes, Panoptikon. Macht und Herrschaft bei Weber, Marx, Foucault 135
Kirsten Bergerhoff / Marianne Geib / Katrin v. Plottnitz, Kraftproben. Das Lehrer-Schüler-Spiel 150
Marlis Gerhardt, Die Angst vor der Macht 156
Hans Ulrich Reck, Lüstern in die Ohnmacht. Reflexionen über das Leben in Freiräumen 162
Stefan Welzk, Tortura 84 176
Index Kursbuch 61 bis 70 186

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 7, im Einzelverkauf DM 9. Verlagsanschrift: Kursbuch Verlag / Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag Niebuhrstraße 77, 1000 Berlin 12, Telefon 8 81 50 59. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann.
Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. © 1982 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck und Bindung: Georg Wagner, Nördlingen
Beilagen: »Kirschkern« Buchversand (Teilauflage), Klett-Cotta Verlag, Meta Magazin Verlag, Rotbuch Verlag

Dieter Grönling
»Du mußt kämpfen, Mann«
Gunmen auf Jamaika

»This is JLP-Area« hat jemand auf die Straße gemalt, die in die Slumviertel von West-Kingston führt.* In einem dieser Viertel wohnen Leroy, Rudy und Junior. Wegen der extrem hohen Jugendarbeitslosigkeit haben sie kaum eine andere Perspektive, als sich einer der beiden Parteien anzuschließen. Sie gehören zu denen, die mit einer M 16 in der Hand und ein paar Dollar in der Tasche den Wahlkampf der Jamaica Labour Party 1980 unterstützt haben. Bis zum Wahlkampf 1985 wird es auf Jamaika vermutlich relativ ruhig bleiben. Womit verdienen Leroy, Rudy und Junior in der Zwischenzeit ihr Geld?

Leroy: Jeder Tag ist ein neuer Tag. Vielleicht stehst du heute auf, und ein Freund kommt, der dir etwas Geld gibt; und vielleicht stehst du am nächsten Tag auf, und du mußt ins Stadtzentrum gehen und versuchen, Geld aufzutreiben, mußt jemand wegen Geld aufsuchen. Einige Leute stehen auf und gehen Kraut, Marihuana, verkaufen. Andere wiederum stehen auf und machen ein Handwerk. Jetzt bin ich auch Politiker, siehst du, ich lebe von Politik und Drogen. Das sind die beiden Hauptdinge, von denen die Jugend auf Jamaika lebt.

Was heißt das, wenn du sagst, daß du Politiker bist? Wirst du bezahlt?

Leroy: Das bringt immer noch Geld; sie zahlen nicht, wie sie eigentlich sollten, aber es bringt noch Geld, obwohl man ausgenutzt wird. Man muß sich an jedem Strohhalm festklammern.

Was ist deine Tätigkeit in der Politik, was machst du für sie?

* Auf Jamaika gibt es zwei Parteien, die seit der Unabhängigkeitserklärung von 1962 um die Macht ringen: die »People's National Party« (PNP), trotz ihres Namens eine linke Partei, die vor allem die Unabhängigkeit von den westlichen Industrienationen anstrebt, und die »Jamaica Labour Party« (JLP), die – ebenfalls ihrem Namen zum Trotz – ein offen kapitalistisches Regierungsprogramm verfolgt.

Mitte der 70er Jahre beschloß die »People's National Party« nach langen Auseinandersetzungen mit dem rechten Flügel der Partei, ihr Regierungsprogramm zu ändern. Michael Manley, der linke Parteichef und damalige Premierminister, hatte sein Reformprogramm durchgesetzt. Er verordnete Mindestlöhne und Mietstopp, ließ Wohnsiedlungen bauen und begann eine großangelegte Alphabetisierungskampagne. Vor allem aber strebte er die Unabhängigkeit von den USA an.

Der »Jamaica Labour Party« war dies ein Dorn im Auge, denn sie hatte in den Jahren zuvor kräftig um ausländische, vorwiegend amerikanische Investoren geworben. Die USA, aus

Leroy: Die Straßenarbeit: die Gegend, die Gemeinde schön und sauber halten. Dafür sorgen, daß die Gegend einen guten Namen bekommt. Hier können keine schlechten Leute herkommen und Schweinereien veranstalten. Wir sorgen dafür, daß die Gegend cool bleibt, und kümmern uns um den guten Ruf.
Heißt das, daß ihr die Gegend nachts bewacht?
Leroy: Eigentlich bewachen, ja, Tag und Nacht.
Seit wann macht ihr das schon?
Leroy: Schon immer. Aber wenn die Zeit kommt, werden die Kräfte stärker, das heißt, es gibt mehr Einschränkungen, weil Zwang dahintersteckt. Manchmal kann hier jeder ungehindert passieren, aber trotzdem werden alle genau beobachtet. Es wird von der Partei organisiert, wenn Wahlzeit ist, und nach den Wahlen ist das Bewachen dann wieder einfacher. Deshalb gibt es auch jetzt nicht mehr so viele Einschränkungen. Jeder, der jetzt kommen will, kann kommen, und das ist in Ordnung. Die letzten Wahlen waren sehr schlimm, sehr drastisch, die schlimmsten Wahlen, die wir bis jetzt hatten. Manchmal mußtest du die Straße mit alten Autos blockieren, so daß niemand passieren kann. Schießereien, Leute verprügeln, Leute entführen, sie verschleppen und umbringen. Oder zehn Tote nach einer Schießerei. Das war eine fürchterliche Wahl, Mann. Siehst du, Mister Manley wollte seinen Sitz nicht verlieren. Es gab auch Wahlbetrug und solche Sachen.
Junior: Er hat seine Leute nach Cuba geschickt, damit sie lernen, wie man mit einer M 16 feuert, und mit AK 47-Gewehren. Die kamen zurück und fingen an zu killen, killten arme Leute, die ärmsten der Schwarzen.
Leroy: Die Leute, die er nach Cuba geschickt hat, nennt man Brigadistas.
Junior: Du konntest hier stehen und aus einem vorbeifahrenden Auto er-

Furcht vor einem weiteren sozialistischen Land vor ihrer Haustür, trugen mit sehr subtilen Mitteln dazu bei, die Situation in ihrem Sinne zu ändern: Sie verhängten ein Kredit- und Darlehensembargo und zwangen die Jamaikaner über den Internationalen Währungsfond, den Jamaika-Dollar gegenüber dem US-Dollar mehrfach drastisch abzuwerten. Wegen der damit verbundenen Verteuerung von Rohstoffen, Ersatzteilen und Energie mußte die jamaikanische Industrie ihre Produktion drosseln. Viele Betriebe meldeten Konkurs an, oder ihre Besitzer emigrierten in die USA. Dadurch stieg die Arbeitslosigkeit, Geld und Waren wurden knapp, und in den Ghettogebieten kam es erstmals zu Unruhen.
Die JLP schürte diese Unruhen. Sie organisierte, erwiesenermaßen von der CIA unterstützt, Terrorbanden, die Parteibüros der PNP überfielen und anzündeten. Mitglieder der PNP wurden von den »Gunmen« auf offener Straße erschossen. Bald begann auch die PNP damit, Jugendliche aus den Ghettos zu rekrutieren, die sie in Cuba ausbilden ließ. Blutige Schlachten endeten häufig damit, daß viele Unbeteiligte auf der Strecke blieben und ganze Straßenzüge niedergebrannt wurden. Dem Wahlkampf 1976 fielen mehrere Hundert Menschen zum Opfer. Trotz der »Heavy Manners«, der schweren Geschütze, die die Gegenseite aufgefahren hatte, konnte Miachel Manleys PNP diese Wahlen noch einmal gewinnen.
Bei dem vorgezogenen Wahlkampf 1980 brach der politische Terror dann voll aus. Allein in

schossen werden. Die hauen ab, und du bist tot, und niemand weiß, wer es getan hat.
Leroy: In dieser Zeit mußtest du dich flach hinlegen.
Junior: Ja, den Kopf einziehen.
Leroy: Hier gab es auch viele Schießereien. Du mußtest die Straße blockieren, wenn ein Auto näherkam. Oder du gräbst ein Loch in die Straße, ein großes, tiefes Loch, so daß ein Auto langsam fahren muß, wenn es vorbei will. Es kann dann nicht einfach durchsausen, das würde das Auto kaputtmachen, und es würde steckenbleiben.
Was ist der Grund für diese Situation und all das Töten?
Leroy: Peter Tosh erzählt dir das in seiner Musik, Mann, es ist der Machtkampf. »Stoppt diesen Machtkampf / er kostet die Nation so viele Sorgen / nimmt das Leben der Unschuldigen / das bedeutet eine Revolution.« Das ist der Machtkampf, Mann, das ist jetzt überall auf der Welt so.
Junior: Nur eine Sache kann das aufhalten: totale Vernichtung, die einzige Lösung.
Glaubt ihr daran – totale Vernichtung, die einzige Lösung? Wollt ihr das?
Leroy: Geld ist das einzige, was es aufhalten kann. Geld ist der Schlüssel. Aber wenn es kommt, können wir es sowieso nicht aufhalten. In den nächsten zwei oder drei Jahren erwarten wir hier eine Revolution. Siehst du, Mister Manley hat sich jetzt zurückgezogen und arbeitet seine Pläne für die Zukunft aus.
Glaubt ihr nicht, daß es möglich wäre, Wahlkampf ohne diese Art der Auseinandersetzung zu machen?
Leroy: Wenn man den Polizisten und den Leuten alle Waffen abnehmen und statt dessen mit den Fäusten aufeinander losgehen würde, wäre alles in Ordnung, aber die Großen im Geschäft besorgen immer wieder Waffen.

der Hauptstadt Kingston gab es mehr als 450 Tote. Diese Wahlen brachten auch die von der JLP und den USA gewünschte Wende: Die JLP gewann mit einer klaren Mehrheit, an ihrer Spitze Edward Seaga, wegen seiner syrischen Abstammung ein Mann mit heller Hautfarbe. Seaga war Kandidat von Western Kingston, dem Wahlkreis der Slumbewohner.
Auf Jamaika gilt britisches Mehrheitswahlrecht: nur der Kandidat kommt ins Parlament, der in seinem Wahlkreis die meisten Stimmen erhält. Das hat zur Folge, daß die Parteien ihre traditionellen Wahlkreise beherrschen und neue hinzuzuerobern versuchen. Den schmutzigen Teil dieser Aufgabe besorgen die Gunmen und ihre Helfer. Zu ihren Aufgaben gehört es, Wahlbezirke der Gegenpartei zu überfallen oder einfach mal jemand umzulegen, von dem man weiß oder vermutet, daß er der Gegenpartei angehört oder nahesteht. Sich den parteipolitischen Auseinandersetzungen zu entziehen, können sich die Bewohner der Ghettoviertel am allerwenigsten leisten, denn nach den Wahlen ist der Kandidat der Siegerpartei mit sehr viel Macht ausgestattet, die es ihm erlaubt, sich seinen Wählern erkenntlich zu zeigen, indem er Wohnungen und Jobs vermittelt, Kredite beschafft oder Ackerland verteilt. Der Herr Abgeordnete behält dabei natürlich eine blütenweiße Weste – die Gunmen gehören immer zur Gegenseite.

Rudy: Es ist nicht möglich, einfach nicht möglich.
Leroy: Siehst du, ich bin eigentlich geborener Sozialist.
Aber jetzt nicht mehr?
Leroy: Nein.
Junior: Er mußte die Seite wechseln. Er war schon seit langer Zeit unser Freund, so haben wir ihn auf diesen Weg gebracht.
Rudy: Es ist so: Wenn eine Partei an der Macht ist, ist das die, die du unterstützt. So lebst du sicherer auf Jamaika.
Junior: Ja, du kannst nicht zu lange auf einer Seite kleben, sonst machst du dich nur fertig, und niemand verteidigt dich.
Du mußt dann also die Seite wechseln?
Junior: Ja, wo das Geld herkommt, da gehst du hin. Wo kein Geld herkommt, die läßt du sausen.
Leroy: Wir sind wirklich für die Rechte der Arbeiter, aber wenn die Leute von den Sozialisten uns bezahlen könnten – wir würden ihr Geld nehmen und sie dann umlegen.
Junior: Alle umlegen und ihnen dann die Waffen abnehmen.
Leroy: Siehst du, wir mögen die Sozialisten nicht.
Junior: Zu viel Ärger, Mann.
Leroy: Die Sozialisten sind zu sehr auf der Seite Cubas.
Wart ihr persönlich während der Wahl in Schießereien verwickelt?
Rudy: Das war der einzige Weg, um überleben zu können.
Junior: Siehst du, ich habe einen Schuß in meinen Fuß abbekommen.
Rudy: Jeder von uns war im Knast, wurde angeschossen, mit dem Messer verletzt oder etwas in dieser Richtung.
Leroy: Hier, die Narbe, Mann, hier reingeschossen.
Junior: Zu viel Ärger, Mann.
Leroy: Du mußt kämpfen, Mann.
War das vor den Wahlen oder während der Wahlen?
Leroy: Vor den Wahlen, als die Kandidaten nominiert wurden, die Kandidaten für deine Gegend, damit du weißt, für wen du stimmen sollst. Wir fingen an, Plakate zu kleben, damit jeder weiß, wie der Kandidat aussieht. Das war die Zeit, in der es sehr heiß herging. In der Nacht, als Leute Plakate angeklebt haben, kamen die von der Gegenseite und haben geschossen, je nachdem, welche Plakate du angeklebt hast. Wenn du JLP-Plakate aufhängst, und das sind Sozialisten, legen sie dich um.
Habt ihr jemals welche von der Gegenseite umgebracht?
Rudy: Ja, zur Selbstverteidigung. Entweder killst du, oder du wirst gekillt.
Leroy: Zur Selbstverteidigung, vielleicht auch mal einen erschossen, der nicht stehengeblieben ist, als wir ihn kontrollieren wollten, der mit seinem Auto durchgefahren ist. Nicht jeder Todesfall steht in der Zeitung.

Rudy: Einige Leute sind bis heute nicht gefunden worden. Niemand weiß, daß sie tot sind.
Leroy: Am stärksten konzentriert hat sich das in Kingston, im Ghettogebiet, aber es war überall.
Rudy: Es hat sich verbreitet wie eine Seuche, es ist ansteckend. Auf dem Land war es nicht so schlimm wie in Kingston. In Kingston mußtest du um sechs ins Bett gehen, oder du wurdest erschossen.
Leroy: In dieser Zeit konntest du nicht mehr auf die Straße gehen.
Junior: Ich mußte im Mangobaum sitzen, mit meiner M 16.
Leroy: Eine Menge schlimmer Sachen passieren hier, Mann. Einmal war eine Schießerei in Greenwich Farm. Neun Leute wurden in einem Haus getötet. Neun Leute. Weil einer mal was gesagt hat, was gewissen Leuten nicht paßte. Neun Leute in einem Haus. Familie und Freunde, alle, die in dem Haus waren, aber sie haben den, den sie gesucht haben, nicht gefunden.
Junior: Als die PNP noch an der Macht war, konnte ich in den Supermarkt gehen, und da gab es nichts zu kaufen außer Keksen und Brot. Noch nicht einmal Zucker für meine Kekse. Aber jetzt, seit Labour übernommen hat, kriege ich alles, alles, was ich will.
Leroy: Siehst du, es kostet meistens noch genau so viel wie vorher, aber auch wenn einiges teurer geworden ist, kaufen es die Leute trotzdem, denn sie haben es lange Zeit nicht gesehen.
Rudy: Manley hat sich mit den Cubanern und den Russen angefreundet, aber diese Sachen wurden aus den USA importiert. Seaga war von der CIA kontrolliert. Die CIA hat dann all diese Importe von Amerika nach Jamaika unter dem Manley-Regime unterbrochen, um die Leute auszuhungern, damit sie Michael Manley überstimmen und Seaga an die Macht kommt. Das war die einzige Möglichkeit für Seaga, zu gewinnen.

Tilman Spengler
Die Macht zu verlieren
Sozialdemokraten in Bayern

1. Im Namen der Nelke

Dem Landesvorsitzenden ist die Blume egal. Es könnte auch eine Rose sein, meint er, vielleicht eine Tulpe, Hauptsache die Farbe stimmt, das kräftige Rot. Man muß die Worte »kräftiges Rot« auf Fränkisch aussprechen, dann trifft der Wortklang die Stimmung, die hinter dem botanischen Bekenntnis steht: da schwingt Trutz mit, der sozusagen erst auf der letzten Note in Ironie übergeht. Der Wahlkampf ist fast vorüber. Der Landesvorsitzende hat an diesem Abend in Nürnberg viele Nelken bekommen und sie alle weiterverteilt – Nelken mit Spargelgrün; einige Genossen kürzen den Stiel und ziehen die Blume ins Knopfloch ihrer Freizeitsakkos. Der Landesvorsitzende hat auch ein Spankörbchen mit biologisch-dynamischem Gemüse überreicht bekommen. Daraus hat er sich eine Tomate ausgesucht. »Die Möhren sind eher blaßrosa«, sagt die freundliche Pressesprecherin, und: »Helmut, du mußt jetzt ein paar Worte sagen.«
Hier nennen ihn alle Helmut. Sein Fahrer sowieso, der hat schon den Volkmar Gabert Volkmar genannt, der Ortsvereinsvorsitzende und die Käthe Strobel natürlich auch, die Genossen der Basis ebenso und die Jusos erst recht. Die Aufgabe der persönlichen Distanz ist ein Bauernopfer, aber ein notwendiges, unter Genossen heißt das Stallwärme, und Stallwärme schweißt zusammen. Unter Genossen gibt es keine Großkopferten, denn sie sind ja alle Genossen, selbst wenn sie ständig mit anderen Großkopferten zu tun haben. Das Bad in der Menge ist für die Menge erfrischend.
Der Landesvorsitzende redet nur kurz. Wie auf der Nachmittagsveranstaltung erzählt er von der Antwort, die er einem Mann gegeben hat, der ihm bei der Morgenveranstaltung am Duda-Eck gesagt hatte, die SPD sei doch eine tote Partei. Dem hat Helmut Rothemund entgegengehalten: »Wer in die Vergangenheit blickt, der weiß, wir Sozialdemokraten leben weiter, weil wir gebraucht werden. Wir sind nicht tot.«
Ob er damit am Morgen alle Zuhörer überzeugen konnte, ist fraglich. Das Grüppchen, das sich in meiner Ecke gebildet hatte, schien auch gar nicht so ohne weiteres bereit, die Kunde vom Überleben als frohe Botschaft aufzufassen. Gerade die Finanzpolitik der Bonner Genossen stieß dort auf heftige Kritik. Den »Bangrodöhren« in Bonn, erregte sich ein kleiner Dicker mit breiten Hosenträgern, gehöre die Macht schleunigst entzogen: »Die immer

mit ihren europäischen Vergleichen! Wenn sich mein Nachbar aufknüpft, muß ich das doch nicht auch tun.«
Doch am Nachmittag hatte es für die Bekundung des Überlebenswillens Beifall gegeben. Rothemund hatte verdienten Genossen die Georg-von-Vollmar-Medaille überreicht, die höchste Auszeichnung der bayrischen SPD. Diesen Genossen hatte das Bekenntnis zur Partei und die Arbeit im antifaschistischen Widerstand Gefängnis, Zuchthaus und Konzentrationslager eingebracht. Lebten wir nicht in einem Geschichte salopp verdrängenden Land, handelte es sich nicht ausgerechnet auch noch um Bayern, die Geehrten wären zu Rittern irgendeiner nationalen Ehrenlegion geschlagen worden. Aber da in Bayern die CSU regiert, beginnt die Geschichte des Landes entweder mit den Wittelsbachern oder nach 1945. Konzentrationslager sind hier kein rechtes Thema. Und an das »Anti« hängt man seit jeher lieber den Bolschewismus als den Faschismus.
An der Feier nahmen nicht viel mehr als hundert Menschen teil; ein Seniorenkränzchen eher als eine Parteiveranstaltung, die »Kraft aus der Vergangenheit« schöpft, wie es mir ein Funktionär vorher erklärt hatte. Unter den Alten ist die Vergangenheit noch sehr lebendig, und hätten nicht hier und da Stimmen gemahnt: »Geht zu, seid halt a weng leis, sunst geht die Kabelln under«, hätte man vom Streichquartett nicht viel gehört. Neben ihren Medaillen und Urkunden kriegten die Preisträger übrigens einen Blumenstrauß, in dem ich nur Gladiolen und Chrysanthemen, aber keine Nelken entdecken konnte.

2. Farben müssen fallen für die Macht

Einer der Stellvertreter des Parteivorsitzenden hat sich seit längerem mit der Farbenfrage auseinandergesetzt und sich eine eigene Meinung gebildet. Für ihn rangieren Weiß und Blau an erster Stelle. Weiß-blaue Nelken gibt es selten. Das ist dem Stellvertreter egal. Die Partei habe sich Weiß-Blau, die bayerischen Landesfarben, stehlen lassen von den Schwarzen, meint der Stellvertreter. Die Schwarzen täten so, als hätten sie Bayern nicht nur erfunden, sondern auch für ewig gepachtet. Aber weiß-blau, das seien auch die Roten, viel intensiver und auch viel länger schon als die Schwarzen. Rot sei in diesem Lande einfach nicht durchzusetzen, Grün dagegen schon eher; wenn die SPD sich endlich zu einer realistischen Machtperspektive durchringen könne, dann nur über Weiß-Blau – mit einem kräftigen grünen Streifen. Es klang wie mittelalterliche Heraldik.
Diesem Stellvertreter wird von vielen Genossen vorgeworfen, er treibe »das mit dem Weiß-Blau« etwas zu heftig. Vielleicht deswegen, weil er ein gebürtiger Berliner sei, meinen einige, die ihm nicht wohlwollen und die gern

und unaufgefordert höhnen, der Stellvertretende würde die Landesfarben auch auf seiner Unterwäsche tragen. Befremdlich sei auch seine Angewohnheit, ständig im Raiffeisen-Smoking herumzulaufen, damit täusche er aber hier keinen. Gemeint ist der Trachtenanzug. Der ist gut geschnitten, und so schlecht ist das Bayerisch auch nicht, das der Träger der Tracht spricht. Es paßt sich nicht ungeschickt der Inszenierung von Bayern an, die der politische Machtträger hierzulande beherrschen muß: einige Passagen in südlichem Hochdeutsch für die allgemeinen Zusammenhänge, dann ein paar rhetorische Beschleuniger ins Bajuwarische für den Pepp, den Rück- oder Vorfall ins »Jetza Buam, auffi geht's, mir san die Mehreren, mir san die Schwereren«. Das beherrscht der Stellvertreter ganz überzeugend, vielleicht nicht perfekt, doch er ist ja auch nur Stellvertreter, und es ist auf jeden Fall ungerecht, wenn der ehemalige Kassierer eines Ortsvereins aus dem bayerischen Fünfseengebiet sagt: »Wissen Se, den Bödderich konnten wir hier im Oberland nich jebrauchen, der Kerl berlinert, det schluch mir an der Basis immer wieder entgegen, der brachte uns hier och nich die Mehrheiten, die wir brauchten.«
Wie gesagt, der Vorwurf ist ungerecht, auch schon deswegen, weil die Sozialdemokraten in Bayern ja auch die Unterstützung der zahllosen Zugereisten erwerben müssen, für die Verschnittformen des kulturell Hergebrachten am ehesten verständlich sind. Außerdem möchte der Stellvertreter auch so völlig auf Rot nicht verzichten – neben Weiß und Blau und Grün –, »wir müssen uns bewegen wie die Fische im Wasser«, sagte er mir, »wie die roten Fische in den klaren Seen Oberbayerns«.

3. Macht hat, wer sie hat

Im Freistaat Bayern hat eine Partei die Macht, und zwei andere haben sie nicht. Doch sie haben sie auf unterschiedliche Weise nicht. Die kleinere der Ohnmächtigen, die FDP, hat sie ohnehin nie gehabt und machte dabei, solange sie noch im Parlament saß, einen glücklichen Eindruck. Die Liberalen Bayerns kämpfen nicht um die Macht, sondern gegen die Übermacht. Sie machen das mit einem schrecklich dicken Mann an der Spitze, doch der wirkt mächtig nur, wenn man ihn mit einem aus der Form geratenen Guglhupf vergleicht. Seine Gefolgsleute im bayerischen Landtag tummelten sich dagegen mit der Unbeschwertheit parlamentarischer Berber, die mal hier, mal dort auftauchen, um dem Gegner in die Kniekehlen treten zu können. Erfahrung hat sie gelehrt, daß große Parteien – gleichgültig, ob an der Macht oder nach ihr strebend – meist genug mit sich selbst beschäftigt sind. Da reicht oft schon ein kleiner Tritt, um deren Gleichgewicht ins Purzeln zu bringen. Auf diese kleinen Tritte verstanden sie sich, weil sie in ihren Reihen

einen Fraktionsgeschäftsführer hatten, der mit der deutschen Sprache und einigen ihrer Bilder umgehen kann. Die Sozialdemokraten dagegen formulieren ihre Pressetexte, als müßten sie beständig an Zwergschulen und das historische Vermächtnis von Hammer und Amboß erinnern oder als kriegten sie eine Sonderzulage, wenn sie »einen haltlosen Vorwurf der Regierungspartei mit entschiedenem Protest« zurückweisen dürfen. Für einen Satz wie »Der Strauß war diese Woche mal wieder so aktiv wie Diogenes in der Tonne«, wie ihn der FDP-Sprecher gleichsam aus der Schürzentasche schleuderte, müßte die bayerische Sozialdemokratie eine Initiative »Dichter und Intellektuelle unterstützen Sozialdemokraten« mobilisieren, mit einem Stellvertretenden Landesvorsitzenden an der Spitze.

Die bayerische SPD neigt eher dazu, die Macht, die ihr abgeht, als ein zu Unrecht verweigertes Erbteil zu betrachten. Darüber hadert sie wie der älteste Bauernsohn, der bei der Testamentseröffnung erleben muß, daß der größte Teil von Haus und Hof wider allen Brauch an den jüngeren Sohn gefallen ist, auf dem nicht nur das Auge des Pfarrers, sondern auch das zahlreicher Nachbarn mit unverhohlenem Wohlgefallen ruht. Dabei ist sie doch wirklich der ältere Bruder, hat schon 1919 einmal, für ein Jahr, den Ministerpräsidenten gestellt, dann 1945 erneut mit Wilhelm Hoegner an der Spitze eines Allparteienkabinetts Verantwortung getragen und – wieder mit Hoegner – von 1954 bis 1957 regiert, als es zu einer Viererkoalition gekommen war, der die CSU nicht einmal angehörte. Dann kam die leidige Spielbankenaffäre, die der Bayernpartei den Garaus machte, dann kamen Neuwahlen, und plötzlich war Schluß mit der Macht. Die CSU schluckte die Bayernpartei – und das, obwohl mehr als ein Bayernparteiler, der sich später bei der CSU in Amt und Würden wiederfand, geschworen hatte, er würde »eher zum Frühstück jeden Morgen einen Schwarzen fressen«. Und auf einmal lagerte die CSU um die Fleischtöpfe der Macht, die SPD nagte hingegen – so ein Funktionär – »am Knochen der Opposition und wurde sauertöpfisch«.

Die Rolle der Opposition sei auch ehrenhaft, meinte damals Volkmar Gabert, und wenn die Bevölkerung das nicht honoriere, so zeige sie damit, wie weit ihr Denken noch im Obrigkeitsstaat verwurzelt sei. Wie die meisten Sozialdemokraten hatte Gabert ein feines Gespür für das, was sein sollte, und war absolut unempfindlich für das, was war: die Bevölkerung, zumindest der wahlstatistisch ausschlaggebende Teil der Mehrheit der Bevölkerung des Freistaats Bayern, honorierte fortan statt der Opposition die Obrigkeit.

Die SPD möchte jetzt auf eine für sie ganz und gar ungewöhnliche Weise die Macht zurückerobern, die Macht in Bayern, nicht in Bonn, denn offenbar kann man die Macht in Bayern nur gegen Bonn gewinnen. In Bonn, meinen die Bayern, brauche die SPD die Opposition, um sich zu regenerieren. In Bayern befindet sich die SPD schon seit einem Vierteljahrhundert in der Opposition, da fällt es schwer, nach all den Jahren festzustellen, was hier regeneriert wurde. Jetzt setzt man auf die Macht, um sich zu regenerieren.

Diese Macht, die angestrebt wird, ist zunächst einmal keine politische Macht, noch nicht, doch dahin soll »während der nächsten ein, zwei Legislaturperioden« eine Veranstaltung führen, die der Stellvertreter als »langen Marsch durch die gesellschaftlichen Institutionen« bezeichnet: Dieser Weg führt durch Feuerwehr und Trachtenvereine, in den Kommunen sollen die Genossen in den Sportclubs mitturnen und »in verantwortlichen Positionen« die Freizeitgestaltung tragen. Der Landesvorsitzende erwägt darüber hinaus auch einen »Schulterschluß mit der katholischen Arbeiterjugend«.

Annäherung durch Wandel oder Wandel durch Annäherung? Man habe die Erkenntnis machen müssen, meint der Stellvertreter, daß genuin politische Themen keine große Zugkraft mehr auf den Wähler haben, daß – so die Meinung eines Kreisvorsitzenden – »die Bevölkerung rationalen Argumenten nicht zugänglich« sei. Gerade auf dem Lande ist die Bezeichnung »Du Roter« eben immer noch als Schimpfwort gebräuchlich, deshalb sollen sich die Genossen zunächst einmal als honorige Mitbürger profilieren – und das eben in den Feuerwehren, den Trachtenvereinen usw. Denn »draußen im Land« wird ja nicht wegen der Politik gewählt, sondern wegen Respekt (es sei denn, man ist ein Roter, dann hilft das bislang auch nicht – aber in Zukunft?).

In der CSU ist man über diese Strategie nicht sonderlich überrascht – man hat sie dort schließlich schon seit mehr als drei Jahrzehnten mit Erfolg praktiziert. So erfolgreich, daß mittlerweile fast vier Fünftel aller Bürgermeister und beinahe zwei Drittel aller Landräte von der CSU gestellt werden. Multipliziert man diese Zahlen mit den Angehörigen von Gemeinderäten, Kreisdelegierten und eben den Verbandsfunktionären von Feuerwehren, Trachtenvereinen usw., dann kann man als Sozialdemokrat schon leicht Platzangst bekommen. (»Ihr müßt das einmal erleben, Genossen«, erzählte ein Landtagskandidat seinen Zuhörern, »wie das im Landtag ist, wenn sich bei einer Abstimmung die ganze Fraktion der CSU erhebt, das rauscht, als würden Schneebretter losgetreten.«) Man kann sich aber auch leicht ausmalen, wie honorig die sozialdemokratischen Mitbürger sein müssen,

um die honorigen christlich-sozialen Mitbürger in den Schatten zu stellen. Und auf die Folgen des Wettstreits darf man gespannt sein: Wenn alle lokalen CSU-Funktionäre und alle lokalen SPD-Funktionäre ihre ganze Kraft auf die örtlichen Feuerwehren, Trachtenvereine und Sportclubs werfen, wird bald im ganzen Freistaat nur noch geturnt, gejodelt und gelöscht – streng unpolitisch natürlich.

Die CSU sieht den künftigen Auseinandersetzungen mit Gelassenheit entgegen: »Denen kommt ja dann doch wieder ihre Ideologie in die Quere«, heißt es in der Parteizentrale, »und außerdem haben wir die bekannteren und die besseren Männer!« Der Sprecher nannte die Namen einiger Minister. Der Name des damaligen Innenministers war nicht darunter. Als ich die obligate Frage nach der Langemann-Affäre stellte, winkte der Sprecher lachend ab, das interessiere im Oberland doch nun wirklich niemanden mehr, und wenn die SPD keine anderen Themen finden könne – das mit der Gesamtschule sei ja schon mitleiderregend –, dann müsse man ohnehin nur noch die Freien Wählervereinigungen fürchten.

Ganz ohne Massenwirkung sind die Affären natürlich nicht, in die die Mitglieder der Staatsregierung verstrickt sind oder waren, oder von denen es die Sozialdemokraten vielleicht auch nur vermuten. Auf einer Parteiveranstaltung im Münchner Südosten warnte ein alter Sozialdemokrat seinen Landtagskandidaten: »Hans, du, vor dem Strauß muaßt' fei Obacht geb'n. Der und da Jahn vom Wienerwoid, de steckan doch oiwei zamm. I sag nur: oa Soaffa. Da Strauß menetschd des politisch und kriagt dafia de Guatschein fir de Hendl'n. De frißt a ummasunst.« – »Des vagunn i eam«, wiegelte der Landtagskandidat ab.

Wenn die Affären der anderen den Sozialdemokraten zu mehr Stimmen verhelfen sollen, dann vielleicht nur über den Generalnenner »Machtmißbrauch«. Der Landesvorsitzende ist sehr dafür, hier große Glocken anzuschlagen: Parteispenden der zwielichtigen Art, Abschreibungsgeschäfte, Postenvergabe, nicht zuletzt die Besetzungen im Bayerischen Rundfunk, über die in fröhlicher Unverfrorenheit in der Nymphenburger Straße, dem Sitz der Christlich Sozialen, entschieden wird. Doch würden es die »Roten« anders machen, wenn sie die Macht hätten? Der Stellvertreter rollt verzweifelt mit den Augen, wenn er aufs Thema kommt. »Ganze zwei Leute« hätten sie noch im Funk, klagt er, die klare sozialdemokratische Positionen verträten. Ob das für die betreffenden Journalisten ein Kompliment ist? Die Redakteure in Freimann oder am Rundfunkplatz, die noch ohne Parteibuch der CSU ihren Dienst verrichten, sehen das anders. »Die bayerische SPD unterstützt Kollegen«, erzählen sie, »die statt durch Intelligenz oder Kompetenz durch Linientreue auffallen – und das wird dann prämiert.« Außerdem sei es schon ein wenig abwegig, in einem Land, dessen Bürger sich in freier Wahl zu mehr als zwei Dritteln für eine konservative Politik entschie-

den hätten, einen öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu erwarten, der bei der Erwähnung der Namen Schmidt, Brandt oder Wehner in Hosianna-Rufe ausbreche. Es sei schon viel gefährlicher, sagen die Redakteure, daß in den Sendungen generell immer weniger politische Themen vorkämen: statt dessen immer mehr bayerische Volksmusik und zünftige Abende in der Stub'n. Andererseits, wenn es der SPD ernst ist mit dem langen Marsch durch die Institutionen, kann sie vielleicht Punkte machen, wenn zwei respektable Krypto-Sozis am Abend in der Stub'n die Maultrommel blasen.
Auch außerhalb von Funk und Fernsehen kann die SPD keine Pfründe anbieten, keine Vorstandssitze in der Landesbank, keinen Platz an der Spitze der Zentralen Besamungsanstalt, erst recht nichts in den Ministerien. Mit einem roten Parteibuch ist in Bayern schlecht Karriere machen, und die jungen dynamischen Männer, die ziehen jetzt alle zur CSU, und viele der jungen dynamischen Frauen tun es ihnen nach, das verstehe, wer will. »Im Sozialministerium haben wir vielleicht noch zwei«, sagt der Stellvertreter resigniert, aber präzise – nun gut, die Zahlen sind ja auch überschaubar. Denn mittlerweile kann die Partei auch in den großen Städten des Landes kaum noch etwas anbieten. »Wir sind jetzt bald überall in der Opposition, und Opposition hat man in diesem Lande noch nie honoriert. Das Land liebt Machtentfaltung, barocken Prunk, will Repräsentation und Herrschaft, da müssen wir dafür sorgen, daß ein Teil des Glanzes auch immer auf uns abfällt. Und das bedeutet: ständige Präsenz!«
Daß in Bayern Opposition nicht geschätzt würde, ist natürlich blanker Unsinn. Es fragt sich nur, wer gegen wen opponiert. Wenn Franz Josef Strauß gegen die Bonner Sozis polterte, in Passau, in Vilshofen oder in Waldkraiburg, dann trug ihn eine Woge bierschäumender Begeisterung. Selbst wenn er's dem Fraktionsvorsitzenden seiner eigenen Mannschaft oder dem schlauen Kultusminister zeigte, konnte er sich des Beifalls sicher sein. Der Herbert Achternbusch hat schon recht, wenn er sagt, dieses Volk bestehe zu 60 Prozent aus Anarchisten, und die wählten alle die CSU.
Mit Achternbusch hat sich der Stellvertreter kürzlich schwergetan. Gegen die Ausstrahlung von dessen Film »Servus Bayern« hat er – mit der CSU – im Rundfunkrat heftig protestiert, getreu seiner Linie, bei der Verteidigung von Weiß und Blau immer an allererster Stelle zu stehen. Allerdings stand er damit in der Fraktion ziemlich allein da. Nachdem der Film den Kollegen ein zweites Mal vorgespielt worden war, verstand auch der rechte Fraktionsflügel nicht, warum der Böddrich so viel Lärm gemacht habe. Natürlich sei der Film unverständlich, aber anti-bayerisch?
Peinlich war des Stellvertreters Vorpreschen auch deshalb, weil es gerade kulturpolitische Themen sind, mit denen die SPD auf sich aufmerksam machen will. Dies nicht zuletzt, um an eine vergleichsweise rosigere Tradition anzuknüpfen: das Volksbegehren für die Rundfunkfreiheit, das unter ande-

rem dazu führte, daß es der CSU untersagt wurde, noch mehr Vertreter der Partei direkt in den Rundfunkrat zu entsenden, und der erfolgreiche Kampf gegen die Konfessionsschulen. Heute kämpft der medienpolitische Sprecher der SPD gegen die »Astro-Show«, eine für viel Geld vom Bayerischen Rundfunk produzierte Sendung, bei der es offenbar um Astrologie geht. Ob dieser Kampf die Stimmung des Volkes trifft? Man wird es – bei aller Abneigung gegen das, was im deutschen Fernsehen als Unterhaltung bezeichnet wird – bezweifeln müssen, zumal auch die Angriffe um keinen Deut kurzweiliger sind als das anstößige Ziel der Attacken. Da liegt die Frage schon näher, ob eine Partei noch ganz bei Trost ist, ihre ohnehin nicht sehr beeindruckenden Kräfte ausgerechnet auf dieses Thema zu lenken. Nicht viel glücklicher mutet das bedingungslose Eintreten für die Form der Gesamtschule an. »Strategisch ist das natürlich Unsinn«, gibt der Stellvertreter auch zu, »doch daran erkennen Sie den Unterschied zwischen Opposition und Obstruktion. Die CSU betreibt eine reine Obstruktionspolitik. Wir dagegen einigen uns auf ein Ziel – wie jetzt die Gesamtschule – und stehen das bis zum Ende durch.« Daß mittlerweile der Sinn dieser Schulform unter Pädagogen umstrittener ist als damals der Unsinn der Bekenntnisschule, ficht weder Stellvertreter noch Parteiführer an: schließlich gehe es ja auch um den Ruf der Partei, in Schulfragen ständig Akzente setzen zu können.
Auf anderen Gebieten hält sich die Partei eher zurück, da hat man mit einem Beispiel schlechte Erfahrungen gemacht. Das war die Umweltpolitik. Dafür hatte die Partei einmal einen sehr rührigen Vertreter, der sich früher als viele andere für die Reinhaltung der Seen einsetzte und auch darauf hinwies, daß zwischen dem Bau von Atomkraftwerken und deren Entsorgung ein Zusammenhang bestehen müsse. Das wäre nun einmal ein Thema gewesen, das der Partei den Zulauf von Wählern hätte bescheren können, die traditionell ihr Kreuz in einen anderen Kreis setzten. Nur sah das die Fraktion anders oder besser überhaupt nicht. »Der Reinhold war damals weiter als wir«, heißt es heute bedauernd. Und als die Partei aufwachte und selber auf ökologische Mißstände hinzuweisen begann, da fand sie zwar Zustimmung, doch keine Wähler, denn die schlossen sich nicht der SPD, sondern gleich den Grünen an, und sie zogen so viele Gleichgesinnte mit sich, daß sich die SPD ihr Engagement für den Umweltschutz noch einmal gründlich überlegte. Was dabei herauskam, war unter anderem die Unterstützung für das Projekt Rhein-Main-Donau-Kanal. Für den hatten sich vor vielen, vielen Jahren die Sudetendeutschen Sozialdemokraten eingesetzt – gegen die CSU –, um »die Verbindung mit dem Osten« zu fördern. Dann nahm sich die CSU der Sache an und machte daraus ein bayerisches Projekt. Da durften die Sozialdemokraten nicht abseits stehen und machten es – Ökologie hin oder her – zu einem ganz besonders bayerischen Projekt. »Gleichzeitig stehen wir damit voll in der Tradition der Ostpolitik«, fügt der Landesvor-

sitzende hinzu. Doch ob man für Ostpolitik Kanäle braucht, von diesen Dimensionen?

5. Die Personen und ihre Darsteller

»Wollen Sie eigentlich wirklich Ministerpräsident werden?« habe ich den Landesvorsitzenden gefragt, denn wie beharrlich und entschlossen kann man eigentlich etwas wollen, das – einen Akt Gottes ausgeschlossen – für den Kandidaten in absehbarer Zeit so erreichbar ist wie die Regentschaft über die Volksrepublik China? »Selbstverständlich«, antwortete der Vorsitzende mit entwaffnender Direktheit und, mirabile dictu, in offenbarer Überzeugung. Anders als die meisten Parteigenossen kann ich ihn mir gut als Landesvater vorstellen. Er bringt dafür nicht nur die körperlichen Voraussetzungen mit; das leicht Untersetzte, das leicht Füllige, der leicht zurückgetretene Haaransatz und das leicht Kantige der Gesichtszüge, all das strahlt Solidität aus, ganz besonders, wenn man es mit dem Typ des Vier- bis Fünfschröters vergleicht, den die CSU an ihrer Spitze hat. Rothemund vermittelt auch jene, selbst von den Alternativen gewünschte Mischung aus »Gefühl und Härte«, die man als Graffiti an Berliner und Münchner Häuserwänden lesen kann. Außerdem ist er Einserjurist und damit ein Mensch ohne intellektuelle Ambitionen, die bei Berufspolitikern ja häufig zu Größenwahn führen.
Nur als Oppositioneller ist er falsch besetzt. Nicht nur, daß ihm immer wieder diverse Pannen unterlaufen, über die sich die Gegner innerhalb und außerhalb der Partei hämisch freuen. Ihm fehlen ganz einfach entweder die Unbefangenheit des Unbedarften, wie Helmut Kohl sie verkörpert, oder das verschlagen Schwungburschenhafte eines Franz Josef Strauß. Und er verbreitet auch nicht die Machtbesessenheit eines Alfred Dregger, den der Vertreter des Vorsitzenden zähneknirschend bewundert, weil der – aus ähnlich ärmlichen Stimmverhältnissen wie die bayerische SPD kommend – seine Partei ganz nah an die Macht geführt hat. So spendet die hessische CDU den bayerischen Genossen Trost.
Rothemund wäre der Idealfall für einen unbefleckt empfangenen Landesvater – doch das ist im katholischen Bayern natürlich unmöglich.

6. Verlustzuweisung

»Aus der Treue und Redlichkeit gerade unserer älteren Genossen schöpfen wir unsere Kraft«, hatte der Vorsitzende erklärt, als er im Fränkischen auf einer Versammlung sprach. Er hätte hinzufügen können, daß es bei den

Jugendlichen auch nicht mehr viel zu schöpfen gibt. Aber auf die Älteren kann er sich verlassen, sie stehen den Sozialdemokraten bei, gerade jetzt, wo die enttäuschten Karrieristen genauso wie die politischen Visionäre und die frischgebackenen Eigenheimler aus dem ambitionierten unteren Mittelstand der Partei den Rücken kehren – in eben der pragmatischen Eile, in der sie ihr zuvor die Brust zugewandt hatten. Eine finanziell so auf Dornen gebettete Landespartei weiß, was sie an den treuen Anhängern hat, die unentgeltlich Plakate kleben, Prospekte in Briefkästen werfen und bei politischen Versammlungen die interessierte Zuhörerschaft spielen. Wo die CSU wie ein gut funktionierender Großkonzern das Land mit einem Vertreternetz überzogen hat, müssen die Genossen auf alte Loyalitäten setzen, auf Einsatzbereitschaft und die Zufälligkeit eines freien Abends. Das macht den Apparat schwer- und anfällig.

Mit den Geldern muß sorgsam wie noch nie umgegangen werden; im Landtagswahlkampf zahlen viele Kandidaten Plakate, die auf sie aufmerksam machen sollen, aus eigener Tasche.

»Genossen, ihr wißt alle, wir wissen alle: es muß gespart werden«, sagte der Ortsvereinsvorsitzende, als Helmut Rothemund endlich auf dem Sommerfest seines Verbandes eingetroffen war: »Die Partei braucht das Geld, deshalb haben wir für das Programm auf unseren Bauchredner und den Zauberer verzichtet.«

Aus Bonn ist keine große finanzielle Entlastung zu erwarten, wie es ohnehin sicher keine große Hilfe für die Landespartei ist, daß die Parteizentrale die bayerischen Genossen immer erst als Bayern und dann als Genossen zu betrachten pflegt – mit derselben Überheblichkeit, die den Umgang von Nicht-Bayern mit Bayern und von Bayern mit Nicht-Bayern kennzeichnet. Wehner und Vogel mögen mittlerweile gute Freunde sein, daß der eine den anderen einmal »das weißblaue Arschloch« genannt hat, wirkt immer noch ein wenig fort. Helmut Schmidts Bekenntnis, ihm als Norddeutschem seien die Holländer viel näher als die Bayern, hat bestimmt die niederländischen Genossen mehr erfreut als die bayerischen.

»Es ist ja aber auch nicht nur eine Frage der Darstellung«, sagt der Stellvertreter, »wir Sozialdemokraten können einfach mit der Macht nicht umgehen.« Aber warum streben sie dann nach mehr?

»Wenn wir das Ganze einmal unter dem Machtaspekt betrachten«, fragte ich den Stellvertreter bei unserem abschließenden Gespräch, »wo würden sich die bayerischen Sozialdemokraten denn bundesweit einordnen?«

»Die Bonner sind sich über eines noch nicht im klaren«, war die Antwort, »wir können die nächste Bundestagswahl hier ganz alleine verlieren.«

»Das hat er von mir«, sagte der Landesvorsitzende.

Gerd Kröncke
Die neuen Barone von Ruhr und Emscher

Im Revier, wie man das so vereinfachend nennt, also zwischen Duisburg und Dortmund, mit Ausfransungen nach Hagen und Moers, haben noch immer die Sozialdemokraten das Sagen. Sie tun so, als sei das immer so gewesen, und manche auch, als würde es immer so bleiben. Ständig trifft man auf Leute, deren Vatta oder gar Oppa schon SPD gewählt haben.
Irgendwann wird es wohl vorbei sein mit der Macht der Sozialdemokraten im Revier. Schon haben Demoskopen das bevorstehende Desaster hochgerechnet, hat ein sozialdemokratischer Statistiker, ein Genosse vom Rhein, der das Ruder noch einmal herumwerfen möchte, ausgerechnet, in welcher Reihenfolge die roten Rathäuser stürzen werden. In Mülheim an der Ruhr, wo gerade eine Frau als Oberbürgermeister eingezogen ist, sieht es ziemlich schwarz aus; die Stadt ist bürgerlicher geworden, der Dienstleistungssektor hat zugenommen und mit ihm der Anteil der jungen Aufsteiger (nicht zu vergessen die atomare Kraftwerks-Union, KWU, die dort ihren Sitz hat und deren Weiße-Kragen-Arbeiter die CDU-Prozente aufblasen). Die absolute Mehrheit wird am Ende, bis der Trend wieder Genosse sein wird, in einer Stadt wie Bottrop bleiben, eine Kommune, die immer schon rot war, in der sogar noch nach Adenauers großer Hatz ein paar Kommunisten übriggeblieben sind, die der DKP zeitweise Prozentzahlen vor dem Komma verschafften. Deren Söhne wenigstens werden weiterhin Es-pe-de wählen.
Es gibt derzeit keinen CDU-Oberbürgermeister in einer Revier-Stadt – bei der vorigen Kommunalwahl in Nordrhein-Westfalen haben sich die Sozialdemokraten den letzten dazugeholt, in Hamm. Und man wird sie vermissen, einen wie den anderen, und sich erinnern, wie sie Ende der 70er Jahre beim Kanzler, der damals noch unangefochten Helmut Schmidt hieß, und keiner konnte sich einen anderen vorstellen, wie sie bei ihm anrückten, um mit ihm Tacheles zu reden. »Ohne das Revier«, sagte damals Günter Samtlebe, »kann sich diese Koalition abmelden für die nächsten Jahrzehnte.« Unterdessen hat sich die Koalition auf andere Weise abgemeldet, aber bis zuletzt haben die mächtigen Genossen von Ruhr und Emscher die Fiktion aufrechterhalten, daß im Revier Wahlen gewonnen würden. Über fünf Millionen Menschen leben dort.
So einen wie Günter Samtlebe hat jede Stadt. Einen starken, kaum angreif-

baren Mann, auf dem rechten Flügel der Partei angesiedelt, pathetisch wie Horst Katzor in Essen, der uns schon seit Jahrzehnten auf die Großvatertour kommt und der mit den Jahren immer salbungsvoller geworden ist, dabei aber beinhart. Oder Heinz Eikelbeck aus Bochum, der öffentlich gegen die Stahlplastik vor dem Hauptbahnhof zu Felde zieht, die ihm seine eigenen Kulturfritzen für einen sechsstelligen Betrag dort hingestellt haben; immer jovial und immer für den VfL, der ihm mehr Kultur bedeutet als jedes Schauspielhaus. Oder Günter Samtlebe selbst. Man muß ihn erlebt haben: ein durchtrainierter Typ, durchaus bürgerlicher Umgangsformen mächtig, und wenn er den feinen Nadelstreifen trägt, braucht es nicht einmal die schwere Amtskette, um ihn als Oberbürgermeister von Dortmund auszuweisen. Als er das erste Mal gewählt wurde, das sind nun bald zehn Jahre her, gaben ihm auch die Christdemokraten im Stadtrat ihre Stimme und nannten das guten demokratischen Stil. In Wirklichkeit hätten sie gern, als zweitstärkste Fraktion, seinen Stellvertreter benannt, wurden aber – Mehrheit ist Mehrheit – von den Sozialdemokraten abgebürstet. (Beim nächsten Mal haben sie dann auch gegen ihn gestimmt, was für ihn keinen Unterschied machte.)

Kaum einer kann so poltern auf SPD-Parteitagen wie Günter Samtlebe, z. B. wenn er Helmut Schmidt die Flanke freihielt, von rechts sowieso, und auf die Linken haut es sich gut in der Partei. Wer ist denn von denen, pflegt Günter Samtlebe zu sagen, morgens auf Schicht gegangen? Für all den grünen Firlefanz hätten die Kumpel doch nichts übrig, sollen die anderen doch erst einmal malochen. Kann man ja drüber reden, wenngleich Günter Samtlebe auch nicht mehr auf Schicht geht. Er hat mal, nach dem Krieg, auf Hardenberg Kohle gekloppt, »nicht gerne«, wie er manchmal zugibt, dienstverpflichtet. Danach hat er bei Hoesch und in der SPD Karriere gemacht. Ist Verwaltungsdirektor bei Hoesch und war im Aufsichtsrat der Vereinigten Elektrizitätswerke, die sich nicht eben für Alternativ-Energien stark machen und im Hochtemperaturreaktor von Schmehausen, was einen Luftsprung von Dortmund entfernt liegt, eine Zukunft sehen – ein Monster von der Qualität des Schnellen Brüters.

Er spielt seine Rolle noch immer vorzüglich, ist immer sein Geld wert gewesen. Wenn Günter Samtlebe in die Bütt steigt, wenn er da redet, als sei er wirklich »vor Ort«, das heißt da, wo die Kohle gehauen wird, wenn er die Genossen anmacht und die Linken mit den randlosen Brillen so blutleer wirken läßt, da lacht das Herz dem Kanaler. Wenn er nur blafft »die Leute müssen uns doch für bekloppt halten«, dann braucht man gar nicht mehr zu wissen, worum es eigentlich geht. Immer hat er die griffigen Formulierungen, immer steht er auf der rechten Seite. Die Sozialdemokraten sollten doch bitte »nicht so viel in den Raketensilos anderer Leute herumschnüffeln«, sollten sich statt dessen lieber mehr um Kommunalpolitik kümmern, die

doch immer nur »zwischen Tür und Angel abgefrühstückt« worden ist. Wo sie ihre Mehrheiten verloren haben – im Revier ja bislang in der Tat noch nicht, und über Spekulatives hält sich Günter Samtlebe nicht lange auf –, lag das doch an den »teils linkssozialistischen« Verhaltensweisen. Also läßt man das mit dem Sozialismus lieber sein, schon gar mit dem linken. Im Ruhrgebiet dagegen, sagt er, sind die Mandatsträger fest in der Vereinswelt der Städte verankert. Dies ist keine Partei der Skandale, sagt er. Schon gar nicht ist irgend jemand in irgend etwas verwickelt. »Das ist die Traditions-SPD.«

Und so sehen Karrieren aus in der Traditions-SPD des Reviers, selbstverständliche Karrieren: Ein Fraktionschef der SPD im Stadtrat, der Posten nur so sammelt. Mitglied im Ältestenrat und im Hauptausschuß der Stadt, mag ja noch angehen. Vorsitzender des Ausschusses für Stadtentwicklung und Stadtplanung, Aufsichtsratsvorsitzender der städtischen »Freizeitgesellschaft mbH«. Schließlich, man hat ja Volkswirtschaft studiert, Geschäftsführer der »Vereinigten Bochumer Wohnungsgesellschaft mbH«, die immerhin zur Hälfte der Stadt gehört, weshalb die denn auch die Hälfte der Aufsichtsräte stellt. Aufsichtsratsvorsitzender ist von Amts wegen der Oberstadtdirektor, der wiederum auch vom Fraktionschef der SPD, in seiner Eigenschaft als Ratsherr, kontrolliert werden soll. Was komisch ist, denn andererseits ist der Ratsherr ja auch Angestellter des Kontrollierten. In Bochum ist so etwas möglich.

Und auch dies ist in der Traditions-SPD passiert: Die Partei war in Gelsenkirchen so verfeindet, daß eines der beiden gleichermaßen rechten Lager auf die Idee kam, dem Oberbürgermeister zur Kommunalwahl ein bißchen Ärger zu machen. In einem Wahlbezirk kam die FDP plötzlich auf ein zweistelliges Wahlergebnis (Prozente vor dem Komma); so etwas hatte es noch nie gegeben. Hunderte von Briefwählern hatten die Liberalen gewählt, und vor Gericht stellte sich heraus, daß dies nicht die verfrühte Wende gewesen war, sondern schlichter Wahlbetrug. Die Macht hat es die SPD gleichwohl nicht gekostet, bei den Landtagswahlen danach kam sie in Gelsenkirchen wieder auf 63 Prozent, das liegt noch immer 14 Prozent über dem Landesdurchschnitt.

Daß Kurt Biedenkopf mit seinem Vorwurf von der Filzokratie all die Jahre aufgelaufen ist, muß nicht heißen, daß er unrecht gehabt hätte (ohne daß ich ihn zu meinem Zeugen machen wollte, aber das ist eine andere Geschichte). Nur sind in die »Kartelle der Mittelmäßigkeit« seine eigenen Parteifreunde immer mit eingebunden gewesen. Sie sind zwar zweite Wahl, werden aber ihrem Anteil entsprechend immer bedacht, wenn Macht in Form von Posten zu vergeben ist.

Das geht, wie ein Beispiel aus Samtlebe-Stadt zeigt, ungefähr so vor sich: In

einem Stadtteil ist der Posten des Bezirks-Verwaltungschefs neu zu vergeben, und eigentlich ist jedermann klar, wer es werden soll – der bisherige zweite Mann, der sich viele Verdienste um den Stadtteil erworben hat, der sich auskennt, der bislang schon oft den Laden geschmissen hat. Auch die Genossen sind dafür, selbstverständlich, freie Bahn dem Tüchtigen. Aber eintreten möchte er doch, woll, inne Partei – es ist genau so platt, wie man sich das vorstellt. Will er aber nicht. Sagen sie: auch gut, gehste zu den anderen, kriegste 'n Job auf den ihr Ticket. Dem Mann war nicht zu helfen. Wollte durchaus nur mit Sachverstand und so und ohne Parteibuch. Den Job macht jetzt wieder ein Sozialdemokrat. Und der Gemeindepastor, der beim letzten Mal angeblich noch SPD gewählt hat, versuchte vergeblich zu intervenieren. Nix zu machen.

Wer die Macht hat, läßt sich gut an denen zeigen, die sie nicht haben: Ein junger Sozialdemokrat, aktiver Jungsozialist, gelernter Elektroschlosser und Betriebsrat seit neun Jahren, ist von der Gelsenkirchener SPD als sogenannter sachkundiger Bürger in den Kommunalausschuß für Stadtentwicklung und Stadtplanung geschickt worden. Dort machte er manchmal Zoff, aber aufs Ganze gesehen waren die Genossen mit ihm zufrieden. Bis er sich als Berater auf die Seite einer Mieterinitiative stellte, die sich in der berühmt gewordenen Auguststraße gegen ihren Rausschmiß wehrte. Am Ende kamen dann zwar doch, mit Billigung der sozialdemokratischen Stadtverwaltung, die Sanierer; einer von den selbstlosen Bauunternehmern, die immer nur das Beste für die Leute wollen (so wie die dort in ihrer Zechensiedlung leben, das ist ja nicht mitanzusehen), hatte sich durchgesetzt. Alfred Boekmann, unser Jungsozialist, hat aber seither in der Partei nichts mehr zu melden. Da man ihm nichts anhaben kann, nicht einmal ein kleines Parteiordnungsverfahren, da aber andererseits die Genossen ihn nicht mehr im Ausschuß haben mochten, lösten sie den einfach auf und bildeten einen neuen. Es ging so einfach wie alles Geniale, ein simpler Verfahrenstrick. Im Rat der Stadt brachte die SPD den »Antrag auf Auflösung des Ausschusses für Stadtentwicklung und Stadtplanung, Neubildung dieses Ausschusses und Neuwahl seiner Mitglieder« ein, dem zuzustimmen oder den abzulehnen sich selbst die CDU zu fein war. Hinterher war Alfred Boekmann kein sachkundiger Bürger mehr und hat nun viel Zeit, sich als stellvertretender Betriebsratsvorsitzender zu profilieren. Ohne klare politische Konzepte, erzählte der Gelsenkirchener SPD-Fraktionsvorsitzende den Genossen, ohne bürgernahe Politik seien »satte Mehrheiten« in Zukunft nicht mehr zu bekommen, jedenfalls »nicht ohne weiteres«. Das war aber schon tags zuvor im Hans-Sachs-Haus von Gelsenkirchen gewesen, wo der Unterbezirk sich trifft, wo aber auch der Stadtrat tagt, und es muß schon ein starker Auftritt gewesen sein, wie Werner Kuhlmann, der Oberbürgermeister, auf den Putz

haute: »Was Hunderte von Genossen aufbauen, kann einer an einem Tag mit dem Hintern umwerfen.«

Eine Art Übervater des Klubs der Ruhrgebietssozialdemokraten und ihrer Oberbürgermeister ist Adolf Schmidt. Kaum einer, der näher an dem vorerst letzten SPD-Kanzler gewesen wäre. Wenn Helmut nach Dortmund oder nach Gelsenkirchen kam, dann hatte er auch noch in miesen Zeiten ein volles Haus, an denen im Pütt hat es jedenfalls nicht gelegen. Adolf ist nicht nur Chef der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie, und das Kürzel IGBE gehört noch immer zum ersten, was man im Revier lernen muß, er ist außerdem stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender bei der Ruhrkohle, stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender der Veba, Mitglied in manch anderem Aufsichtsrat, ist Bundestagsabgeordneter (war zeitweise sogar stellvertretender Fraktionsvorsitzender), Mitglied des Gewerkschaftsrats der SPD, in Wahlkampfzeiten ist er nur noch Sozialdemokrat und vergißt den Einheitsgewerkschafter.
Selbst ein Mann wie Johannes Rau, SPD-Ministerpräsident in Nordrhein-Westfalen, kann es sich kaum leisten, so einen warten zu lassen. Er empfängt ihn, wann immer der Gewerkschaftsführer das will. Und wenn der – wie neulich im September – zu der Meinung kommt, daß er nun oft genug in Düsseldorf gewesen sei, dann sagt er: »Jetzt kommt ihr zu uns.« Oder so ähnlich. Johannes Rau, der eigentlich keine Zeit hatte, reiste sofort nach Bochum. Sein Wirtschaftsminister ließ sich auch nicht zweimal bitten. Denn Adolf Schmidt ist ein mächtiger Mann.
Nicht, daß er mit all seinen Ämtern das große Geld machte; er lebt sicher ganz gut und muß sich nicht eben mit Bergmannslohn zufriedengeben, ist aber nach bundesdeutschen Maßstäben allenfalls wohlhabend (einen Teil seiner Bezüge überweist er überdies an eine Erholungsorganisation für Bergleute). Als die Gewerkschaften versuchten, mit ihren eigenen Neue-Heimat-Managern abzurechnen, war Adolf Schmidt – neben dem Dicken der ÖTV – der Saubermann. Mit dem Geld der Kumpel zu spekulieren, in die eigene Tasche zu wirtschaften, das geht Adolf Schmidt gegen die Moral. Macht und ihre Ausübung dagegen ist Adolf Schmidt keineswegs unmoralisch, sie muß sein, schon im Interesse der Kumpel. »Sonst«, hat er einmal gesagt, »könnten unsere Mitglieder ja ihr Geld zurückfordern.« Da ist wenig Platz für Verbindlichkeit. Was beschlossen ist, wird vollzogen, wer auf dem Ticket steht, wird gehalten. Als bei der Wahl zum DGB-Vorsitzenden die meisten Einzelgewerkschaften von Alois Pfeiffer, dem DGB-Vize, abrückten, stand Adolf Schmidt bis zuletzt zu ihm. Was im Hauptvorstand beschlossen ist, dafür läßt sich ein Kumpel prügeln.
Doch für gewöhnlich langt er selber hin oder läßt es tun. Im Bergbau anzufangen, ohne Mitglied der IGBE zu werden, ist kaum möglich. Bei den

Untertage-Arbeitern – über 100 000 – läßt sich die Zahl der Nichtorganisierten auf wenige Dutzend veranschlagen. Austritte werden gar nicht erst zugelassen, der Bergbau ist schließlich, sagt Adolf Schmidt, eine »hochkarätige organisierte Risikogemeinschaft«. Die Männer im IGBE-Hauptvorstand um Adolf Schmidt treten nach außen kaum in Erscheinung, sind auch im Binnenverhältnis ergebene Zuarbeiter des ersten Mannes.
Als einmal der CDU-Vormann Kurt Biedenkopf öffentlich die vielen Ämter des Adolf Schmidt kritisierte, konnte ihm der Sozialdemokrat Friedhelm Farthmann – im Streitgespräch Gewerkschaftsprofessor gegen Henkel-Professor – das Beispiel seiner eigenen Parteifreunde vorhalten: Rudolf Nickels, Christdemokrat aus Bochum, ist nämlich enger Kollege von Adolf Schmidt, geschäftsführendes Vorstandsmitglied der IGBE. Außerdem stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender beim Eschweiler Bergwerksverein, CDU-Parlamentarier in Düsseldorf, Vorsitzender der Bundesknappschaft, Vorsitzender der Sozialausschüsse Westfalen, Beiratsmitglied der Bank für Gemeinwirtschaft undsoweiter. Friedhelm Farthmann wollte dies gar nicht kritisieren, denn ohne »diese vielfältigen Kooperationen, auch die gegenseitigen Informationen und Verantwortlichkeiten« wäre gar nicht zu schaffen gewesen, was im Ruhrgebiet an Strukturprozessen bewältigt worden ist. Und Rudi Nickels, der sich die Vorwürfe seines Parteifreundes Biedenkopf zu eigen gemacht hatte, blieb gleichwohl der Proporz-Bürgerliche, wird immer wieder in den Vorstand gewählt.

Größeres Gewicht hat da schon Horst Niggemeier, ein Genosse vom rechten Rand der SPD, dem auch der *Rheinische Merkur* recht ist, wenn er der Welt etwas zu sagen hat, und der sich gelegentlich als *Bild*-Kommentator übt. Dann reklamiert er Kurt Schumacher für sich (»Schumacher wußte, wovon er sprach«) und rezitiert dessen Anti-Kommunismus so unverblümt, wie es sonst nur noch Christdemokraten können. Dabei käme er durchaus in Verlegenheit, wenn er nachweisen müßte, wann und ob Kurt Schumacher tatsächlich von »rotlackierten Faschisten« gesprochen hat, woraus Horst Niggemeier »rotlackierte Nazis« macht, wenn es gilt, Kommunisten zu schlagen.
Horst Niggemeier ist auch Revier-Bürgermeister – von Datteln: 37 000 Einwohner –, ist Chefredakteur des IGBE-Mitgliederblattes *einheit* (Auflage 400 000), und seine Beförderung zum Bundeswehr-Major der Reserve erreichte ihn während eines Gewerkschaftstages. Im vorigen Jahr hat er auch einmal einen Friedensappell initiiert, der als Gegengewicht zu »Krefeld« gedacht war, so ausgewogen, daß ihn nicht nur die OB-Kollegen aus dem Pütt, sondern auch CSU-Prominenz aus München und Bad Kissingen unterschreiben konnten.
Der Stabsoffizier Niggemeier, der einmal im Jahr seinen Stadtrat in der

Kaserne tagen läßt und bis nach Holland fährt, um einer deutschen Luftwaffen-Einheit die Vereidigungsrede zu halten, hat es außer auf Kommunisten, die sich in Datteln vergebens gegen ihn abstrampeln, auch auf linke Sozialdemokraten, auf Randgruppen (»kompromißunfähige Neinsager sind eben keine Partner für Arbeitnehmer«), vor allem aber auf Grüne abgesehen. »Die Grünen hüpfen von der Straße über die Fünf-Prozent-Hürde auf die Parlamentssitze«, klagt Horst Niggemeier. Und in der *einheit* ließ er diesen Sommer eine ganze Riege von Betriebsräten gegen eine Zusammenarbeit von SPD und Grünen antreten.

Die Stimmung dieser Funktionäre gegen die Grünen ist aggressiv und durchaus repräsentativ für das Klima im Revier: »Bei uns in der Bergmannssprache heißt es«, sagt der Betriebsratsvorsitzende von Schacht »Ewald« in Herten, »daß diese Leute aus der grün-alternativen Szene nicht wissen, wie Arbeiterschweiß riecht.« Sein Kollege vom Bergwerk Haard, SPD-Fraktionschef in Oer-Erkenschwick, warnt vor einem »Techtelmechtel mit den Grünen/Alternativen/Bunten«, mit solchen Gruppierungen könne sich keine Partei einlassen, »die sich für Wirtschaftswachstum, Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und soziale Sicherheit einsetzt«. So sieht die zweite Garde der Kommunalpolitiker und Gewerkschafter aus, die in ihren Betrieben allesamt eine erste, führende Rolle spielen; kaum einer von ihnen wurde mit weniger als 70 Prozent in seine Gewerkschafts-/Betriebsrats-Funktion gewählt.

In einer Industrielandschaft, die über die Jahrzehnte ausgepowert worden ist, setzen sie immer noch auf Wachstum, und wer dagegen antritt, kriegt eins auf den Hut. Hugo Paulikat, auch IGBE-Funktionär und SPD-Bürgermeister in Castrop-Rauxel, warnt vor Koalitionen mit den Grünen, auf welcher Ebene auch immer. Gerade im Ruhrgebiet mit seiner überdurchschnittlichen, seit einem Jahr zweistelligen Arbeitslosenquote (an der Spitze Dortmund mit 12,7 Prozent) würden »bei den Arbeitnehmern berechtigte Zweifel aufkommen«, wenn sie von einer »möglichen Hinwendung der SPD zu jenen Gruppen hörten, die mit ihrer bisherigen Politik weitgehend versucht haben, ein wirtschaftliches Wachstum zu verhindern«.

Sebastian Cobler
»Die grüne Sache«
Karrieren fürs Volk

Nachdem nun die umkämpfte Startbahn-West im Bau ist, können gestandene Gegner dieser Piste nur noch durch Würfeln Sieger werden: »Das Startbahnspiel«, eine seit kurzem feilgebotene Kombination von »Monopoly« und »Mensch ärgere Dich nicht«, macht den begehrten »Volksentscheid« auf Umweltpappe möglich. »Die Spieler«, so erklärt es die Gebrauchsanleitung, »losen vor Spielbeginn die Farben aus. Blau, gelb und rot sind Befürworter, grün, braun und naturfarben sind Gegner der Startbahn. Die zwei Parteien stellen ihre Figuren in je eine Spielhälfte«, von wo aus sie dann im Schutz von Plastikbarrikaden den »Bauplatz« zu besetzen versuchen.
Die Mehrzahl der »naturfarbenen Figuren« mag sich mit diesem blöden Brettspiel freilich nicht begnügen. Sie drängelt deshalb in die Parlamente. Grund genug, sich ihr Programm und ihre Kandidaten näher anzuschauen – wie halten es »die Alternativen« mit der Macht?

1.
Genau genommen unterscheidet sich das Programm der Grünen – ich habe mir das der Grünen-Hessen vorgenommen – vor allem im dickeren Umfang und in der billigeren Aufmachung von den Plattformen der anderen Parteien: hier glänzender Kunstdruck, dort graues Altpapier. Inhaltlich indessen können die Grünen mit den Allgemeinplätzen und Unverbindlichkeiten der Etablierten durchaus konkurrieren. So versprechen auch die Grünen ihren Wählern eine »menschenwürdige Politik«, die sich – »von langfristigen Zukunftsaspekten geleitet« – an »vier Grundsätzen« orientiere: »ökologisch, sozial, basisdemokratisch und gewaltfrei«. Der vorsorgliche Verweis auf obskure »langfristige Zukunftsaspekte« soll offensichtlich suggerieren, was tatsächlich nicht vorhanden ist: Ausdauer und Solidität. Er offenbart vor allem aber Hilf- und Ahnungslosigkeit den aktuellen politischen Problemen gegenüber. Entsprechend dürftig und diffus ist denn auch ausgefallen, was die Grünen als »soziale und ökologische Kreislaufwirtschaft« propagieren: Es gehe »im Kern« darum, »daß die Betroffenen selbst Entscheidungen darüber treffen, WAS, WIE und WO produziert wird«, mit der Einschränkung allerdings, daß »den Betroffenen« derartige Befugnisse »nur

im Rahmen übergeordneter ökologischer und sozialer Gesamtinteressen« zustehen sollen. Wer diese definiert, bleibt offen. Ausweichend heißt es hierzu lediglich, daß »alle Entscheidungen entsprechend dem dezentralen Prinzip auf der jeweils untersten möglichen Ebene getroffen werden müssen«. Mit Hilfe dieser eigenwilligen Synthese von Baldur Springmann und Karl Marx soll also auch auf Firmen wie Opel oder Siemens übertragen werden, was bekanntlich nicht einmal in linken Tante-Emma-Läden und Werkstätten ohne permanenten Ärger funktioniert.
Die grünen Leersätze stoßen derweilen auch auf Unmut bei den eigenen Leuten. In Walldorf etwa, dem legendären Städtchen unmittelbar neben der Startbahn-West, meldeten sich zum Verdruß der Veranstalter einer Wahlversammlung mehrere Bürger zu Wort, die es genauer wissen wollten: wie das denn nun sei, mit der Arbeitslosigkeit, der Mitbestimmung und der Abhängigkeit der Wirtschaft vom Welthandel. Konkrete Antworten blieben aus. Karl Kerschgens, als studierter Theologe und Mitarbeiter in der Darmstädter Regionalgruppe »Ohne Rüstung leben«, bei den hessischen Grünen zuständig für Wirtschafts- und Sozialpolitik, versuchte es mit einem Volkshochschulvortrag über das »Spannungsverhältnis zwischen Arbeit, Kapital und Natur« und »die Rolle der Bewegung«, erntete aber nur den Spott eines Jungarbeiters: »Glücklicher Lohn für glückliche Arbeiter.«

2.

Was den Parlamentsparteien die ominösen »Menschen draußen im Lande«, das sind den Grünen »Betroffene«, »Basis«, »Bewegung« und »Basisbewegung« – vier unablässig beschworene Begriffe für ein und denselben Mythos: »Das Volk«. Bei den Grünen muß es ein abgrundtiefes Vertrauen genießen. Die Politik der »etablierten Staatsparteien«, so die Klage der Alternativen, führe sichtlich »zur Resignation und Abwendung großer Teile der Bevölkerung vom Staat«. Damit das anders werde, sollen diejenigen das Sagen haben, die nichts zu sagen haben. »Selbstbestimmung und Selbstverwaltung der Betroffenen in dezentralen überschaubaren gewachsenen Lebensräumen« verheißt das grüne Programm und fordert als Schritt in diese Richtung »Volksabstimmungen«, wenn »zehn Prozent der Wahlberechtigten einen entsprechenden Antrag stellen« – der Himmel sei davor, daß es jemals soweit kommt.
Beim Besuch grüner Veranstaltungen ist man stets von neuem überrascht, wer inzwischen alles zu den Alternativen konvertiert ist. Neben Jugend- und Naturbewegten, verprellten Sozialdemokraten, zahlreichen bemühten Akademikern und noch mehr Kleinbürgern haben sich nämlich auch die politischen Bankrotteure von gestern Aktien an der neuen »Bewegung« gesichert: KPD, KBW, KB, SB und die übrigen Bünde und Büros. Und obwohl die neue »Bewegung« unbestreitbar gerade das eingelöst hat, wovon

die abgelaufenen nur träumen konnten – den Kontakt zu »den Betroffenen« –, haben die Verhaltensweisen sich noch nicht so recht geändert. Wer erinnerte sich nicht an die erregenden Augenblicke während studentischer teach-ins gegen Springer oder die Große Koalition, wenn sich tatsächlich einmal ein leibhaftiger Prolet zu uns verirrt hatte und zum Megaphon griff. Er konnte dann sagen, was er wollte – stürmischer Applaus war ihm genauso sicher wie jenem alten Mann in Walldorf, der sich während einer der von mir besuchten Bürgerversammlungen erhob und um das Wort bat. Beifall. »Ich bin«, sagte er, obwohl das jeder längst gesehen hatte, »ein alter Mann.« Beifall. »Und ich bin hier nicht zum ersten Mal.« Stärkerer Beifall. »Ich habe schon vor Jahren dagegen protestiert, daß unser schöner Wald hier abgeholzt wird.« Tosender Beifall. »In einem Brief an den damaligen Ministerpräsidenten Osswald habe ich geschrieben . . .«, er liest einen Protestbrief vor, dessen letzte Sätze im Beifall untergehen. »Laßt mich noch etwas sagen«, fährt er fort, »laßt uns gemeinsam kämpfen gegen diese zerstörerische Politik der Sozialdemokraten« – Ovationen unterbrechen ihn –, »gegen die amerikanische Besatzung« – der Saal tobt –, »und gegen diese Überfremdung durch die Türken.« Die zunächst so bewegte Szene erstarrt; der alte Mann setzt sich wieder hin. Unruhe und Verlegenheit am Podium. Ein anderer »Betroffener« erhält das Wort, ein Gewerkschafter, der verständnisvoll etwas über »unsere ausländischen Kollegen« sagen will – das Ritual beginnt von vorn.

3.

Am 29. Juli bin ich mit der grünen Basis eher zufällig aneinandergeraten. Im Gasthaus Sterkel in Messel bei Darmstadt, wo ich gelegentlich einkehre, stellt sich an diesem Abend der örtliche Landtagskandidat vor: Robert Schweitzer. Er spricht zum Thema »Wer die Grünen sind und was sie wollen«. Letzteres ist auch dem Vortrag Robert Schweitzers beim besten Willen nicht zu entnehmen, dafür aber manches über ihn. Robert Schweitzer macht auf mich den Eindruck eines verkannten sozialdemokratischen Kommunalpolitikers. Ich liege richtig, er kommt tatsächlich »aus der SPD« und hat nun seine neue politische Heimat gefunden. Um das genauer zu erklären, spannt Robert Schweitzer einen weiten Bogen von »den Anfängen unseres parlamentarischen Systems« über »Fürst Bismarck und seine Reichsgrafen« bis hin zu der »Mülldeponie Messel« und »der grünen Sache«. Zu guter Letzt kämpft er sich auch noch durch die verwirrenden Bestimmungen der Hessischen Verfassung über Wahl und Abwahl des Ministerpräsidenten. Die wenigen Gäste im Hinterzimmer des Lokals hören ihrem Kandidaten geduldig, aber gelangweilt zu. Sie scheinen – da allesamt »aus der Bewegung« – den Vortrag schon zu kennen und enttäuscht darüber zu sein, daß so wenige »richtige Messeler« gekommen sind, um ihn sich auch einmal anzuhören.

Etwas zuviel Apfelwein läßt mich, den Fremden, dann den Fehler machen, etwas zuviel zu fragen. Robert Schweitzer reagiert zunächst gelassen; er ist erfreut, überhaupt gefragt zu werden und antwortet wie ein Regierungssprecher ohne Praxis. Ich trinke und bohre weiter, was dazu führt, daß der Kandidat und einige seiner Anhänger ungehalten werden. Warum ich denn nur meckern könne, statt mich »einzuordnen«; woher ich überhaupt käme, und wer mich geschickt habe. Bei einem Wahlabend »der anderen«, das läßt man mich schließlich wissen, »wären Sie längst rausgeflogen«. Ich gehe von selbst.

4.

Robert Schweitzer bleibt mir gleichwohl nicht erspart. Zwei Wochen später treffen wir uns in Hofheim wieder, einer von der SPD bös zugerichteten Ortschaft im Vordertaunus. In der Pausenhalle der Gesamtschule halten die Grünen ihre »Landesversammlung« ab. Von den etwa 3000 Mitgliedern sind knapp 150 erschienen. Nicht nur das Gebäude prägt die Atmosphäre; wären da nicht die Scheinwerfer des ZDF, ich hätte geglaubt, an einer Sitzung der Schülermitverwaltung teilzunehmen.

Die Versammlung dauerte zwei Tage, und zwei Tage lang gaben drei Leute den Ton an: »die Römer« – Jutta Ditfurth, Manfred Zieran und Milan Horacek –, drei jener sechs grünen Abgeordneten im Frankfurter Stadtparlament, die vor einem Jahr unbedingt mit Topfblumen und Gasmasken in den Römer einziehen wollten und die jüngst – aus Protest gegen die Verleihung des Goethe-Preises an Ernst Jünger – allen Ernstes eine »Untersuchung seiner Bücher« vorgelegt und damit demonstriert hatten, wie leicht Kulturpolitik zur Erwachsenenbildung und Kritik zur Indizierung geraten kann.

In Hofheim begegnete man »den Römern« mit einer merkwürdigen Mischung aus Mißtrauen und Respekt, ließ sie aber als eigentliche Versammlungsleiter agieren. Die Rollenverteilung der drei war gut eingespielt: Horacek mimte den Moralisten, Zieran den Theoretiker und Jutta Ditfurth – »in Lebensfragen gibt es keine Kompromisse« – so etwas wie eine Mutter Courage der hessischen Grünen.

Thema der Tagung und wohl auch Anlaß für die erwähnten Scheinwerfer des ZDF war die Frage nach Mehrheiten und Macht: Was machen die Grünen nach der Wiesbadener Landtagswahl, gehen sie ohne Wenn und Aber in die Opposition, oder dulden sie – unter gewissen politischen und personellen Voraussetzungen – eine sozialdemokratische Minderheitsregierung à la Hamburg, falls Dregger es wider Erwarten doch nicht schaffen sollte. Bevor hierüber abgestimmt werden konnte, bewegten allerdings ganz andere Probleme die Gemüter. Die Frage nämlich, welcher Landtagskandidat wann und wem ein Interview geben dürfe – die sogenannte Medienfrage. Treffsi-

cher, wie man noch sehen sollte, sprach der Versammlungsleiter vom »Gesamtkomplex Grüne und Medien«.
Folgendes war dem Gerangel um einen Fernsehauftritt vorausgegangen: In der »Vorwahlkampfphase« hatten die Grünen ein »Medienseminar« veranstaltet. Es wurden Pressekonferenzen und Interviews geprobt und mit einem Videogerät aufgezeichnet. Anschließend entschieden dann alle gemeinsam, wer reif fürs Fernsehen sei, und wer zu Haus noch etwas üben solle. Die Liste der Sieger nun – und das war das Problem – hatte »der Jovi« im Namen des »Presseausschusses der Landeslistenkandidaten« an alle möglichen Journalisten verschickt, ohne daß die »Landesversammlung« zuvor darüber beschlossen hatte. Das Legitimationsdefizit war offenkundig: Die Besten waren zwar festgestellt, sie waren aber nicht von den zuständigen Gremien als solche bestellt. Problem Nummer zwei: Wer wäre überhaupt – hätte Jovi sich korrekt verhalten – zuständiges Gremium gewesen? Der »Landeshauptausschuß« oder die »Landesversammlung«? Und: Wie konnte es geschehen, daß Jovi derart eigenmächtig vorgegangen war? Die überrumpelten Grünen waren ratlos. Notgedrungen billigten sie die längst kursierenden Namen der potentiellen Interviewpartner, beschlossen zugleich aber, Jovi »eine Rüge auszusprechen«. Allgemeine Zustimmung, dann jedoch ein gewichtiger Einwand: der Gescholtene sei nicht mehr im Saal, er sei bereits gegangen, könne also nichts zu seiner Verteidigung vorbringen. Das leuchtete ein. Der Antrag, Jovi zu rügen, wurde zurückgezogen – nach einem Palaver von insgesamt drei Stunden und fünfundzwanzig Minuten. Wochen später, in einer bundesweit ausgestrahlten Fernsehsendung zum hessischen Wahlkampf, tritt dann eine Grüne auf, die gar nicht für den Landtag kandidiert: Jutta Ditfurth.
Die Regierungsdebatte stand nun immer noch nicht auf der Tagesordnung, die Grünen mußten zunächst einmal mit dem Scheitern ihrer ersten außenpolitischen Gehversuche zu Rande kommen. In den folgenden Stunden wurden Erinnerungen wach an die schönsten Ferienerlebnisse, die manchen linken Funktionären – zehn, zwölf Jahre zuvor – in den verschiedensten sozialistischen Vaterländern beschert worden waren. Mehr an den Problemen der »Dritten Welt« interessiert, hatte es die alternativen Diplomaten nach Afrika gezogen. Anfang Juli waren einige namhafte Grüne – zum Teil mit Kind und Kegel – auf Einladung und Kosten Muammar el-Gaddafis nach Libyen gereist. Ohne Dolmetscher und ohne Vorbereitung hatten sie sich wie politische Globetrottel auf den Weg gemacht und in ihrer kaum zu überbietenden Naivität auch noch erwartet, »amnesty international« würde ihnen eine Liste von in Libyen Verfolgten anvertrauen. An der Pauschalreise teilgenommen hatte auch Gertrud Schilling, Platz zwei der grünen Landesliste für die Wahl zum Wiesbadener Parlament. Die 33jährige Grundschullehrerin hatte sich für dieses Amt mit folgender Bewerbung qualifiziert:

»Seit dem 15. Lebensjahr Engagement in der kath. Jugendarbeit. Nach dem Abitur Studium der Erziehungswissenschaften (Sekundarstufe I, Englisch/Theologie) . . . Engagement in der SV-Arbeit als Kreis-Verbindungslehrerin Main-Kinzig-Kreis, GEW-Obfrau, Personalrats-Ersatzmitglied . . . 1978 erste zufällige Berührung mit direkter politischer Arbeit in der Grünen Liste Hessen . . . Seit 1981 Friedensarbeiterin . . . Mitglied des Bundeshauptausschusses . . . Mitglied der Programmkommission.«
Der Tripolis-Trip geriet vollends zum politischen Desaster, als die Friedensarbeiterin Gertrud Schilling während der Audienz bei Gaddafi die Contenance verlor und freimütig erklärte, was ein künftiger Parlamentarier – zumal im Wahlkampf – besser nicht erklären sollte: »Die Grünen Hessen«, so versicherte sie Libyens Führer, »haben sich zum Ziel gesetzt, die Parlamente abzuschaffen, das heißt, direkte Demokratie zu praktizieren. Was die Kritik am Parlamentarismus betrifft, haben die Gruppen, meine ich, viel gemeinsam mit dem ersten Kapitel des ›Grünen Buches‹. Wir haben uns, ähnlich den Volkskongressen, bei den Grünen organisiert und streben ähnliches auch für den Bürger an.« Die Zeitungen von *taz* bis *FAZ* hatten ihr gefundenes Fressen, die Grünen, so höhnte der *pflasterstrand*, ihre »Neue Heimat«.
Gertrud Schilling, von ihren Freunden in Hofheim barsch zur Rede gestellt, verstand die Welt nicht mehr. Nach stundenlangem ideologischen Gestrampel und persönlichen Rempeleien wollten die Versammelten endlich ihr Urteil darüber fällen, ob Gertrud Schilling als Landtagskandidatin noch länger hingenommen werden könne oder besser gehen solle. Was die Angeklagte später mit »stalinistischen Methoden« verglich, ähnelte eher Diadochenkämpfen im Wohnküchenstil; immerhin hatten viele der erbosten grünen Oberen von dem Gaddafi-Ausflug vorher gewußt und ihn auch gebilligt. Die Hofheimer Delegierten rügten nun »aufs schärfste« das Unternehmen, verzichteten aber darauf, von Gertrud Schilling zu verlangen, daß sie die Reisespesen an Gaddafi zurückzahle, obwohl, wie einer vom »Kreisverband Frankfurt« formulierte, es »moralisch unhaltbar und verwerflich« sei, »von einem Mörder dieser Größe« Geld zu nehmen. Mit 78 gegen 62 Stimmen wurde Gertrud Schilling schließlich für noch tragbar befunden, sie darf in den Landtag, gegen die Appelle »der Römer«, denen die Selbstkritik der Libyentouristin »nicht ernsthaft und glaubwürdig« genug erschien. Die hatte vorsorglich mit abgestimmt und sich selber das Vertrauen ausgesprochen.

5.
Die Gretchenfrage nach dem Verhältnis zur Macht und dem Verhalten gegenüber der SPD war damit zugleich beantwortet worden: Unbedingt dabeisein, ohne deshalb politische Verantwortung übernehmen zu müssen; so

lange wie irgend möglich dabeibleiben und – das liegt diesen Alternativen ganz besonders am Herzen –: von den politischen Profis der anderen für voll genommen werden.
Damit wird es Schwierigkeiten geben. Denn ähnlich schillernd wie ihr Programm sind auch – von einigen Ausnahmen abgesehen – die grünen Kandidaten, die es vertreten wollen und sich als Landtagsabgeordnete empfehlen. Der geballte Mangel an Sachverstand und Souveränität ist schon beachtlich und verspricht eine lustige Legislaturperiode, da ja auch »die anderen« eine eindrucksvolle Mannschaft aufgefahren haben. Die grünen Bewerber für ein Mandat haben sich in persönlich gefertigten politischen Führungszeugnissen selber vorgestellt. Auffällig ist der hohe Anteil an Lehrern und Sozialarbeitern, zumal solchen, die aus der evangelischen oder katholischen Jugendbewegung kommen, von wo es sie, wie einer schreibt, »zur ökologischen Bewegung schlug«. Einige gestehen kleinlaut, früher einmal Mitglied der SPD oder der FDP gewesen zu sein. Anderen dient dieser Hinweis als willkommene Reverenz: man kennt den Laden, den man übernehmen will. Zur Illustration einige Leseproben:
»Alfred G., Jahrgang 1951. Beamter im Justizvollzug. Seit meinem 15. Lebensjahr arbeite ich auf dem Sektor des Umweltschutzes und habe bisher 28 Naturschutzvereine gegründet. Während der letzten sechs Jahre bin ich Vorsitzender des KV Gießen im DBV mit 46 Ortsvereinen, der als größter Natur- und Umweltschutzverband im Kreisgebiet über 3000 Mitglieder hat. Zusätzlich nehme ich noch folgende Ehrenämter wahr: Beauftragter für Vogel- und Naturschutz im Kreis Gießen, Mitglied der Umweltschutzkommission, Mitglied im Naturschutzbeirat des Kreises . . . Um alle Möglichkeiten einer Bewußtseinsänderung der Bürger wahrzunehmen, habe ich mich entschlossen, den parlamentarischen Weg anzugehen.«
»Jan K., 30 Jahre. Ich habe Erziehungswissenschaften, Soziologie und Politik studiert, zur Zeit arbeitslos und stünde für die Arbeit in einer künftigen Landtagsfraktion der Grünen voll zur Verfügung. Nachdem ich lange Jahre im Sozialistischen Büro aktiv war, bin ich über die Anti-AKW-Bewegung auf die drohende ökologische Krise gestoßen . . . Aus meiner Arbeit als Stadtverordneter in Marburg (ich war bis zum Dezember Bauausschußvorsitzender) kann ich auch intensive Kenntnisse in den Bereichen Regionalplanung, Wohnungsbau und Verkehr in die Fraktion miteinbringen.«
»Otto S., 32 Jahre, Angestellter. Studium der Informatik an der TU Karlsruhe 70 bis 77. Dort war ich zeitweise Fachschaftssprecher und im Studentenparlament, im Großen Senat und in anderen Uni-Gremien als Studentenvertreter. Ich war dort immer unabhängiger Linker und habe eng mit dem SHB zusammengearbeitet . . . Ich habe den Frankfurter Verkehrsverbund (FVV) gezwungen, seine Schnüffelpraxis beim Verkauf von Monatskarten einzustellen.«

»Hermann B., geboren 1937, Gärtnerlehre. Von 1952 bis 1962 zehn Jahre gärtnerisches Wirken . . . Seit 1963 allmählich zunehmendes Umweltengagement. Zur Zeit Vorstandsmitglied im Bund der Kreisgruppe DA-DI. Initiator der Hausmüllprojekte ›Konsequente Papierabtrennung‹ und ›Keine Batterien in die Mülltonnen‹ in Bickenbach . . . Im Auftrag und mit Unterstützung des Kreisverbandes der Grünen halte ich abendfüllende Vorträge über das Thema ›Garten ohne Gift‹ in allen Orten des Kreises (bisher 13). Zahlreiche Artikel und Leserbriefe, Reden (Kreistag) und Teilnahme an Demonstrationen.«
»Marita H.-W., 29 Jahre, Industriekauffrau . . . Magister Artium in den Fächern Amerikanistik, Politik und Geschichte . . . Politisch habe ich in bezug auf meine Vergangenheit nicht viel zu bieten. Ich bin seit November 1981 Mitglied der Grünen, vorher gehörte ich noch nie einer Partei an. Dies hat mit meiner Geschichte als Frau zu tun. Jahrelang hatte ich Minderwertigkeitskomplexe, insbesondere an der Uni, weil die Männer immer soviel tolle Dinge (???) von sich gaben. Erst meine Arbeit in der Frauenbewegung hat mir den Mut und die Kraft gegeben, mich in die Männerwelt der Politik vorzuwagen . . . Ich schlage mich für einen der vorderen Landeslistenplätze vor, da ich glaube, daß Mütter grüne Politik im Parlament am glaubwürdigsten vertreten können.«

6.
Spitzenkandidat dieser Grünen für die Hessenwahl ist Dirk Treber. Er ist es gemäß seiner Plazierung auf der Landesliste, aber er darf sich nicht so nennen, weil die Grünen – wie sie in Hofheim unfreiwillig selbstkritisch feststellten – »keinen Spitzenkandidaten haben«. Dirk Treber, ein gutwilliger, etwas unbeholfen wirkender Soziologe, wurde wohl an vorderster Stelle in den Wahlkampf geschickt, weil er einer der Sprecher der »AG Volksbegehren keine Startbahn West« war und weil die Auseinandersetzung um die Startbahn derzeit nun einmal alles in Hessen bestimmt. Symbolfigur dieses Protestes und auch ehemaliger Spitzenkandidat ist zwar ein anderer: der Frankfurter Magistratsdirektor Alexander Schubart, zweifellos einer der kompetenten Grünen in Hessen. Ihn aber hatte man wegen irgendwelcher Zwistigkeiten in letzter Minute wieder fallengelassen – rechtzeitig vor Beginn des »Rädelsführer«-Prozesses, der Schubart auf Wunsch des Generalbundesanwalts gemacht wird.
Der nachgeschobene neue Spitzenkandidat Dirk Treber hat – eigenen Angaben zufolge – so gut wie alles durch- und mitgemacht, was in den Jahren zwischen Studentenrevolte und Startbahnprotest politisch angeboten wurde: Sozialistischer Schülerbund, KPD/ML, KBW, Bürgerinitiativen. Er macht dennoch nicht den Eindruck, mit allen politischen Wassern gewaschen zu sein, was allerdings Voraussetzung dafür sein dürfte, bei den Ver-

handlungen mit den ausgebufften Wiesbadener SPD-Funktionären nicht über den Löffel balbiert zu werden.
Geradezu das Gegenstück zu ihm ist die Bundesvorsitzende der Grünen, Petra Kelly, die in Bayern Wahlkampf führt. Diese Frau, die es versteht, ohne Punkt und Komma zu reden, zählt zu jenen Zeitgenossen, die jahrelang der SPD angehörten, um dann, nach der Trennung von dieser Partei, nichts Eiligeres zu tun zu haben, als einen eigenen Verein zu gründen. Sie scheint gleichwohl frei von Illusionen zu sein: Die gegenwärtige Stärke der Grünen, das ahnt sie, resultiere aus der Schwäche »der anderen«, und sie befürchtet, daß »die grüne Bewegung« alsbald von ihren Vertretern »verraten« werden könnte, wenn der Kontakt »zu den Menschen« abbreche, zu den »ganz einfachen, lieben, fleißigen Grünen«. Petra Kelly »spürt«, daß man eine »fundamentale Opposition« in den Parlamenten brauche, und da sie eine Frau ist, sieht sie die einfachste Lösung darin, im Bundestag »jeden zweiten Mann gegen eine Frau« auszutauschen. Was die dann anders machen sollen, ist ihr selber nicht ganz klar – Petra Kelly schwebt »eine Form von ökologisch-selbstverwaltetem, emanzipativem Sozialismus« vor.
Dem Stuttgarter Wolf-Dieter Hasenclever hingegen, meinem letzten grünen Gesprächspartner, sind Sozialismen dieser Art suspekt. Der Oberstudienrat setzt auf den »ökologischen Humanismus«. Im Gegensatz zu den Gesinnungsethikern im Frankfurter Römer sind Hasenclever und seine Baden-Württemberger Grünen eher Pragmatiker. Sie liebäugeln nicht bloß mit der SPD, aus der mancher von ihnen stammt; sie fensterln bereits. Der Stuttgarter SPD-Landtagsabgeordnete Alfred Geisel etwa will eine »gewisse Kehrtwendung« bei den grünen Dissidenten festgestellt haben: Sie hätten sich »in der Zwischenzeit weitgehend in die Parlamentsarbeit integriert« und würden sich »umgänglich und zugänglich« zeigen. Als im Frühjahr »ganz einfache« Grüne aus Empörung über die Politik der hessischen Sozialdemokraten ein sit-in im Stuttgarter SPD-Büro inszenierten, reagierten ihre grünen Oberen gereizt: »Historische Parallelen für solche Besetzungen« gebe es »nur bei den Nazis«. Hasenclever findet diesen Vergleich seines Kollegen Heimann »etwas überzogen«, bleibt aber dabei, daß »ungewöhnliche Aktionen« nur am Platze seien, wo sie »Bewegung in die richtige Richtung« auslösen. Dagegen sei stets »Anpassung« geboten, wenn sie »Voraussetzung dafür ist, bei anderen politische Veränderungen auszulösen«.
»Basis« und »Bewegung« sind den Württemberger Alternativen kein Fetisch. Auch die Grünen, meint Hasenclevers Stellvertreter Heimann, müßten endlich ein »angstfreies Verhältnis zur Macht« bekommen. Konsequent bemühen sich die Stuttgarter deshalb um jene Professionalisierung, die den hessischen Grünen so zuwider ist. »Sachkunde«, sagt Hasenclever, »qualifizierte politische Persönlichkeiten, Kontinuität und viel praktische Ver-

nunft« seien vonnöten, nicht aber »Hanswurstiaden«, falls »die Bewegung« nicht nach einem kurzen Intermezzo wieder in der Versenkung verschwinden wolle. Die Grünen müßten lernen, zwischen Programm und Politik zu unterscheiden, «ohne dadurch natürlich die Prinzipien aufzugeben«. Sie müßten ihre »stillen Reserven« bei den Bauern und beim Mittelstand erkennen und den Mut haben, »in diese Besitzstände von CDU und FDP einzubrechen«. Der Antrag der Stuttgarter Landtags-Grünen, die Zwergschulen wieder einzuführen, ist da nur folgerichtig und womöglich auch erfolgversprechend.

7.
17. September, schwarzer Freitag in Bonn. Ich fahre noch einmal nach Walldorf. Um 20 Uhr soll hier Thomas Ebermann von der GAL-Hamburg zu den Startbahngegnern sprechen. Ebermann hatte es kürzlich verstanden, Schlagzeilen zu machen, als er, der Bürgerschaftsabgeordnete, an einer Hausbesetzung teilnahm und, wie geplant, verhaftet wurde. Die Presse-Photos – der Abgeordnete wird von Polizisten abgeführt – sind das Pendant zu jenen alljährlich wiederkehrenden Bildern »der anderen«, die behelmt und rußverschmiert im Kohlenpott Hände schütteln. »Wichtige Haushaltsberatungen« machen Thomas Ebermann an diesem Abend »unabkömmlich«. Irgendein Vertreter vertritt ihn. Den Leuten aus Walldorf scheint das egal zu sein. Man redet ohnehin nur über diesen 17. September, der Helmut Schmidt den Hut und die hessischen Grünen wahrscheinlich einige Prozentpunkte gekostet hat – »Notopfer Brandt«, befürchtet einer von der Basis.
19. September. Von verschiedenen Leuten oberhalb der Basis werde ich – wie schon Wochen zuvor – angesprochen, was »einer wie du« denn davon halten würde, für den Bundestag zu kandidieren, »als Grüner«, versteht sich. Ich nenne meine Koalitionsbedingungen: völlige Unabhängigkeit; keine Pflicht, an irgendwelchen Basis- oder Fraktionssitzungen teilzunehmen; kein Vorwahlkampf, sondern ein sicherer Listenplatz. Seitdem warte ich vergebens darauf, daß die Partei mich ruft.

George Tabori
Staats-Theater
Oder das satte Lächeln vom Tiger

»There is no business like show business«

Wenn ich Chefredakteur wäre, würde ich dafür sorgen, daß die Redakteure sich reihum abwechseln, wenigstens manchmal. Die Theaterkritiker sollten die Wahlen kritisieren und politische Berichterstatter über Premieren berichten und sich so vor Übersättigung schützen. Der Wechsel der Redakteure würde zeigen, daß es eine gar nicht so heilige Allianz zwischen Staat und Theater gibt.

Ich mag das Fernsehen, aber mit abgedrehtem Ton. Einmal erspart es mir den Greuel der Synchronisation, diese Vergewaltigung des Schauspielers, eine unerträgliche Abspaltung der Sprache vom Sprecher. Vor allem aber ist Sehen ohne Ton für den Sehenden eine Erziehung, politisch und theatralisch. Indem man das Was zum Schweigen bringt, werden alle Wies beredt. Oft ist es das Wie, das für den Gehalt einer Mitteilung ausschlaggebend ist. Es gibt hundert verschiedene Arten »Nie wieder Krieg!« oder »Ich liebe dich!« zu sagen, aber nur eine von ihnen erweist sich am Ende vielleicht als überzeugend. Meine Lieblingssendung ist die Bundestagsdebatte, natürlich ohne Ton, sie ist unterhaltsamer als die meisten Theaterabende. Vom Inhalt entgeht mir kaum etwas, in den Zeitungsberichten am nächsten Tag kann man an das Was immer leicht wieder Anschluß finden. Daß man es nicht vorhersagen kann, kommt in dieser von den Klassikern geprägten Gesellschaft selten, wenn überhaupt vor. Was also in diesem Schweigen bleibt, ist ein Schauspiel gnadenloser Wies. Schweigende Gesichter sind immer eine Offenbarung. Sie lügen nicht, und wenn sie es tun, enthüllt sich die Lüge dem aufmerksam Zuschauenden sofort, und in der Politik wie im Theater kommt Wahrheit meist aus der Enthüllung einer Lüge. Im Unterschied zu W. H. Auden mag ich öffentliche Gesichter an öffentlichen Plätzen. Es mag in diesen Zeiten höchster Gefahr hilfreich sein, ein Auge auf sie zu haben, ehe der falsche Knopf gedrückt wird.

Politik ist, wie das Experiment ohne Ton zeigt, Darstellung. Eine Botschaft wird öffentlich vorgetragen, um das Publikum auf die eine oder andere Weise zu beeindrucken. Die Botschaft oder das Was verändert sich, unabänderlich. »Spart Benzin!« – »Töte Duncan!« – »Ehret Vater und Mutter!« – »Geben Sie Gedankenfreiheit!« – »Einmarsch im Libanon!« – »Kürzt die Subventionen!« usf. Weniger die Botschaft oder das Medium ist die Bot-

schaft als vielmehr der Bote. Es gibt keine Botschaften ohne Boten, im Sinne der Bibel oder der Post, und kein Theater ohne Schauspieler, keine Politik ohne Politiker, vor allem sollen es, wie Lenin gehofft hat, Köche sein und keine Barone oder Geschäftsleute. Im Anfang war das Wort, aber nicht das Wort allein. Vielleicht war Gott unsichtbar, aber zu hören war er oft. Der Sprecher, nicht das Gesprochene, ist es, worauf wir achten müssen.
Die Sprache oder die hohe Kunst der Rede ist heute, wie man uns versichert, tot, erstickt von Bildern, Sprechblasen und einem Yahoo-Jargon. Die Ursachen dafür sind nicht unbedingt sprachlicher Natur. Als man Gott getötet hatte, starb auch der Held. Es genügt leider nicht, etwas Heldenhaftes zu tun, man muß auch imstande sein, die Todeskämpfe auszudrücken. Auf die Gottestöter folgten die Worttöter. Nicht nur Donald Duck gehört zu ihnen. Wem Töten zu hart klingt, der soll es sich als Saubermachen vorstellen. Die größte Putzfrau von allen war Gertrude Stein, die mit Schwulst, Pathos, Großsprecherei gründlich aufräumte, als wollte sie Pascal bestätigen: »Wahre Beredsamkeit wird verhindert durch Beredsamkeit.« Mag sein, daß sie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat. Manchmal klingt es, als wäre uns nichts geblieben als das verzweifeltste aller berühmten Letzten Worte: Becketts Atemhauch. Man mag diesen Verlust beklagen, aber er ist nicht wieder rückgängig zu machen. Rock around the clock – aber zurückdrehen kannst du die Uhr nicht. Niemals wieder werden wir Harry hören, der die in England sich im Bett räkelnden Gentlemen mit flügelleichten Worten zurechtweist, oder Churchills lispelnde Weigerung, aufzugeben. Es würde einigermaßen peinlich klingen, wenn Frau Thatcher und ihresgleichen sich auf den St. Krispianstag berufen wollten. Der Schmierenschauspieler und der Demagoge, wie virtuos auch immer, sind abgetreten. Wort-Zauberer sind nicht mehr aufzutreiben, denn man braucht sie nicht mehr. Die Poesie starb nicht so sehr in Auschwitz, vielmehr in dem ionescohaften Gequassel des Wohlfahrtsstaates. Alles Reden heute ist Small-talk.
Das alte Bündnis von Staat und Bühne aber bleibt unverändert stark, auch wenn das politische Theater durch die Theatralik der Politik verdrängt wurde, die niemals so greifbar war wie in der modernen Zeit. Unsere Staatsmänner haben Trainer und benutzen Make-up, sie lassen sich von Experten über die Seriosität ihrer Krawatte oder den Stil ihrer Frisur beraten. Nicht mehr Cecil B. De Milles Zirkus ist die größte Schau der Welt, sondern der Nürnberger Parteitag, eine amerikanische Wahl, eine britische Krönung, eine Moskauer Parade usf. Walter Benjamin hat gemeint, der Faschismus sei ästhetisierte Politik, aber das ist vielleicht zu schmeichelhaft, eher ist er opernhaft gewordene Politik. Die Oper ist der fragwürdigste Teil des Showbusiness. Musik braucht eigentlich keine Worte, nur das Rufen eines Namens wie Tristan. Das nicht Notwendige ist ein dramaturgischer Mißgriff, vielleicht ein Kriterium des Häßlichen.

Der Politiker und der Schauspieler haben seit je voneinander gelernt, d. h. sich gegenseitig bestohlen. An manchen Orten, wo Freiheit und Barmherzigkeit, nicht Gesetz und Ordnung, die höchsten Tugenden waren, haben sie eine Botschaft, unvergleichlich an Schrecken und Schönheit, ausgetauscht. Für einige wenige strahlende Augenblicke waren die Agora, der Hof, die Burg und sogar das Schlachtfeld ein Spiegel des Bretterrunds der Bühne, anstatt nur von ihr gespiegelt zu werden. Unser Leben auf der Bühne und hinter der Bühne ist nicht nur schäbig geworden, sondern wir haben auch gelernt, unsere Schäbigkeit zu verherrlichen. Der Mülleimer ersetzt den Thron, und kein Liebhaber steigt mehr zum Balkon hinauf, es sei denn, der Aufzug ist steckengeblieben. Aber Staat und Bühne lernen weiter voneinander. Es heißt, daß die wirkliche Arbeit in der Politik hinter verschlossenen Türen gemacht wird, von den Männern im Hinterzimmer. Das gleiche gilt fürs Theater. Eine Probe wird angesetzt, ein Kabinett tritt zusammen, die Junta versammelt sich, der Präsident zieht sich mit seinen Beratern zurück. Generäle halten sich, wie Regisseure, an Drehbücher. Das ist immer so gewesen. »Wie wär's mit dem Sturm auf die Bastille?« – »Fabelhafte Idee.« Also Sturm auf die Bastille. Oder: BOTE: Madame, das Volk hat kein Brot zu essen. KÖNIGIN: Mögen sie Kuchen essen! Also macht das Volk sie einen Kopf kürzer. Was immer in der Privatheit der Vorbereitung geschieht, eines Tages werden die Türen sich öffnen und die Zuschauer kommen herein – man kann sie nennen, wie man will, Volk, Publikum, Presse, Abgeordnete. In diesem Augenblick wird der Politiker zum Darsteller und beginnt zu agieren in dem dreifachen Sinne von Sein, Spielen und Handeln, wie es der Totengräber zu Helsingör definiert. Und selbst zur Intimität des Hinterzimmers gehört das Rollenspiel, in dem sich, soll es authentisch wirken, Ehrlichkeit und Schauspielerei vermischen. Hitler kriegt einen Anfall, Nixon fällt auf die Knie, der Duce läßt einen bis zu seinem Schreibtisch einen langen Weg gehen, Macbeth zieht einen Dolch . . .
Der puritanische Politiker ist mißtrauisch gegen das Theater, das er irrtümlich für einen Spielplatz vorgeblichen statt gesteigerten Seins hält. So nannte Herr Strauß Herrn Schmidt geringschätzig einen besseren Schauspieler, als er selbst einer ist. Diese Geringschätzung ist ein verbreiteter Trugschluß. Für einen wahren Schauspieler nämlich ist Spielen ebenso authentisch wie Sein, er bleibt er selbst, wird es nur noch mehr. Die Rolle ist nicht eine Negation, die dem Selbst von außen aufgezwungen wird, sondern ein neues Selbst, das unter den vielen Gestalten, die das Selbst ausmachen, entdeckt wird. Und außerdem steckt in jedem von uns ein Kind, das spielen will, wie Nietzsche gesagt hat. Auch ein Hamlet steckt in uns, der lieber denken will als töten. Man kann in Herrn oder Frau Meier jedes Spiel finden. Das puritanische Hirngespinst des Charakters als einer festen Größe ist pathologisch, es läßt sich am besten nicht am moralischen Verhalten, sondern in den

toten Augen der Autisten beobachten. Im Staat wie auf der Bühne ist es die Aufgabe des Darstellers, andere zu überzeugen, daß er meint, was er sagt, und sagt, was er meint. Kein Politiker oder Schauspieler will für einen Lügner gehalten werden. Die Kunst zu überzeugen hat ihre Wurzel weniger in formaler Logik als in inneren Techniken, denn das, worum es ihr geht, ist oft ungreifbar – sei es Strasbergs nicht existierende Kaffeetasse, deren Realität durch sense memory beschworen wird, oder das Versprechen von Peace Now oder des Tausendjährigen Reiches. Zyniker werden nicht zustimmen, aber der Realismus Machiavellis war der eines Schurken, und Schurken haben die Welt niemals verändert, nur ruiniert. Der gute Politdarsteller wird zynische oder äußerliche Mittel suspekt finden, die sogenannte Trickkiste, wie virtuos auch immer gehandhabt, die aber keine Überzeugung enthält und deswegen nicht zu überzeugen vermag. Die Mittel definieren die Zwecke, anstatt von ihnen gerechtfertigt zu werden. Effekthascherei überläßt man am besten dem Boulevardschauspieler und dem Tyrannen. Der wahre Darsteller wird sich selbst treu bleiben, nicht aus einem moralischen, sondern aus einem existentiellen Imperativ, als einem Mittel, seine eigenen Realitäten, was immer diese zu jedem gegebenen Zeitpunkt sein mögen, zu erfahren oder zum Ausdruck zu bringen, sei es ein Jucken am Sack, Wut auf seinen Gegenspieler, eine trockene Kehle aus Angst vor Kritikern oder Meuchelmördern. Alles, was man zu irgendeinem Zeitpunkt ist, ist in der Darstellung verwendbar, und nur was man ist, ist verwendbar. Die sogenannte Fremdheit der Rolle ist in einer der verschiedenen Seelen zu finden, die in der eigenen Brust, oder wo immer sonst die Seele sitzen mag, miteinander ringen.

Nehmen wir Gott zum Beispiel, diesen mäßigen Schauspieler. Er bestand darauf, sein eigener Autor und zugleich sein Regisseur zu sein. Dadurch wird das Schizophrene des Handwerks, wie jeder beim Theater einem sagen kann, nur noch verschärft. Daher diese Peinlichkeiten, wie die Szene im Paradies, wo Allmacht sowohl behauptet wie negiert wird. Man kann nicht verbieten und gleichzeitig verführen, ohne daß es in einem Double-bind endet. Und was ist mit so bombastischen Effekthaschereien wie der Sintflut oder dem Durchzug durchs Rote Meer? Am überzeugendsten war Gott in den kleinen Dramoletten mit Hiob oder Jonas. Christus dagegen war der beste Schauspieler, den es je gab, ein wahrer Bote. Auch er bediente sich der Trickkiste – ging auf dem Wasser, weckte die Toten auf –, aber er haßte Tricks und sich selbst, wenn er sich ihrer bediente, und wetterte gegen das vulgäre Bedürfnis nach Schmierentheater. Wie alle großen Schauspieler zog er die Wunder des Seins vor – wenn er ein Paar schmutziger Füße wusch oder die andere Backe hinhielt. Nicht nur in getreuer Erfüllung der Prophetie wählte er den Weg zum Kreuz, sondern als letzten Beweis dafür, daß er meinte, was er sagte. »Nur die sagen die Wahrheit, die ihre Worte unter

Schmerzen sagen.« Schauspielerei heißt Glauben. Seine Darstellung bleibt unser Muster, selbst wenn wir vor der Glotze sitzen.
Unsere Sprache mag zerbrochen und plebejisch sein und die Trivialität fast bis zur Parodie verherrlichen, doch der Politdarsteller kann sich nicht auf eine Pantomime à la Marceau beschränken. Er muß mit seinem Mund reden. Man sollte die Bedeutung des Mundes nicht unterschätzen. (Bei der Mafia wird der Wortführer das Mundstück genannt.) Wenn die Augen der Spiegel der Seele sind, dann ist der Mund eine Öffnung, durch die die Seele entflieht und sich dabei vernehmlich macht. Die Kunst des Aufs-Maul-Schauens ist allen Beobachtern der politischen und der Theater-Szene zu empfehlen.
Auf den ersten Blick hat der Mund zwei Lippen, die die Zähne umschließen. (Die Zunge, so wesentlich sie ist, ist meist nicht zu sehen, außer bei Albert Einstein oder Mick Jagger. Politiker strecken die Zunge selten heraus, wenn überhaupt.) Der Mund ist eine der empfindlichsten Zonen des Körpers und wie die Genitalien voller unwillkürlicher Reflexe oder Tricks. Gekräuselt, zusammengepreßt, schneidig, verbissen, eingezogen, herabhängend, grollend oder zuckend, der nervöse Mund ist symptomatisch für den Subtext, die unausgesprochene Wahrheit in all dem verlogenen Gerede. Seinen Mund unter Kontrolle zu halten, ist verdammt schwer, wenn auch vielleicht nicht so schwer, wie seinen Genitalien zu sagen, was sie zu tun haben. Solches Bemühen um Selbstkontrolle ist repressiv und muß zu einer Art Kluft zwischen Sagen und Meinen führen, zu einer Verzerrung, durch die der Sprechende alles andere als ehrlich wirkt. Durchs Aufs-Maul-Schauen vermag der aufmerksame Beobachter die Angst, die sich hinter der Drohung verbirgt, das Hohle der Entrüstung und die gespielte Jovialität immer zu erkennen, und er kann nur bedauern, wieviel Energie durch solche Selbstverleugnung verschwendet wird.
Die Zähne sind ein wesentliches Instrument des Politdarstellers. Die Beziehung zwischen Politik und Zähnen ist bisher leider noch nicht oder nur wenig erforscht, aber wir wissen, daß das Zahnhandwerk eine Wahl entscheiden kann. In einer vom Gesundheitswahn besessenen Welt kann man von den Leuten nicht erwarten, daß sie an verfaulte Backenzähne und schlechtsitzende Gebisse, beispielsweise aus Holz wie im Falle George Washingtons glauben. Wie wir von Freud & Co. gelernt haben, sind Zähne Symbole der Macht. Beißen ist, wie die Macht, ambivalent, indem es Schmerz oder Lust bereitet. Wir alle würden von einer vergleichenden Studie über Zähne in unserer Zeit profitieren, wenn man darin so prominente Beispiele wie Carter oder Schmidt behandelte und auf die schrecklichsten Reißzähne des Jahrhunderts, die von Teddy Roosevelt, zurückgriffe, mit seinem fletschenden Rat für angehende Imperialisten – sei wachsam, aber nimm einen großen Stock mit. Liberaler Enttäuschung über Begin hätte man durch ein sorgfältiges Studium seiner Bezahnung zuvorkommen können.

Der dentale Ansatz ist modern, angeregt durch die Großaufnahme in Photographie und Film. Bis dahin hatten wir kaum die Möglichkeit, uns die Münder der Mächtigen genauer anzusehen. Nach den älteren Marmor- oder Ölbildnissen zu urteilen, posierten die Großen lieber mit geschlossenem Mund, in der Haltung schmallippiger Würde. Wirft man einen Blick in eine Galerie römischer Büsten, so erzählen sie zwar mit lebhaftem Gesichtsausdruck die Geschichte des Niedergangs von der großen Zeit bis zum Zusammenbruch, aber ihre Zähne zeigen sie nicht, sondern sehen uns nur mit tödlicher Würde an. Die gemalten Porträts der Päpste oder Fürsten in späterer Zeit sind ähnlich feierlich. Sie lächeln nie. Lächeln ist etwas Modernes, die Grundgrimasse der Demokratie.

Lächeln ist jedenfalls eine geheimnisvolle Gewohnheit, mit dunklen Ursprüngen in Kindheit und Geschichte. Wir wissen nicht, warum die Etrusker immer lächeln. Das Grinsen der verschwindenden Cheshirekatze ist so irritierend wie der Zauber, der vom Schmunzeln der Mona Lisa ausgeht. In der Tat ist es schwer zu sagen, warum leicht geöffnete Lippen, die sich an den Mundwinkeln kräuseln, so entwaffnend auf uns wirken.

Die Sozialisierung des Lächelns ist eine amerikanische Erfindung. Strahlende Zähne, die durch rosige Lippen blitzen, mit Grübchenwangen: da haben wir das Emblem des ideologischen Optimismus, der sowohl als Tugend wie als Notwendigkeit gilt. Wenn man das Glück mit protestantischer Arbeitsethik verfolgt, so wird man es finden, es ist sozusagen verfassungsmäßig garantiert, jedenfalls bis Vietnam und Watergate. Man wünschte sich eine historische Studie über das Lächeln in Washington und Hollywood, wie es nun endlich von dem ersten Schauspieler-Präsidenten vereint wird. Aus der Tatsache, daß die Indianer nicht lächeln, könnte man interessante Rückschlüsse ziehen. Andererseits, als die Garbo schließlich als Kommissar Ninotschka lächelte – ein nationales Ereignis –, da schien sich die Rote Gefahr in Gekicher aufzulösen: mit den Kommunisten konnte man fertig werden, indem man ihnen einfach einen Witz erzählte. Ich meine das in vollem Ernst. Ich hab's lieber süß als sauer.

Das politische Lächeln, das Lächeln als Instrument der Staatskunst, wurde von Franklin D. Roosevelt, einem Meisterlächler, verfeinert, der Düsternis und Verhängnis der Depression sozusagen einzahnig erleuchtete. Wenn er lächelte, dann lächelte, mit einem alten irischen Lied zu sprechen, die ganze Welt. Zumindest war dies sein Prinzip Hoffnung, mit dem er Verzweiflung als unamerikanisch und als Sünde brandmarkte. »Wir haben nichts zu fürchten als die Furcht selbst«, das war sein lächelnder Slogan, und er hörte sich gut an, auch wenn er irreführend war. Denn es gab anderes zu fürchten, aber Roosevelts Lächeln ist für die Politdarstellung stilbildend geworden: offen, jungenhaft, kantig, eine kecke Zigarettenspitze hineingesteckt, und heroisch für einen Mann, der die besten Jahre seines Lebens in einem Rollstuhl ver-

bracht hat. Im Verein mit geselligem Plaudern am Kamin und dem Hit der Saison, *happy days are here again,* schien dieses pfiffige Lächeln der Yankeeunschuld die passende Antwort auf das faschistische Stirnrunzeln. Seit FDR heißt es für einen Politiker: lächeln oder untergehen.
Der zweitbeste Lächler in diesem Geschäft war Eisenhower. Sein Lächeln war ein nettes, dusseliges Opalächeln. Dieser mittelmäßige General und passive Präsident, der die meisten Probleme dadurch löste, daß er sich gar nicht erst um sie kümmerte, machte die Nettigkeit zu einem politischen Faktor. Ike hatte kein Charisma, aber man konnte ihn ausgesprochen gern haben. Nettigkeit kann, wie Hollywoodprofis einem bestätigen können, Talent und harte Arbeit ersetzen. Unabhängig von den üblichen historischen Kräften genügte Ikes Froschlächeln, um Stevenson zu schlagen.
Ich erinnere mich an die Wahlnacht in Chaplins Haus. Der Gastgeber, der zu kindischen Begeisterungsausbrüchen fähig war, schrie ununterbrochen: »Er ist so schön, so schön!« Gemeint war Stevenson, als er in einer Fernsehdebatte auftrat. Die Skeptiker von uns wußten, daß er gegen Eisenhowers Lächeln nicht ankommen konnte. Stevenson, der erste wirkliche Intellektuelle, der nach der Präsidentschaft griff, hatte ein feines liberales Lächeln, ein Großstadtlächeln, ein strahlendes christliches Lächeln, ohne jede Sorge, daß es den Eindruck von Schwäche oder Ambivalenz erwecken könnte. Er gehörte zu einem untergehenden Menschenschlag, er war ein wirklicher Gentleman. Er hatte Witz und trug abgenutzte Schuhe, hatte an einer Scheidung zu tragen und starb, hingestreckt auf einem Platz in London, in den Armen von Truman Capote. In Hollywood würde man sagen, er hatte nicht die Qualität eines Stars: ein wirklicher Star hätte den Eindruck von Gesundheit vermitteln müssen, einem nicht von Widersprüchen zerrissenen Ganzen. Wie John Wayne, ein Bastard mit lupenreinem Image: niemand konnte sich vorstellen, daß er beim Kartenspiel schummelt oder eine Frau vergewaltigt. Das war die gute alte Zeit.
Die Kennedys waren Superstars vom neuen Schlage. Der Cowboy wurde vom Schnüffler ersetzt, vom Gangster, vom Schuft, all diesen romantischen Arschlöchern mit ihrem eigenen mittelalterlichen Ethos. Ländliche Unschuld verwandelte sich in städtischen Zynismus, was an die grausliche Prophezeiung von G. B. Shaw erinnert, Amerika werde von der Kindheit unmittelbar ins Greisenalter eintreten. Das Zeitalter Bogarts, unrasiert, zerknittert, und bald sein erbärmlicher Schatten, Tricky Dickie. In der Zwischenzeit die Kennedys – eine einzige gelungene Party, mit ihren fabelhaften Zähnen, und das Land gespalten in Schickeria und Spießer. Am Ende gewinnen immer die Spießer. Der Spätkapitalismus mit seinen dunklen archaischen Trieben macht sich Götter, um sie dann abzuschlachten. John F. war der Beste von allen, ein Held im Krieg und wegen Dallas auch im Frieden. Der Erfolg stand ihm sogar noch besser als seine Anzüge. Im Unterschied

zu Nixon, der nie so recht glauben wollte, daß er Nixon war, stand John F. zu sich und war zu gut, um wahr zu sein. Er hatte mehr Humor, als für ihn oder sein Land gut war: die Spießer hatten das Gefühl, er mache sich über sie lustig. Sein Machiavellischer Charme wurde wettgemacht durch seine Rückgratschmerzen und das Prachtweib, das ihn nicht liebte. Seinen Bruder Robert habe ich einmal bei einer Wahlveranstaltung gesehen. Er war ein makelloser Prinz mit eiskalten Augen, als ob er wüßte, daß jedermann käuflich ist, Attentäter eingeschlossen. Die Schüsse, die sein perfekt geschneidertes Jackett besudelten, müssen ihn verblüfft haben.

Sowohl Bühne wie Staat sind auf das Hegelsche Modell von Herr und Knecht angewiesen. Man kann nicht gut herrschen, wenn es niemanden zu beherrschen gibt. Eine andere Variante ist die Dialektik von Held und Bösewicht. Was hätte Hitler ohne die Juden gemacht, Jago ohne seinen Othello? Ohne Schurken geht es nicht, oder man findet sie in sich selbst und wird entweder ein wahrer Christ oder verrückt. Es gibt im wesentlichen zwei Sorten von Schurken, die netten und die nicht-netten. Der nette ist durchsichtig und erfolgreich. Er tut was für die Leute und, nicht ganz zufällig, auch für sich selbst.Was für ihn gut ist, ist auch für das Land gut, wie man bei General Motors zu sagen pflegte. Er ist einer der Schächer am Kreuz. Am Ende kriegt er sein Mädchen. Durch ihn erklärt sich die nicht nachlassende Popularität von Robin Hood oder Mackie Messer und die ambivalente Bewunderung für Mörder und Terroristen. Der Politiker dieser Sorte, wie W. C. Fields ihn unsterblich gemacht hat, ist in der Regel populär. »Gib nie einem Trottel eine Chance«, lautet sein Motto, und die meisten Leute würden nie auf die Idee kommen, sich selbst als Trottel anzusehen, selbst wenn sie im Krieg ausgeplündert und abgeschlachtet werden. L. B. Johnson, ein Hans Dampf, der nach Kennedys Ermordung sein verschwitztes Hemd dreimal wechselte, hat nie behauptet, auf Kant oder das Lukas-Evangelium zu bauen. Wie Stalin lächelte er, als müsse er niesen, und zeigte den Journalisten seine Gallenblasennarbe. Er war ein anständiger Schurke, ein richtiges Schlitzohr, ein progressiver Gauner, der einem seine Tricks zeigt, wenn auch nicht alle.

Nixon war nicht abgefeimter als die meisten anderen, er hat es immerhin geschafft, uns aus Vietnam raus und nach China reinzubringen, und er hat den Mut gehabt, einen deutschen Juden zu seiner linken Hand zu machen. Aber er blieb Tricky Dickie, der nicht-nette Schuft, weil er wie ein schlechter Schauspieler seine Schuftigkeit nicht akzeptieren und zugeben konnte. Er versuchte noch mehr Kennedy zu sein als Kennedy selbst, ein Ding der Unmöglichkeit. Ist man einmal Richard III., dann kann man nicht wieder Richard II. werden. Er machte den Prediger Billy Graham zu seinem Trainer, ein Fehler. Hitler war wenigstens nicht so blöd, Pastor Niemöller oder Heinz Rühmann um sich haben zu wollen. Nixon hatte ein schäbiges, ein

verkrampftes Lächeln, besonders wenn er ehrlich wirken wollte. Sein Fünf-Uhr-Schatten war ein untrügliches Zeichen für Schuftigkeit. Er war dazu verdammt, ein kleiner kalifornischer Winkeladvokat zu bleiben, aber im Grunde seines Herzens wäre er gerne Henry Fonda gewesen, der Albert Schweitzer oder einen anderen Heiligen spielt. Die Macke war immer sichtbar. Bei irgendeiner ganz frühen Bestechungsaffäre ertappt, schleppte er seine ganze Familie, einschließlich Hund, vor die Kamera und probierte es mit dem alten Trick, aus Taktik den Zerknirschten zu spielen, und gab zu, daß er gefehlt habe. Er war völlig unüberzeugend, wie einmal an einem College, wo ich ihn Frieden schreien sah, während seine Fäuste Krieg riefen – ein Beispiel schlechter Schauspielerei, aus der falschen Vorstellung heraus, man müsse sich selbst verleugnen. Politiker oder Schauspieler können ihr Selbst nicht von ihrem Image trennen, ohne, wie unterschwellig auch immer, einen Betrug zu begehen. Am aufrichtigsten war Nixon auf den Watergate-Tonbändern – gemein, bösartig, ängstlich, komisch; seinen besten Mann nannte er einen Judenjungen und spickte sein Gerede mit kleinen Füllwörtern wie Scheiße! oder Fuck! Hier war er ganz er selbst und vollkommen eins mit sich. In der Öffentlichkeit log er ununterbrochen. Bei seinem Abgang, als er mit dem Hubschrauber vom Rasen abhob, um zur Hölle zu fahren, da hat kaum einer geweint. Die Leute lassen sich einen Schuft so lange gefallen, wie er nicht geschnappt wird. Nixon wurde nicht nur geschnappt, sondern ist durch eine selbstgelegte Bombe hochgegangen. Er wird als erster komischer Ödipus in Erinnerung bleiben.

Dann kam Carter, das absolute Gegengift, ein guter Kerl, auch wenn seine Zähne vielleicht eine Idee zu groß waren. Es fällt nicht schwer, einem Mann zu trauen, der Erdnüsse anbaut. Carter war entzückend, so richtig Mamas Liebling, ein Missionar unter Kannibalen. Die Baptistenbibel ist nicht gerade der richtige Führer durch einen Dschungel, und in der Verfassung steht nichts davon, daß man danach streben soll, gut zu sein. Das Land wollte nicht nur Moral, sondern auch den Hurengott Erfolg. Carters Lächeln wurde verquält: es ist nicht leicht, schon gar nicht in Washington, zugleich gut und glücklich zu sein. Als es ernst wurde, setzte sich die alte amerikanische Weisheit gegen die Bergpredigt durch: »Mit Nettigkeit kann man kein Spiel gewinnen.« Unvorstellbar ein Western, wo der Prediger der Held ist. Er hat weder einen Revolver noch Sex, und bestenfalls kann er einen Lone Ranger verständigen, der in die Stadt reitet und sie vom Gesindel säubert.

Reagan lächelt mit den Mundwinkeln, ein abgegriffenes Klischee des harten Burschen. Er hat einen schönen und leichten Gang, etwas in der Hüfte schwingend, nach dem Vorbild der besten Geher des ganzen Gewerbes – Mitchum und Fonda. Wenn man so geht und so lächelt, dann signalisiert das Erfolg: Er wird das Fort schon vor den wilden Indianern oder Roten retten.

Eine Reihe schöner Klischees kommen Reagan zugute: hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine starke Frau, die ihm in guten und schlechten Zeiten zur Seite steht und keinesfalls auf einen geilen alten Mann aus Griechenland reinfällt, und er wird seinerseits in ihrer Gegenwart niemals Fuck! sagen. Und so weiter und so fort. Schauspieler müssen aber nicht unbedingt schlechtere Präsidenten sein als Rechtsanwälte oder Generäle. In alten Tagen war Reagan kein schlechter Darsteller, obwohl er meine Frau zu Tränen gelangweilt hat, als sie in einem Film von extremer Mittelmäßigkeit zusammen auftraten. Angefangen hat er als progressiver Gewerkschafter, hat eine Kehrtwendung nach rechts gemacht, und enden wird er, wie alle Präsidenten, als ein Mann der extremen Mitte. Aber er ist Kalifornier, was nicht nur ein Geisteszustand, sondern auch ein Extremzustand ist – rechts und links, Traum und Alptraum, Land der ersten radikalen Gewerkschaften, von Steinbeck, von Henry Miller, einigen heroischen Streiks, aber auch von Hearst, der HUAC, der in den Tod getriebenen Marilyn Monroe. Los Angeles ist die Provinzhölle auf Erden, die dekadenteste von allen Suburbias, wo (mit Revolver oder Spritze) erst geschossen wird und dann gefragt, und wo man die Mafiamethoden immer geschätzt hat: außer im äußersten Notfall richtet das Scheckbuch in der Regel mehr aus als der Colt, wenn man seinen Vorschlägen Nachdruck verschaffen möchte. Reagan ist ein harter Bursche, aber als aufmerksamer Beobachter sollte man der Härte dieser harten Burschen niemals trauen, denn der beste von ihnen, Hemingway, hat sich das Gewehr in den Mund gesteckt. Die Gefahr des Reaganismus ist die wacklige Schwäche in dem Koloß und das sie ausgleichende Maulheldentum. Ein Plastiktiger, vollgestopft mit gespaltenen Atomen. In diesem Fall wäre der Selbstmord global, nicht ein einsamer Schuß in der Nacht.

Durch Umkehrung haben sich in den USA einige marxistische Wahrheiten als selbstverständlich erwiesen: alles ist eine Ware und verkäuflich. Ihre Politiker und Darsteller sind dementsprechend Verkäufer des Selbst. Dabei sind sie wenigstens ehrlich, anders als die Europäer, die diese Mechanismen gerne mit Stil und Geschmack kaschieren. In Europa hat man den amerikanischen Darstellungstricks immer widerstanden, außer wenn sie sich als erfolgreich erwiesen. Soviel man auch über die Vulgarität von Jeans oder Coke oder Rock'n'Roll herziehen mag, jedenfalls sind sie ein Riesenerfolg, sogar im Osten. Dasselbe gilt fürs Lächeln, wenn auch vielleicht noch nicht fürs Babyküssen.

Der Import des Lächelns nach Europa ist nicht ohne Rückschläge abgegangen. Die Franzosen zum Beispiel haben diesen transatlantischen Mätzchen immer widerstanden, besonders seit De Gaulle, der in der Öffentlichkeit nie gelächelt hat. Er war nicht »zu verkaufen« und war absolut nicht bereit, sich abzustrampeln. Wie beim Sonnenkönig, *l'état*, das war *lui*. In der Öffentlichkeit verzichtete er auf demokratische Aufrichtigkeit und schien noch tief

in den schlechtesten Traditionen der Comédie Française zu stecken: Verleugnung des Selbst, leere Förmlichkeit der Gebärden und natürlich eine unfehlbare Grammatik, seit je für die Franzosen der Königsweg zur Wahrheit. Aufrichtigkeit brauchte er gar nicht zu spielen, denn offenbar kam er überhaupt nicht auf den Gedanken, daß irgend jemand es wagen könnte, seine Botschaft nicht zu glauben. Er verstand es, von natürlichen Gegebenheiten wie seiner Statur gut Gebrauch zu machen. Auch seine Nachfolger gehörten zu diesem von Diderot inspirierten Typus distanzierter Darsteller. Wenn sie Gefühl zeigen, dann pflegen sie deutlich zu machen, daß sie es zeigen, aber ohne es zu empfinden. Ihr Klassizismus behauptet ihre Identität gegen die schwammig seelenvolle Romantik der Amerikaner.

Die Statur ist für den Schauspieler wie für den Politiker ein wichtiges Hilfsmittel, ob sie sich nun in die Vertikale ausbreitet, wie im Falle De Gaulles, oder in die Horizontale wie bei Churchill oder Strauß. Wir wollen nicht unfreundlich sein und sie fett nennen, obwohl Caesar nicht der erste war, der Korpulenz den dünnen, hungrigen Männern wie Cassius vorgezogen hat. Eine rundliche Statur ist ein absolutes Plus: sie erweckt den Eindruck von Macht und Jovialität, und außerdem ist sie gemütlich. Das erklärt die Popularität eines Laughton, Morley oder Chruschtschow. Der kluge Darsteller wird die Gefahr solcher natürlicher Faktoren, sei es eine schöne Stimme, ein schöner Busen oder einfach die Statur, nicht überschätzen und nicht übermäßig Gebrauch davon machen, unter Vernachlässigung des restlichen Instrumentariums.

Wendet man diese Überlegungen auf die deutsche Szene an, dann entdeckt man eine stilistische Kohärenz, die auf dem Glauben an die Autonomie von Ideen beruht, als wäre das Bewußtsein dem Sein überlegen. Das scheint dem Prinzip von Peter Brook zu widersprechen, daß man Ideen nicht spielen könne, sondern nur Menschen. Ob dies nicht für den Staat ebenso gilt wie für das Theater, muß zunächst einmal offen bleiben. Letztlich ist es eine Geschmacksfrage. Jedenfalls sind die Bundestagsdebatten häufig gekennzeichnet von eleganten Formulierungen. Auffallend ist, daß es an Witz vollkommen fehlt, aber auch an den pubertären Faxen des englischen Unterhauses, ganz zu schweigen von den Sexualverschwörungen auf dem Kapitol. In Bonn ist Intelligenz die höchste Tugend, anders als in den angelsächsischen Ländern, wo Klugheit auf Mißtrauen stößt, sowohl bei den schlichten Gemütern wie bei den besseren Leuten. Nur die Ausländer hält man für schlau, und das ist nicht als Kompliment gemeint. Ihre unvergleichliche Macht zieht die angelsächsische Dramaturgie aus der Dummheit ihrer Helden. Nicht so in Deutschland, wo man Mädchen kennenlernen kann, die finden, daß nur Intelligenz sie sexuell reizt.

Der deutsche Stil scheint seine Konsistenz in erster Linie der Reaktion auf die braune Pracht zu verdanken. Auf der Bühne wie im Staat ist die Tonlage

in Deutschland heute ruhig, sachlich und nüchtern, eine Übung in der rationalen Kunst der Argumentation. Nach dem Alptraum unkritischer Jasagerei eine Generation von Neinsagern. Ihr Motto ist das gar nicht so unrealistische »Alles stinkt mir«, als Kontrapunkt zu dem etwas gedankenlosen »Keep smiling«. Die bevorzugte Methode der jungen Demokratie ist die Kritik. Der verständnisvolle Beobachter ist beeindruckt, aber nicht ohne ein gewisses Unbehagen. Die Angst der Nachbarn beispielsweise ist nicht schiere Paranoia. Sie entspringt aus jedem neuen Beispiel dafür, daß die Deutschen alles, was sie tun – Denken, Arbeiten, Fußballspielen – mit einer Art kritischer Verbissenheit tun, die an Luther erinnert oder an den Fußballspieler Berti Vogts. Die Nüchternheit schützt vor gar nichts: unter anderem hat sie die Konzentrationslager möglich gemacht. Für die Nachbarn sind die Deutschen der Inbegriff der Radikalen, treu einer zerebralen Tradition, die man etwas unfreundlich als wasserköpfig bezeichnen könnte: Hamlets Nußschale mit unbegrenztem Raum. Es ist ein spezielles Talent der Deutschen, das Denken bis zur letzten logischen Konsequenz zu treiben. Das Besondere ihres Denkens beruht auf der Fähigkeit, das Undenkbare zu denken. Das hat natürlich das Gefährliche des Prokrustesbettes: wenn die Realität der Vorstellung nicht entspricht, ist die Versuchung groß, die unvollkommene Realität in Stücke zu hauen, statt die tolle Idee zu revidieren. Verherrlichung der Kritik führt zu unkritischem Dogma, wenn sie nicht mit Selbstkritik beginnt, dem ersten Schritt zu einer Demokratie, die weniger Kritik als Toleranz ist. Je mehr ich weiß, desto größer meine Unwissenheit. In einer solchen Einsteinschen Bescheidenheit liegt, daß man sich irren kann und daß die anderen, so unangenehm das auch ist, vielleicht recht haben. Das ist die Grundlage demokratischer Diskussion. Es gibt nicht nur einen richtigen Weg, eine Szene zu spielen, wie B. B. geglaubt hat, oder ein Land zu regieren. Das einzige Prinzip, dem anzuhängen sich lohnt, ist dasjenige, das mit seiner eigenen Zerbrechlichkeit rechnet. In einer Debatte geht es nicht darum zu gewinnen, sondern etwas daraus zu lernen. Erfolg und Qualität verhalten sich, außer für Kleinkrämer und Sportler, wie zwei Parallelen zueinander. In der Kunst der Politik wie der Schauspielerei beruht Größe auf dem Mut zur Niederlage. Ob wir wollen oder nicht, wir sitzen im selben geschrumpften Boot, aber Politik- und Theatermacher haben keine merkliche Toleranz für ihre Alternativen. Manchmal erinnern sie einen an den Schachmeister Bobby Fischer, der seinen Gegner nicht nur schlagen, sondern fertigmachen wollte. Kein Wunder, daß er sich in eine Art friedlichen Wahnsinns zurückgezogen hat und nur noch gegen sich selbst spielt.

Nettigkeit ist hierzulande ein anderes Hauptproblem, spätestens seit Bismarck auf den Gedanken kam, die Zuneigung des restlichen Europas mit Gewalt erzwingen zu wollen. Wirklich kein sehr aussichtsreicher Weg, es sei denn, man hat es mit Masochisten zu tun. Übertriebene Nettigkeit ist

eine abstoßende Form von Eitelkeit; wenn man den Leuten in den Arsch kriecht, kann die eigene Integrität darunter nur leiden. Vielleicht ist das der Grund, warum man nur so wenige deutsche Darsteller mag. Häufig sind sie brillant, begabt, vielgepriesen und respektiert, aber die Rolle der Publikumslieblinge zu übernehmen scheinen sie bewußt zu vermeiden. Sie wollen gar nicht gefallen, eine Haltung, die sie sich, wegen der Subventionen, glücklicherweise leisten können. Historisch gesehen läßt sich sagen, daß die Deutschen immer bewundert, geachtet oder gefürchtet wurden, selten aber geliebt. Gewiß, meine Großmutter würde sagen: »Man muß durchaus nicht von allen geliebt werden«, eine Ansicht, mit der sie meine Integrität stärken wollte. Popularität kann den Besten korrumpieren und ist den großen Meistern, wie Beckett oder Borges, immer suspekt gewesen. Nicht weniger suspekt ist aber die Pose der Integrität, oder die bescheidene Flucht vor dem Erfolg. »The Lady doth protest too much.« Kein Mensch kann ohne Zuneigung überleben, so heftig er auch gegen sie protestieren mag. Angst vor der Liebe oder dem Erfolg sind nur verzerrte Formen der Sehnsucht nach beidem. In unseren Ängsten liegt immer auch ein Sehnen nach dem, wovor wir Angst haben. Insbesondere scheint dies für Deutschland zuzutreffen, wo die Maske der Nüchternheit, verzerrt aus Angst vor echter Gemütsbewegung, das beste Beispiel dafür ist, wie man auf zu hoch hängende Trauben reagiert. Selbst der oberflächlichste Beobachter kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dieses zerebrale Volk sich danach sehnt, von seiner bleichen Mutter umarmt zu werden. Kein Wunder, daß das Wort »Liebe« tabu ist.

Der sympathischste Politdarsteller unserer Generation war Willy Brandt und ist es noch, trotz oder wegen seines angekratzten Rufs. Er war ein Star im Sinne des Show-business, seit Marlene Dietrich der erste aus diesem Land, der allseits gemocht wurde. Er war ein nationales Gut, und sein Kursverlust wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß die Menschen oft das zerstören, was sie lieben, ein archaischer Hang zur Verfolgung des Opferlamms. Brandt ist sympathisch, weil seine Intelligenz nie in Pedanterie erstarrt. Er hat die Gabe, selbst dann echt zu wirken, wenn ein Programm abrollt. Wenn er einen vorbereiteten Text vorträgt, dann klingt es, als läse er ihn zum ersten Mal. Eine solche gelenkte Spontaneität ist Kennzeichen jedes großen Schauspielers. Denken, Sprechen und Handeln wirken wie unmittelbare Antworten auf das Selbst und auf die Welt. Als er in Polen niederkniete, war diese Geste ganz frei von Sentimentalität oder Peinlichkeit, weil er einem spontanen, d. h. wahren Impuls zu folgen schien. Ganz anders als Nixon, dessen Niederknien zum Gebet am Ende so etwas wie eine verzweifelte Clownerie blieb. Bei Brandt scheint der Weg zum Unbewußten offen: jedes Zögern, jede abwägende Pause signalisiert nicht Nachdruck oder Schwäche, sondern wirkliche Suche nach Wahrheit.

Der furchteinflößende Alte mit der Pfeife im schiefen Mund ist der nächstbeste Darsteller in Bonn, ein schrulliger Lear, der einzige, der keine Angst hat, seiner Wut freien Lauf zu lassen, was die höchste Form der Unterhaltung ist. Alle anderen fürchten sich vor ihrer eigenen Aggressivität, und wie die Angst vor der Liebe führt auch die vor der Wut zu Verzerrungen, indem sie sich in verbissenem Gekeife Luft verschafft. Nicht so bei Wehner, der es mit einem Sturm aufnehmen kann. Seine Wutausbrüche wirken befreiend, für einige Augenblicke bekommen wir den Mut, unsere verstopften Herzen und Gehirne zu lockern. Wehners Auftritte wirken erzieherisch und sollten eigentlich ein Vorbild sein für seine verkrampften Kollegen, die ihren natürlichen Ärger aus einem falschen Gefühl für Takt und Anstand unterdrükken. Es ist unmöglich, einem Mann zu glauben, der seine Wut mit einem diskreten Augenzucken oder einem gefrorenen Lächeln zum Ausdruck bringt. Tragödie und vor allem Komödie verlieren jede Kraft der Mitteilung, wenn sie sich von den Aggressionen freimachen, die in ihnen stecken. Statt sogenannten diplomatischen Erfordernissen Rechnung zu tragen, sollten Politdarsteller sich nicht auf Benimmbücher verlassen, sondern auf Sex, die eigentliche Metapher für die Struktur des Dramas, mit seinem zärtlichen Streben nach explosiver Entladung und Entspannung. Der wohlgesonnene Beobachter wünscht sich im Bundestag einen gelegentlichen Faustschlag oder lärmenden Streit statt der ganzen verkrampften Höflichkeiten. Die Deutschen sind ein sehr zorniges Volk, sie haben allen Grund dazu, aber sie lassen ihrer Wut höchstens auf der Autobahn freien Lauf. Lieb' Vaterland, magst ruhig sein, aber höchstens an der Oberfläche. Das erklärt vielleicht die Wiederkehr des Mißtrauens der Nachbarn.

In einer Massendemokratie ist intellektuelle oder physische Eleganz etwas Problematisches. Es gibt für sie nur noch nostalgische Schlupfwinkel. Die meisten Kunden sind Arbeiter, sei es von der proletarischen oder von der kleinbürgerlichen Sorte, mit ihrer üblichen Skepsis gegenüber Zylinder und eingerollten Regenschirmen. Lord Eden, der damals ein guter Darsteller war, würde heute kaum einen Posten finden. Es scheint für Sittenkomödien keinen Markt zu geben. Für die Neokonservativen sind die nostalgischen Wiederbelebungen eine Art Ersatznahrung. Aber auch sie wissen, daß die gute alte Zeit nicht wiederkommt, außer für die drei Stunden, bevor der Vorhang fällt. Diese neuen Reaktionäre sind besonders gefährlich, denn im Unterschied zu den alten haben sie absolut keinen Realitätsbezug. Anders als in den dreißiger und vierziger Jahren können die ausgehungerten Provinzphantasien durchaus nicht mit Traumpaaren befriedigt werden, die mit ihrer Romanze den Klassenkampf durchbrechen, eher schon durch Computercomics im Weltraum. Wenigstens in den USA scheinen die Neokonservativen unter Teenagerniveau zu regredieren, in einen Kindergarten für Zurückgebliebene.

Was also kann der elegante Darsteller tun? Walter Scheel war der beste von dieser Sorte, mit ehrlichem Lächeln und einer Spur von attraktivem Hedonismus. Vielleicht war er in Bonn der erste unprovinzielle Darsteller, und von meisterhafter Fairness. Genau im richtigen Moment trat er ab. Wenn man oben angekommen ist, kann es, wie Lord Olivier bemerkt, nur noch bergab gehen. In den achtziger Jahren scheint Bonn für das politische Boulevardtheater wenig Einladendes zu haben, während Hamburg kürzlich zwei Beispiele fragwürdiger Eleganz gegeben hat. Dohnanyi hat echte Führungsqualitäten, mit einem Charisma wie die Kennedys, aber ohne deren Zynismus, und er entspricht älteren Definitionen des Gentleman als jemand, der es nie eilig hat und der nie unter Druck steht. Mit anderen Worten, er ist entspannt, das beste Hilfsmittel für einen Darsteller. Wie Yves Montand strahlt er eine seltene Mischung aus, eine Art linker Raffinesse. (Ein derartiger Vergleich klingt weniger frivol, wenn man sich daran erinnert, mit welchem Eifer Fidel Castro einer Verfilmung seines Lebens zugestimmt hat, unter der Voraussetzung, daß Marlon Brando ihn spielen würde.) Dohnanyi kann es nicht leicht haben mit den provinziellen Typen und mit den Jungen. Für sie sieht er zu attraktiv aus, aber trotzdem kann er ganz nach oben kommen, wenn er seine hauptsächliche Gabe entwickelt, die Weigerung, sein Selbstbild zu verändern und sich dem Niveau der Leute anzupassen. Kiep andererseits scheint mit den einfachen Leuten nicht warm zu werden, obwohl er als Schauspieler in jedem Westend- oder Broadwaytheater eine Chance hätte, besonders in Shawschen Komödien. Wir konnten ihn einmal beobachten, wie er sich in irgendeiner Fußgängerzone unter die Leute mischte. Seine Aufgeräumtheit wirkte leicht gekünstelt. Zeitweilig erinnerte er an jemanden aus dem britischen Königshaus, der mit Grubenarbeitern Witze austauscht. Hätte jemand ihm ein Baby in den Arm gedrückt, man hätte nicht sicher sein können und auch er schien es nicht, ob er es küssen oder fallen lassen würde.

Wie der Gentlemandarsteller gegen einen untergehenden Stil ankämpft, so auch die Jugend. Gegenwärtig fällt sie durch Anonymität auf, als hätte sie gerade die Fragwürdigkeit des Starsystems entdeckt. Dutschke ist eine verblassende Legende, wie Che oder die Beatles, und die neue Politästhetik der Jungen, eine grau-grüne Utopie, verzichtet auf die Melodramatik der sechziger Jahre. Wenn diese jungen Leute in den Korridoren der Macht erscheinen, wirken sie eher peinlich berührt als provozierend. Aber die Jungen sind immer für eine Überraschung gut. Im Unterschied zum gut gebauten Stück mit pointiertem Witz und erotischem Ehrgeiz wird das große Straßentheater nie aus der Mode kommen, gleichgültig ob eine friedliche Demonstration oder die Ermordung eines Bankiers auf dem Programm steht. Auf tragische Varianten folgt in der Regel eine komische; der Sprayer von Zürich hat hier vielleicht einen Hinweis geben können.

Für die politischen Hauptdarsteller in Bonn gilt, daß sie alle, wie Strasberg sagen würde, besser sind, als sie denken. Sie würden jedem Staatstheater Ehre machen, aber die meisten könnten einen Auffrischungskurs im Actors' Studio gebrauchen, um den Unterschied zwischen Selbst und Rolle ein wenig organischer zu gestalten. Andernfalls dürften sie die etwas unfreundliche Bemerkung eines britischen Kritikers bestätigen: Er habe noch nie so viele gute Schauspieler so schlecht spielen sehen wie auf den deutschen Bühnen. Kohl, Strauß und Genscher, sie alle haben den Vorteil einer kräftigen Statur. Genscher hat an Gewicht verloren, was schade ist; er ist der gemütlichste von allen, mit zutraulichen Pandaaugen, einer eher improvisierenden als scholastischen Intelligenz. Wegen seiner Ohren sollte er sich keinesfalls Gedanken machen: auch Clark Gable hatte Schlappohren. Schön wäre es, wenn er in einer Gesellschaft, die von ihrem Bierernst erdrückt wird, von seinem angeborenen Humor etwas mehr Gebrauch machen würde und nicht so sehr von seiner gekünstelten Entrüstung. Kohl ist ein Riese, macht aber den Eindruck, als bereite ihm das Unbehagen. Manchmal wirkt er, fast rührend, wie der größte Junge im Tanzkurs, in dem lauter weibliche Zwerge sind. Er ist ein netter Kerl, was man nicht unterschätzen sollte, aber er versucht, vielleicht schlecht beraten, den starken Mann zu spielen, anstatt es zu sein, und Emotionen freizusetzen, anstatt sie zu empfinden. In der Theatersprache nennt man das »überziehen«, und das ist ein Fehler. Überziehen ist die einzig schlechte Form des Spielens. Würde er seine Nettigkeit als ein Zeichen von Stärke akzeptieren, statt sie für Schwäche zu halten, dann würde er in seine Statur hineinwachsen und seine Haut würde besser sitzen. Ein anderer faszinierender Darsteller ist Bahr, der lakonischste in Bonn, als ob er ein Schüler Hemingways wäre. Seine einsilbigen Antworten auf geschwätzige Fragen sind eine trockene Entlarvung des allgemeinen Gequatsches in den Medien. Aber er ist auch der einzige, der bei Brandts Sturz in der Öffentlichkeit geweint hat, ein Akt von schauspielerischem Mut in einer Welt maskuliner Sitten, wo man wie beim Militär es nicht ganz koscher findet, seinen Schmerz zum Ausdruck zu bringen.

Strauß ist ein Star, gleichgültig welche Rolle man ihn spielen läßt. In Hollywood wäre er als »schwerer Junge« eingestuft worden, aber es gibt ja die Fälle, wo Schurken sich zu Helden entwickelt haben, wie Wallace Beery oder der unsterbliche Bogey, der als psychopathischer Killer anfing und als Idol endete. Die Statur von Strauß, sein Nacken, die Schultern, sein hektisches Atmen, alles vermittelt den Eindruck von Macht oder was man in den Sechzigern »Dynamit« nannte, ein zweischneidiges Kompliment. Derart extrovertierte Kraft ist niemals langweilig, aber es geschieht natürlich leicht, daß sie weniger eindrucksvoll als abschreckend wirkt. Strauß, der einen vollkommenen Kontrast zu Brandt bildet, hat etwas von dem klassischen Schinder. Die Zweideutigkeit dieser Wirkung in einem Land, das für einen

starken Mann noch nicht wieder bereit ist, kann ihm nicht entgangen sein. Bei der letzten Wahl hat er Gewicht verloren, sich das Haar über die Ohren kräuseln lassen und viel gelächelt, selbst dann, wenn ihm gar nicht danach zumute war. Für ihn wird das ein Darstellungsproblem bleiben. Was macht der starke Mann vor dem Hintergrund einer Tradition, in der Stärke zur Katastrophe geführt hat? Das Erlebnis der Macht steigt zu Kopf und kann das Selbst leicht korrumpieren. Ein anderes Problem für ihn ist eine Art biederer Großtuerei: wie so viele Mimen auf der Bühne, besonders in München, wird er uns häufig genug zeigen, wie außerordentlich brillant er ist, statt einfach außerordentlich brillant zu sein. Da liegt der Unterschied zwischen guter und großer Schauspielerei.

Helmut Schmidt wirkt, von außen gesehen, als der deutscheste unter den Politdarstellern. Sachlichkeit, die Gefühl verbirgt, Disziplin, um der Angst Herr zu werden, Apollo, der sich mit Dionysos schwertut. Die Integrität ist bei ihm eine Gewohnheit, nicht eine Rolle. Er ist der beste Kopf und der beste Redner von allen, mit der volltönenden Stimme eines Heldentenors. Er ist relativ klein, untersetzt und verbreitet mit der mühsam beherrschten Energie eines Terriers Ungemütlichkeit. Augen und Zähne bewahren ihn davor, durchschnittlich gutaussehend zu wirken, aber beide Zonen leiden manchmal unter vermeidbarer Anspannung. Zu Beginn seiner Regierungszeit schien er manchmal zu überziehen, die Stimme hatte einen militärischen Klang, die Finger stocherten und fuchtelten ein bißchen zu nachdrücklich herum, aber er wuchs mit den Schwierigkeiten und wirkt am besten, wenn er mit dem Rücken zur Wand steht. Im Unterschied zu den meisten anderen scheint er sich in seiner Haut und in der Welt wohlzufühlen. In der letzten Zeit hat ihn offenbar die Weisheit der Melancholie erreicht, und der Erfolg ist ihm weniger wichtig als das Erbe, das er hinterläßt. Er wird, horribile dictu, sympathisch, und er scheint sich im Auge des Taifuns ganz wohl zu fühlen. Wenn ich an ihn denke, dann denke ich daran, daß ich nachts durch einen deutschen Park gehe – anders als sonstwo rechne ich nicht damit, überfallen zu werden. Die Prise ist übrigens nicht das glücklichste Requisit, die Nase wird davon rot, und man verpaßt immer das Niesen.

In den nächsten paar Monaten werden wir viel Lächeln sehen. Sehen wir genau hin, wie starr die Oberlippen sind und wie frostig die Zähne.

»Es war eine Lady am Niger
Die ausritt auf einem Tiger
Dann kam er zurück
Von der Lady kein Stück
Nur ein sattes Lächeln vom Tiger.«

Aus dem Englischen von Henning Ritter

edition suhrkamp

Determinanten der westdeutschen Restauration 1945–1949
edition suhrkamp 575. DM 12,–

Peripherer Kapitalismus
Analysen über die Abhängigkeit und Unterentwicklung
Herausgegeben von Dieter Senghaas
edition suhrkamp 652. DM 14,–

Claus Martin Groth
Die Krise der Staatsfinanzen.
Systematische Überlegungen zur Krise des Steuerstaats
edition suhrkamp 918. DM 9,–

Der hilflose Sozialstaat.
Jugendarbeitslosigkeit und Politik.
Herausgegeben von Gero Lenhardt
edition suhrkamp 932. DM 9,–

Eduard Blankenburg (Hg.)
Politik der inneren Sicherheit
edition suhrkamp 1016. DM 10,–

Darcy Ribeiro
Unterentwicklung, Kultur und Zivilisation
Essays. Aus dem Brasilianischen von Manfred Wöhlke
edition suhrkamp 1018. DM 12,–

Eduard Heimann
Soziale Theorie des Kapitalismus. Theorie der Sozialpolitik.
Mit einem Vorwort von Bernhard Badura
edition suhrkamp 1052. DM 12,–

Josef Esser
Die Gewerkschaften in der Krise
edition suhrkamp 1131. DM 12,–

Dieter Senghaas
Von Europa lernen.
Entwicklungsgeschichtliche Betrachtungen
edition suhrkamp 1134. DM 16,–

In allen Buchhandlungen.

Howard K. Smith
Feind schreibt mit

Ein amerikanischer Korrespondent erlebt Nazi-Deutschland
aus dem Amerikanischen von Niels Kadritzke
300 Seiten · DM 28

aus der Reihe

Howard K. Smith verfaßte das Buch 1942 – Berichte aus dem »Inneren von Nazi-Deutschland« waren damals sensationelle Ausnahmen. Dieses aufregend zu lesende Dokument sollte die Leser aufrütteln gegen die Nazi-Herrschaft über Europa, besonders die amerikanischen Leser; Amerika war gerade in den Krieg eingetreten, die propagandistische Absicht des Buches ist daher nicht unwesentlich. Der Bericht spielt vor allem in Berlin, und für den Autor ist dies Feindesland. Die Qualen, ja die Depressionen, die der Autor empfindet, sind in seinen Schilderungen ständig gegenwärtig. Die Zeit: Deutschland am Wendepunkt des Krieges. Immer deutlicher mehren sich die Anzeichen dafür, daß die Nazi-Armeen im Osten keinem neuen Blitzkrieg, sondern ihrem langsamen Heldentod entgegenziehen.

Rotbuch

Rotbuch Verlag · Potsdamer Str. 98 · 1 Berlin 30

Detlef Michel
Star War
Aus den Memoiren der Schauspielerin Sophie Herbst

Es gibt Menschen, die im Gedächtnis anderer unauslöschbare Spuren hinterlassen. Zu diesen Menschen gehört Bosinski. Und deshalb erinnere ich mich an meine erste Begegnung mit ihm noch so genau, als sei es gestern gewesen.

Er hatte mich als Irene von Korf in »Tonlose Nacht« gesehen, hatte dann den Vertrag für die nächste Spielzeit gemacht und von Anfang an gesagt, daß er mich als Katharina im »Tod der Fabrikanten« haben wolle. Nur unter dieser Bedingung habe er überhaupt den Vertrag unterschrieben, sagte er mir später.

Natürlich war die Katharina für mich schon immer eine Herausforderung gewesen, aber erst in Bosinskis Inszenierung konnte diese Figur ihre wahre Bestimmung finden. Es war also ein großartiges Zusammentreffen glücklicher Umstände. Bosinski gehört nach wie vor zu den wenigen, die mit diesem schwierigen Gegenwartsstück angemessen umgehen können. Er liebte das Risiko, er näherte sich dem empfindsamen Text skrupellos, geradezu hemmungslos. Das ganze Stück war für ihn nur Material, das er nach Belieben benutzte, um daraus diese seltsame, so untypische, so vielfach in sich gebrochene Frauengestalt der Katharina zu formen. Später, nach der grandiosen Premiere, gestand er mir, daß er die Katharina eigentlich haßte, daß er sie gerade deshalb in den Mittelpunkt seiner Inszenierung stellte, um sich an ihr abzuarbeiten, um seinem Haß Gestalt zu verleihen; und daß dies nur mit mir möglich gewesen war.

Der erste Probentag begann mit einem Eklat.

»Von welcher Seite treten Sie auf?« fragte er mich. Man muß sich die Situation vorstellen: Keine Rollenbesprechung hatte stattgefunden, nichts. Wir wußten nicht einmal, mit welcher Szene er beginnen wollte. Er kam in den Probenraum, legte den Hut ab, behielt den Mantel an, ging auf mich zu, begrüßte mich nicht, sondern fragte einfach: »Von welcher Seite treten Sie auf?«

»Das haben Sie mir noch nicht verraten«, sagte ich.

»Ja, spüren Sie das denn nicht?« rief er.

Ich war ja nun schon damals nicht irgendeine Schauspielerin, und normalerweise wäre ich sofort von der Bühne gegangen. Aber in Bosinskis Nähe

hielt mich irgend etwas, irgendein unbestimmbares Gefühl davon ab. Ich blieb.
»Nein, tut mir leid, ich spüre das nicht«, sagte ich kühl. »Soweit ich weiß, machen Sie hier die Regie und nicht ich.«
Normalerweise hätte ein Regisseur sofort die Probe verlassen und die Rolle umbesetzt. Er aber lächelte spöttisch und sagte: »Aber das mache ich doch gerade.«
Von diesem Augenblick an wußte ich, was die Zusammenarbeit mit Bosinski bedeutete: entweder die totale Katastrophe oder der absolute Höhepunkt.
Sie wurde letzteres.
Regisseure unterliegen oft dem Irrtum, sie könnten über die Schauspieler nach Belieben frei verfügen. Ich gebe zu, daß die meisten meiner Kollegen sie darin bestätigen, indem sie sich ihnen bereitwillig unterwerfen. Und danach sehen die Inszenierungen dann auch aus: Sie sind ordentlich, präzise und vielleicht auch interessant. Aber unter dieser Oberfläche fehlt ihnen jene nur schwer zu beschreibende innere Anspannung, die erst dann aufkommt, wenn der Schauspieler Widerstand leistet, wenn die Inszenierung den ständigen Kampf zwischen Regisseur und Schauspieler spürbar werden läßt. Ich habe mich immer erst dann der Regie ganz und vollkommen hingegeben, wenn ich gefühlt habe, daß der Augenblick dafür gekommen war – jener Augenblick, in dem man sich dann eben nicht mehr unterwirft, in dem der Machtkampf gegeneinander plötzlich umschlägt in eine machtvolle Übereinstimmung. Man kann nie genau sagen, wann man sich so weit verausgabt hat, daß der Punkt erreicht ist, aber man muß ihn erreichen, damit sich die eigenen Möglichkeiten entfalten können.
Bosinski gehört zu den Regisseuren, die von Anfang an den Zweikampf suchen.
»Was Sie denken, interessiert mich nicht«, sagte er immer wieder. »Mich interessiert nur, was Katharina denkt.«
Er wollte meine Persönlichkeit auflösen. Je kleiner ich selbst würde, desto größer würde Katharina. Aber ich wußte, daß das nur möglich war, indem ich mich widersetzte. Dieses Aufgehen in der Figur ist ja zugleich ein Prozeß der Zerstörung des eigenen Ichs. Und diese Zerstörung kann gar nicht freiwillig geschehen. Die Freiwilligkeit, mit der die meisten Schauspieler darauf eingehen, führt nur zu einer scheinbaren Zerstörung. Die wahre aber muß erzwungen werden.
Ich merkte sofort, was Bosinski wollte, und deshalb begann auch der zweite Probentag mit einem Eklat. Bosinski kam in den Probenraum, legte den Hut ab, behielt den Mantel an, übersah mich ganz bewußt, ging zum Regieassistenten und fragte ihn laut: »Ist die Herbst etwa noch nicht da?«
Er dachte wohl, ich würde sofort zu ihm eilen, aber den Gefallen tat ich ihm

nicht. Ich drehte mich statt dessen um und ging zurück in die Garderobe. Es dauerte keine Minute, bis der Assistent bei mir war und mich beschwor, wieder auf die Bühne zu kommen, Bosinski würde auf mich warten.
»Sie irren sich«, sagte ich zu ihm. »Nicht er wartet auf mich, sondern ich auf ihn.«
Verdattert ging der Assistent zurück, und dann geschah das Unglaubliche. Bosinski kam zu mir. Unser Gespräch werde ich nie vergessen.
»Sie sind der Star«, sagte er. »Aber damit wir uns verstehen: In meiner Inszenierung vergessen Sie das. Wenn Sie nicht vergessen, was Sie waren, werden Sie niemals das, was Sie werden können.«
Ich erwiderte kühl: »Sie sind der Regisseur. Aber damit wir uns verstehen: Ohne mich werden Sie niemals das, was Sie werden können.«
»Dann sind wir uns ja einig«, sagte er. Er sagte das ironisch, aber ich spürte genau, daß er verstanden hatte, was ich meinte.
Auf dem Weg zum Probenraum legte er seinen Arm um meine Schulter. Er zog ihn wieder fort, bevor wir die Bühne betraten, wobei er mir demonstrativ den Vortritt ließ. Diese Geste war das Zeichen unseres Einverständnisses. Sie sollte den anderen verborgen bleiben, und im Verborgenen bestimmte sie die ganze gemeinsame Arbeit bis zur Premiere. Von nun an wußten wir, was wir voneinander zu halten hatten.
Der große Skandal, über den die Presse so süffisant berichtete, ereignete sich während der Proben zum dritten Akt. Und hier muß ich einiges richtigstellen. Es waren nämlich genaugenommen zwei Skandale, die gar nichts miteinander zu tun hatten.
Wollmann, der damals zu den wirklich bedeutenden Bühnenbildnern gehörte, von der Art, wie es sie in dieser Kompromißlosigkeit heute kaum noch gibt, hatte für den Schluß ein Arrangement von unglaublicher Intensität geschaffen: eine leere Bühne mit einem leicht nach hinten abfallenden Boden, der langsam in Dunkelheit mündete. Genau diese Leere, an deren Ende nur noch die Apokalypse aufschimmerte, von der man nicht ahnen konnte, ob sie Angst oder Sehnsucht beim Betrachter hervorrief – diese Leere hatte Bosinski sich vorgestellt, und der ungemein einfühlsame Wollmann hatte ihm genau dieses Bild geschaffen.
Lübbe, der den Schwiegersohn der Katharina gab, sollte, seinen Text sprechend, aus dem Dunkel treten und bis zur Bühnenmitte gehen. Langsam sollte ihm der Chor folgen. Solche Bilder waren Bosinskis Spezialität. Er gab den Szenen einen eigenen Rhythmus, indem er den fast beiläufigen Text eines einzelnen Schauspielers so gegen die tumultartigen Massenauftritte setzte, daß die eigentlich langen Massenszenen kurz und beiläufig, die beiläufigen Monologe dagegen tumultartig wirkten. Das Problem war allerdings, daß Lübbe sich mit dieser dramaturgischen Raffinesse schwertat und Bosinski mit ihm nicht einverstanden war.

»Sie sprechen wie ein Holzfäller!« rief er. »Sie reden so, als wollten Sie den Text als Axt benutzen, um mir den Schädel zu spalten! Was habe ich Ihnen getan, daß Sie mir den Schädel spalten wollen?«
Eigentlich war Lübbe ein ruhiger, ausgeglichener Mensch, aber solch einer Erniedrigung war er nun doch nicht gewachsen. Er begann zu zittern, schrie laut auf, wie ein waidwundes Tier, und brach zusammen. Die Probe mußte abgebrochen werden. Am anderen Tag stand Lübbe wieder auf der Bühne, aschfahl im Gesicht. Irgend etwas in ihm war verändert.
Lübbes Tod unmittelbar nach der Premiere ist von der Presse immer wieder so dargestellt worden, daß er unsere Feier im Foyer betrunken verlassen habe und vor dem Theater unter die Straßenbahn gefallen sei. Ich glaube das nicht. Ich glaube, daß er das gemacht hat, weil er jene katastrophale Probe nicht verwinden konnte. Er hatte einfach nicht die Kraft, Bosinski Widerstand zu leisten. Bosinski zermalmte ihn geistig, die Straßenbahn körperlich. Das ist der wahre Sachverhalt.
Der zweite Skandal betraf Bosinski und mich. Er hatte, um dem apokalyptischen Ende des Stückes Nachdruck zu verleihen, den ganzen, langen Schlußmonolog der Katharina gestrichen. Ich sollte statt dessen, während der Chor die »Vendetta« sang, die Taenia nach einer eigenen Komposition einstudiert hatte, eine Arie spitzer Schreie ausstoßen. Den Schluß dachte sich Bosinski als eine Art diffusen Taumels, der langsam, wie unter einem Zwang, die Bewegung ritueller Ekstase annimmt, bis dann unvermutet schnell der Vorhang fällt.
Bei dieser Auffassung, die mir vom Stück her einleuchtete und die ich noch heute für die treffendste Interpretation halte, gab es allerdings ein praktisches Problem: Meine Arie spitzer Schreie war unter dem Lärm des Chores überhaupt nicht zu hören. Ich traf Bosinski in der letzten Woche vor der Premiere zufällig am Bühnenausgang.
»Sie haben Probleme mit dem Schluß«, sagt er.
»Die Probleme haben Sie«, sagte ich.
Er lud mich in ein kleines Restaurant zum Essen ein, und wir sprachen lange über den Stückschluß. Es ist wirklich nicht wahr, daß dieses Treffen der Anfang einer Affäre zwischen ihm und mir war und daß Lübbe aus Eifersucht Selbstmord begangen hat, wie die Zeitungen später behaupteten. Privat passierte zwischen Bosinski und mir nichts, dazu waren wir viel zu verletzlich, und es hätte mit Sicherheit das Ende unserer gemeinsamen Arbeit bedeutet. Andererseits: Wenn es tatsächlich zwischen Bosinski und mir eine solche Beziehung gegeben hätte, würde ich dazu nichts sagen, und er bestimmt auch nicht. Das ist unsere Privatangelegenheit.
Jedenfalls, Bosinski beharrte auf seiner Auffassung, ich auf meiner.
»Ich stoße keine spitzen Schreie aus, wenn die sowieso keiner hört«, sagte ich.

»Sie stoßen«, sagte Bosinski.
»Glauben Sie ja nicht, daß Sie das mit mir machen können«, sagte ich.
»Sie machen es mit Katharina«, sagte Bosinski. »Und Katharinas Schreie, die Sie ausstoßen, werden voller Haß sein. Ob der Chor dabei brabbelt oder nicht, kann Ihnen völlig egal sein, rein äußerlich betrachtet. Der Haß muß sich atmosphärisch übertragen.«
Wir stritten noch lange, ob er sich übertragen würde oder nicht, bis wir es schließlich aufgaben. Theoretisch war das Problem nicht zu lösen.
Am nächsten Probentag machte Bosinski etwas, was er noch nie getan hatte. Während der Chor aus dem Dunkel des Hintergrunds auftrat, vor ihm der immer noch aschfahle Lübbe, während ich am Boden lag, um mich gleich aufzurichten, kam Bosinski auf die Bühne. Er kam auf die Bühne, hockte sich neben mich und sagte eindringlich und leise: »Denk an das, was du am meisten haßt.«
Es war das erste Mal, daß er mich duzte.
»Okay«, sagte ich.
»Woran denkst du?« fragte er.
»An dich«, sagte ich.
»Gut so«, sagte er zufrieden, lächelte und ging wieder von der Bühne.
In diesem Augenblick wußte ich, daß der entscheidende Punkt erreicht war. Es gab keinen Widerstand mehr. In der Katharina sammelte sich mit aller Kraft der ganze Haß, zu dem ein Mensch fähig ist. Gegen Bosinski, so wie er es wollte, und damit doch nicht gegen, sondern für ihn.
Die Premiere wurde damals als ein faszinierendes Ereignis gefeiert. Hausenberg schrieb, die Herbst habe eine völlig neue Sicht auf die Deutung des Stückes eröffnet. Das ist sicherlich richtig, aber man muß hinzusetzen: die Herbst gegen Bosinski, Bosinski gegen die Herbst und wir beide für das Theater.
Bei der Premierenfeier kam unser Requisiteur auf mich zu, ein alter, bescheidener Mann.
»Ich danke Ihnen, daß ich das erleben durfte«, sagte er.
Ich fragte ihn, wie er das meine.
»Solche Momente sind selten«, sagte er. »Das haben wir Ihnen und Bosinski zu verdanken. Einer allein wäre dazu nicht fähig gewesen.«
Und dann sagte er noch etwas, das ich nie vergessen werde: »Große Menschen brauchen einander.«
Ich glaube, daß dieser bescheidene Mann, der niemals in seinem Leben im Rampenlicht stand, mehr vom Theater verstanden hat als so mancher meiner Kollegen.

György Dalos
Herr und Knecht
Zwei Phantombilder

> Der Reiche zittert vor dem Armen,
> der Arme hat Angst vor dem Reichen.
> Eine schlaue Angst verwaltet uns
> und nicht die trügerische Hoffnung.
> Attila József, 1937

Er

Am Morgen gehe ich[1] weg, am Nachmittag komme ich wieder nach Hause. Beim Betreten meines Zimmers werfe ich meinen ersten Blick auf den Schreibtisch. In der letzten Zeit spüre oder suche ich verdächtige Veränderungen in meiner gewöhnlichen Unordnung. Einige Dossiers scheinen mir nicht an dem Ort zu sein, an den ich sie am Morgen legte. Manuskripte, Briefe, Aufzeichnungen verschwinden bei mir spurlos und tauchen bald wieder auf. Ich habe das unwiderstehliche Gefühl, daß in meiner Abwesenheit jemand in meiner Wohnung war. Aber ich habe keine Beweise dafür.

Ich rufe einen Freund an und bespreche mit ihm, daß wir uns morgen abend an dem bewußten Ort treffen. Ich sage das ganz instinktiv, und er begreift, daß wir morgen beide in die Boutik[2] gehen sollen. Doch diese Geheimniskrämerei hat wenig Sinn. Denn wenn ich morgen abend wirklich in die Boutik gehe, dann wird dieses Ereignis zahlreiche Zeugen haben. Würde die Konspiration dadurch nicht nur deutlicher werden und ein schlechtes Licht auf mich werfen?

Nicht immer bin ich so vorsichtig. Vor einigen Jahren hatte man einen Ausreiseantrag von mir abgelehnt. Damals benützte ich mehrere Telefongespräche dazu, um mitzuteilen: jetzt habe ich es satt, ich werde einen Skandal machen. Ich war überzeugt davon, daß diese Drohung nicht nur von den jeweiligen Gesprächspartnern gehört würde. Diese Vermutung war durch eine Formulierung in der Einleitung zu dem Telefonbuch von 1971 verstärkt worden: »Die Post garantiert das Gesprächsgeheimnis gemäß den Möglichkeiten.« Die leisen Nebengeräusche in der Leitung lassen mich ahnen, daß die Möglichkeiten der Post nicht unbegrenzt sind.

Am nächsten Abend gehe ich wirklich an den bewußten Ort. Die Leute kommen und gehen, sie kramen in den maschinengeschriebenen, hektographierten Schriften. Ich wechsle ein paar Worte mit Bekannten, banale Themen: wer war aus seiner Arbeitsstelle entlassen worden, wer hatte in der offiziellen Presse gestanden, wessen Ehe oder Beziehung war wieder kaputt

gegangen undsoweiter. Unschuldiges Plaudern in einer Privatwohnung. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß die Polizei durch die offene Tür eindringt und die Ausweise der Anwesenden kontrolliert. Die Behörden vermeiden schon seit Jahren solche spektakulären Aktionen. Kein Grund für Angst. Ich nehme eine Broschüre und gehe weg.
Als ich aus dem Haus komme, habe ich das Gefühl, verfolgt zu werden. Diese Ahnung läßt mich etwas gekrümmt gehen. Ich sehe mich nach allen Seiten um: niemand. Also werde ich doch nicht beschattet. Aber warum nicht?

Manchmal habe ich sehr viel Angst, manchmal weniger. Am ruhigsten bin ich, wenn die Gefahr konkret ist. Ein Psychologe würde dieses Rätsel vielleicht interessant finden. Aber ich gehe zu keinem Psychologen. Als eine Art Autotherapie versuche ich, all meine Beklommenheit auf eine Person zu versammeln. Die Vorstellung von dieser Person, vor der ich Angst habe, ist gar nicht so irreal; es gibt sie ohne Zweifel, man muß nur an sie glauben.
Ich weiß von ihm nichts Handfestes. Einiges kann aber durchaus stimmen. Zum Beispiel, daß er ein hochrangiger Angestellter jener Institution ist, die sich um die Sicherheit des Staates kümmert. Oder, daß er sicher älter ist als ich. Oder, daß er in seinem Amt ein eigenes Zimmer hat und auf seinem Tisch ein Telefon steht. Daß er Informationen über mich bezieht und diese dann auswertet. Aber all das ist zu wenig, um ihn sich wirklich vorstellen zu können.
Vielleicht hat es mehr Sinn, mit dem anzufangen, was ich von ihm nicht weiß. Das ist auch ein Wissen, wenn auch ein negatives.
Ich weiß zum Beispiel nicht, ob wir einander schon jemals gesehen haben. Bei Verhören oder Anhörungen habe ich zwar schon einige Sicherheitsbeamte getroffen, aber für mich war immer klar, daß keine von diesen Personen *er* sein könne. Ich hatte bei diesen Gelegenheiten mit Beamten von ganz unterschiedlichem Lebensalter und Temperament zu tun, aber sie hatten immer nur die Aufgabe, über mich und möglichst von mir die Informationen zu erlangen, die für die Entscheidung über mich wichtig schienen. Keinem von ihnen traute ich zu, diese Entscheidung auch zu fällen.
Vielleicht war es jener, der vor Jahren einmal in das Verhörzimmer trat, um mich zu besichtigen. Er hatte ein Butterbrot in der Hand mit billiger Bockwurst darauf und bemerkte ironisch: »Das sind die materiellen Güter, die die Bürokraten genießen, gegen die zu kämpfen Sie ausgezogen sind.« Oder es war jener joviale Detektiv mit Bauch, der sich bei dem Prozeß gegen H. unter das Publikum gemischt hatte. Er saß da mit gelangweiltem Gesicht, als hätte er Ähnliches schon sehr oft gesehen.

Was für eine Persönlichkeit soll er haben? Hat er ein subjektives (intimes) Verhältnis zu mir? Ist er vielleicht empört, wenn er hört, daß ich an einer Versammlung der Szeta[3] teilgenommen oder wieder irgendeine Petition unterschrieben habe? Oder freut er sich ganz im Gegenteil darüber? Erwartet er voller Ungeduld den Moment, wo ich etwas Strafbares unternehme, oder will er mich um jeden Preis davon abhalten?
Denn sicher kennt er mich viel besser als ich ihn. Er verfügt über die technischen Möglichkeiten, alles über mich herauszubekommen. Auch dieser Gedanke bleibt ihm nur so lange unbekannt, wie ich ihn nicht erzähle oder aufschreibe. In diesem Moment kennt er ihn schon. Meine politische Vergangenheit, meine Weltanschauung, mein Leben sind ein offenes Buch für ihn. Über meine philosophischen Erörterungen bekommt er ebenso einen Bericht wie über einen Witz, den ich in einer Gesellschaft erzähle. Mehr noch: selbst die Probleme in meinem Privatleben sind ihm nicht unbekannt. Meine Liebesgeschichten rekonstruiert er aus Briefen, Tonbandaufnahmen oder gar aus Photos. Ob er es bedauert, wenn etwas bei mir schiefgeht?
Auch über meine materiellen Sorgen weiß er viel mehr als mein Steuerberater. Man berichtet ihm, wieviel ich verdiene – ob er das nicht für zuviel hält? –, wo ich Schulden habe – ob er mich für einen korrekten Bezahler hält?
Er weiß aber auch über ganz unwichtige Dinge Bescheid. Zum Beispiel kann es passieren, daß ich eine Einladung zu einer Fete absage mit dem Vorwand, es gehe mir schlecht, aber am selben Abend zu einer anderen Fete gehe. Was denkt er dann über mich? Daß ich ein Lügner bin? Oder ist es ihm egal?
Er weiß zu viel von mir, und es fällt ihm sicher nicht leicht, aus den vielen Daten das Wesentliche herauszufinden. Die Informanten können schlampig gearbeitet oder absichtlich falsche Angaben gemacht haben, und schon entspricht sein Bild von mir nicht mehr der Wirklichkeit.
Ich hoffe jedoch, daß er an all die Dummheit und böswilligen Verleumdungen nicht glaubt. Und es wäre schön, wenn er früh morgens, wenn er frisch rasiert an seinem Schreibtisch sitzt (denn sicher trägt er keinen Bart), auch einmal über seine dienstlichen Pflichten meinem Leben gegenüber nachdächte. Vielleicht durchschaut er mit seiner überdurchschnittlichen Intelligenz ja sogar einige Zusammenhänge in meinem Leben, die mir selbst immer zu kompliziert erschienen sind.
Ich sehe ihn vor mir, wie er bei einigen meiner gelungenen Ideen lächelt, wie seine Augen funkeln. Er versteht mich, er kann mein Handeln voraussehen. Sein Wissen ist rein, objektiv, wertfrei; es erinnert an die Kenntnisse der Physiker. Er ist mein unsichtbarer Beichtvater. Mein Vater.
Mein Feind.

Vor zehn Jahren etwa gab ich – prominent wie ich war – einem Westjournalisten ein Interview. Am nächsten Morgen kamen sie bereits mit dem Auto bei mir vorgefahren; sie drohten, mir den Prozeß zu machen. Heute wimmelt es in Budapest nur so von Westjournalisten, ich könnte jederzeit ein Interview geben, nur habe ich wenig Lust dazu. Das Seltsame dabei ist, daß das entsprechende Gesetz in der Zwischenzeit völlig unverändert geblieben ist. Wie es vor zehn Jahren gesetzlich nicht verboten war, ein Interview zu geben, so gibt es auch heute keine Garantie dafür, daß man nicht wegen eines Interviews verhaftet werden kann.
Wir beide – mein Betreuer und ich – sind in einer heiklen Lage. Die Daten häufen sich, aber es kommt kein Befehl, der meine Tätigkeiten heroisieren und den seinen irgendeinen strafrechtlichen Sinn verleihen würde. Ich tue verbotene Dinge, nehme an unerlaubten Versammlungen teil, denke Furchtbares über größere und kleinere Mächte, und der Gipfel der Unverantwortlichkeit ist, daß ich all das tue, als handele es sich um das Allernatürlichste auf der Welt. Er sitzt dabei, beobachtet mich und macht keine Anspielung, daß ich schon längst verhaftet sein müßte.
Ich möchte ihm zurufen: Genosse, Sie spielen ein übles Spiel mit mir. Sie wiegen mich in der Illusion, daß die halbe Freiheit, in der ich lebe, eine ganze sei. Sie übertragen mir die Verantwortung für meine Aktivitäten, aber Sie geben mir keine Garantie dafür, daß ich ungestraft handeln darf. Nehmen Sie bitte zur Kenntnis, daß Sie in dieser unerträglichen Freiheit zu meinem Komplizen geworden sind. Lassen Sie ab von Ihren dummen Ausreden nach allem, was Sie bisher schon gegen mich unternommen haben. Entlassung aus meiner Arbeit? Publikationsverbot? Ausreiseverbot? – Was ist das im Vergleich damit, daß jemand um sein elendes Leben zittert? Ja, Sie benehmen sich Ihrer Macht unwürdig und erhöhen mit Ihrer Passivität nur meinen verbrecherischen Wunsch, nach meinem eigenen Gutdünken zu leben und zu denken. Wenn Sie das verhindern wollen, dann bitte, schlagen Sie zu!
Er schweigt. Über seinem Schreibtisch hängt das riesige Röntgenbild meines Hirns. Auf dem Bild leuchten kleine Lampen auf – die anzeigen, worüber ich nachdenke. Ihn überrascht nichts. Er freut sich, wenn ich ruhiger werde. Die Aktion läuft planmäßig.

Du

Ich kenne dich. Deine Mutter, deine Geliebte, dein Bruder, deine Freunde wissen zusammengenommen nicht soviel von dir wie ich. Wäre das Wissen über dich eine Wissenschaft, so wäre ich sicher ein Doktor dieser Disziplin. Nicht nur wegen meiner Tatsachenkenntnisse, die in deinem Fall – wozu die

Bescheidenheit? – geradezu enzyklopädisch sind, sondern auch wegen der Methodik, die du mir aufgezwungen hast.
Seit mehr als zehn Jahren beschäftige ich mich mit dir; mit deinen geschichtsphilosophischen Sorgen ebenso wie mit deinen häufigen Liebesgeschichten. Mein Kollege, von dem ich deinen Fall übernahm, starb in seinem Amtszimmer an Herzinfarkt, als er gerade einen Bericht über dich las. Glaube nicht, sein Tod sei durch den Inhalt dieses Berichts verursacht worden; nein, er war die Folge seiner jahrzehntelangen, aufopferungsvollen, angespannten Arbeit. Ich arbeite auf die gleiche Weise, mich selbst nicht schonend, und vielleicht ende ich eines schönen Tages ebenso wie er.

Ich bin fleißig. Jeden Tag erhalte ich Informationen und werte sie aus. Deine intimen Briefe lese ich früher als du. Deine Lieblingsfilme sehe ich mir an, und gemeinsam mit dir höre ich die feindlichen Rundfunksender. (Darf ich dich übrigens bitten, wenigstens nach zehn Uhr abends den Apparat etwas leiser zu stellen? Du hast doch Nachbarn, Mensch, die schlafen wollen!) Ich bin auch immer dabei, wenn du unser System verleumdest. Vielleicht weiß ich nicht alles von dir, aber ich kann alles wissen.
Zur Zeit ist meine Rolle fast passiv. Es liegt nicht im Interesse unseres Staates, ein Verfahren gegen dich einzuleiten, obwohl es mehr als genug Gründe gäbe. Solange die allgemeine Sicherheit nicht bedroht ist, tasten wir dich nicht an. Mehr noch: manchmal tue ich so, als ob ich nichts sähe und nichts hörte. Es ist wahr, die große Politik – die nicht mein Brot ist – hat ein direktes Interesse daran, daß es dich gibt. Die Tatsache, daß du ungestraft herumläufst, erhöht den Kredit unseres Landes in der Welt. Und in den letzten Jahren waren wir auf diesen Kredit sehr angewiesen, wie überhaupt auf jeden Kredit. Mir liegt aber daran, daß du das richtig verstehst.
Meine Situation wird durch die Nachgiebigkeit des Staates nicht erleichtert. Als junger Polizist, es war im Dezember 1956, stand ich einmal am Rande des Bürgersteigs, während eine haßerfüllte Menge durch die Straße lief. Wir erhielten keinen Schießbefehl. Zwar hatte jeder von uns eine Maschinenpistole, aber wir machten keinen Gebrauch davon. Wir wurden angepöbelt und bespuckt, aber wir duldeten es. Es war unheimlich. Später begriff ich es: manchmal müssen wir den Fluß über die Ufer treten lassen. Und was bist du, was seid ihr gegenüber jenem Fluß? Ein kleines schmutziges Bächlein, verzeih mir bitte.
Einen Schießbefehl gegen dich gibt es also nicht. Alles, was ich tun kann, wenn du allzu aufgeregt von einem Freund zum andern läufst, ist, die weiße Beschattung[4] zu verordnen. Dann sind meine Leute mit der kleinen schwarzen Aktentasche dir auf den Fersen, du kannst die Antenne ihrer UKW-Sender sehen. Um dein Haus streichen finstere Subjekte. Ich gebe zu, die

Jungs sind nicht eben vertrauenerweckend, aber das ist ja auch nicht ihre Aufgabe.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob ich durch irgendein persönliches Gefühl gegen dich beeinflußt werde. Aus dienstlichen Gründen darf das auf keinen Fall geschehen. Aber wir kennen einander seit so vielen Jahren – zumindest ich dich –, daß es einfach unvermeidbar ist, manchmal emotional auf dich zu reagieren. Um Liebe handelt es sich sicher nicht: eine Zielperson[5] ist nicht zum Lieben da. Lieben kann man vielleicht einen Freund, eine Ehefrau, ein Kind, einen Kollegen, und da weiß man ja auch immer, warum man jemanden gern hat. Meine Gefühle sind nicht so kompliziert wie deine, aber sie sind stark und beständig. Ich habe nicht viel übrig für das Chaos, in dem du und deinesgleichen leben, besonders was das Sexuelle angeht. Ein Mensch, der seinen Partner so häufig wechselt wie du, kann auch politisch nicht konsequent sein. Soviel über die Liebe.
Anders ist es mit dem Haß. Ohne dich das täglich spüren zu lassen, halte ich dich für einen Feind. Für keinen großen und lebensgefährlichen, aber doch für einen, mit dem notfalls auch physisch abzurechnen wäre. Wenn ich dich nicht in diesem Sinn hassen würde, könnte ich dich überhaupt nicht mehr bekämpfen.
Das bedeutet natürlich nicht, daß ich deine Fähigkeiten nicht schätzen würde. Bei unserer Arbeit ist Sachlichkeit sehr wichtig. Mein Kollege, der mir damals deine Akte übergab, gehörte zu jenen, die noch an der illegalen Bewegung teilgenommen haben. Er zitierte oft die Worte unseres Begründers[6], nach dem man für unsere Arbeit nicht nur ein heißes Herz, sondern auch einen kühlen Kopf braucht. Du bist also durchaus ein begabter Mensch, und mein Kampf gegen dich ist auch ein geistiger.
Du hast sogar in vielem recht; auch ich bin der Ansicht, daß bei uns einiges nicht zum Besten steht. Aber je mehr du recht hast, desto gefährlicher bist du.
Das Unmöglichste an dir, was mich manchmal geradezu rasend macht, ist diese absurde Sehnsucht nach einer gerechten, idealen »demokratischen« Gesellschaft. Daß der Westen das nicht ist, ist uns doch beiden klar, nicht wahr? Den Kollegen da drüben vergeht der Humor auch, wenn es um die Machtfrage geht (und wann geht es nicht darum?). Sie haben es allerdings auch mit Terroristen zu tun – je mehr Freiheit, je größer die Kriminalität. Bei uns dagegen herrscht Ordnung. Und du wirst ja wohl nicht leugnen wollen, daß die Atmosphäre hier besser ist als in einigen Bruderländern. Nur im Scherz sage ich manchmal – denn der Humor ist uns gar nicht so fremd –, daß ihr unsere Terroristen seid.

Etwas Persönliches habe ich doch gegen dich – den Neid. Wenn wir unsere Lebenssituation vergleichen, geht es dir besser als mir. Ich will mich nicht beklagen, aber es ist eine Tatsache, daß die ständige Bereitschaft und Disziplin, in der Leute meiner Art leben müssen, ziemlich ermüdend sind. Wer bei uns gute Arbeit leisten will, reibt sich buchstäblich auf. Und was ist das Ergebnis? Na ja, die Institution schätzt einen schon, aber die breite Öffentlichkeit hat keine Ahnung davon, wie wichtig unser Beitrag zur allgemeinen Ruhe ist. Mehr noch: die Leute sind mißtrauisch uns gegenüber. Das mag in den fünfziger Jahren, in der Zeit der Übergriffe, ja noch verständlich gewesen sein, aber heute? Und wenn wir sterben? Vielleicht bekommt man eine Gedenktafel, doch wer erinnert sich dann wirklich noch an uns? – Wir sind die Menschen der heimlichen Heldentaten.
Dagegen bist du wegen deiner »Verfolgtheit« fast unbegrenzt glaubwürdig. Seit wir dich einmal festgenommen haben, bist du ein hauptberuflicher Wahrsager. Wenn du eine Auslandsreise machen willst, brauchst du dir nur unsere Genehmigung abzuholen. Ich dagegen darf bis zu meiner Rente überhaupt keine Auslandsreise machen, nicht einmal zu den Kollegen, etwa zwecks Erfahrungsaustausch mit dem KGB. Zwar habe auch ich Freunde, die ständig im Ausland arbeiten, aber die würde ich nun auch wieder nicht beneiden.

Weißt du, mein Lieber, du kannst überhaupt nicht beurteilen, was du für ein großes Glück hast, von mir betreut zu werden. Auch bei uns gibt es ja sehr verschiedene Leute; nicht alle sind so tolerant wie ich. Mehr noch: nach jeder Aktion von euch muß ich einen regelrechten Kampf mit denjenigen führen, die dich und deinesgleichen sofort verhaften wollen. Denke nur nicht, daß ich das aus Sympathie oder irgendeinem Humanismus tue. Am besten kann ich es mit den klassischen Worten unseres ehemaligen großen Lehrers aus den fünfziger Jahren erklären (ohne natürlich seinen Personenkult oder die Machtübergriffe von damals zu bejahen): »Essen wir nicht die Hühner auf, die morgen goldene Eier für uns legen!« Diese Worte sollten uns zur ökonomischen Sparsamkeit und zur Förderung der Produktion von Produktions- anstelle von Konsumtionsmitteln ermahnen. Ich verstehe darunter aber etwas anderes. Wir müssen sehr sparsam mit der Bestrafung derjenigen umgehen, die morgen vielleicht noch größere Verbrechen begehen werden als heute. Im militärischen Sprachgebrauch heißt das, daß wir nicht unsere ganze Munition auf einmal verschießen sollen. Der Kampf mit euch ist eben eine Kunst und kein Geschäft. Natürlich spielt dabei auch der Umstand eine wichtige Rolle, daß man in den fünfziger Jahren den Plan des Freiheitsentzugs pro Kopf der Bevölkerung bei uns stark übererfüllt hat. Heute sind wir der Meinung, daß das damals vielleicht nützlich war, heute aber nicht mehr nötig ist.

Wir haben nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Freiheit, die unseren Staatsbürgern in den letzten Jahren gewährt wurde, ausreicht, um sie von etwaigen Dummheiten abzuhalten. Ein Mann, dem ohnehin ständig eine Gefängnisstrafe droht, wird sich vielleicht irgendwann nicht mehr mäßigen wollen. Aber einer, bei dem eine Auslandsreise oder eine Arbeitsstelle auf dem Spiel steht, wird sich unbedingt vorsichtiger verhalten, vorausgesetzt, er ist nicht ganz und gar verrückt.
In diesem Fall, mein Junge, bedeutet das, daß du dich zwar jeden Tag an unseren Gesetzen vergehst, aber der Rahmen deiner Möglichkeiten ist einfach viel zu eng. Immerhin schreibst du ja keine Manifeste, sondern soziologische Essays. Dementsprechend bestrafen wir dich eben dadurch, daß wir dich nicht bestrafen. Wir berauben dich des Märtyrertums und sparen dabei unsere Kräfte.
Manchmal – das gebe ich zu – streite ich mit dir, mit deinen Gedanken. Natürlich bist du naiv in deiner Kritik an unseren Mißständen. Vielleicht wärst du, wenn du nur ebensoviel über diese Gesellschaft wüßtest, wie wir durch die alltäglichen Stimmungsberichte erfahren, längst daran zugrunde gegangen. All das, was ihr an Kritik zusammenbringt, ist doch nur ein Teil von dem, was wir euphemistisch »die wahre Situation« nennen. Würden wir eines Tages einige trockene Tatsachen aus unserem Alltag veröffentlichen, wäre das eine staatsfeindliche Hetze, die alles weit übertreffen würde, was ihr nur denkt. Natürlich tun wir das nicht. Wir beherrschen die Kunst der Geheimhaltung, die ihr unverbesserlichen Klatschbasen nicht versteht. Informationen wahllos verbreiten – das ist euer Stil; Informationen verschweigen und gezielt ausgeben – das ist unsere Kunst.

Einmal, als ich mich besonders intensiv mit deinen Ideen beschäftigte – ich erhielt massierte Berichte über dich –, versuchte ich beim Frühstück, deine Ansichten meiner Frau zu erklären (natürlich ohne Namen, wir halten uns auch zu Hause an gewisse Regeln). Meine Frau – ein einfaches, aber gar nicht so dummes Wesen aus dem Arbeitermilieu – lachte sich beinahe tot. Besonders gefiel ihr die Idee des »radikalen Reformismus« und der »offenen Gesellschaft«. Ach du lieber Gott, sagte sie und ließ fast die Teekanne aus der Hand fallen, und wegen solcher Spinner vernachlässigst du jetzt schon die dritte Woche deine ehelichen Pflichten!
Ich versuchte ihr zu erklären, was für ein wichtiger Unterschied es ist, daß du versuchst, deine Ansichten wissenschaftlich zu fundieren, während andere nur rein emotional unser System ablehnen. Aber sie wollte einfach nichts davon hören. Du mit deiner bürgerlichen Pseudoobjektivität, du gehst mir auf die Nerven, brüllte sie mich an.
Ich meine, im Grunde hat sie eigentlich recht. Von Berufs wegen muß ich mir natürlich ein klares Bild von dir verschaffen, aber letzten Endes ist es

doch scheißegal, ob du deine Spielchen wissenschaftlich begründest oder aus nacktem Haß treibst.
Und die Hauptsache: daß ich deswegen möglicherweise noch Probleme mit meiner Frau bekomme, das geht, finde ich, entschieden zu weit. Das Leben ist doch das Wichtigste, und wir leben ja nur ein einziges Mal. Das mußt du endlich einsehen.

Anmerkungen

1 Dieser »Ich« könnte auch der Autor sein, aber er ist es nicht.
2 Boutik: Privatwohnung in Budapest, in der man verbotene Literatur (Manuskripte) kaufen kann.
3 Szeta: Fond zur Unterstützung der Armen. Halblegale sozialpolitische Gruppierung in Ungarn, die Geld, Kleiderspenden u. a. sammelt.
4 Weiße Beschattung: demonstrative Beschattung mit dem Ziel der Einschüchterung.
5 Zielperson: unter polizeilicher Beobachtung stehender Staatsbürger.
6 Felix E. Dsershinskij, Begründer des sowjetischen Geheimdienstes (Tscheka).

John Hannah
Knecht als Herr –
Über die Macht im Kleinen

Etwas geht mir in letzter Zeit erheblich auf den Geist. Und zwar daß ich dauernd von Leuten rumgeschubst werde, die man eigentlich vergessen kann, oder besser können sollte. Etwa von diesem Aufsichtsmenschen im britischen Kriegsmuseum in London. Ich wollte wirklich nur vor dem Regen abhauen, schließlich waren alle Kneipen zu. Also zog ich meinen Kopf ein und sprintete auf die nächstbeste Öffnung zu, die sich in der Wand auftat. Kaum war ich drin, schnappte mich schon jemand am Arm. Eine zweihundertjährige Mumie, die Brust mit Orden und Eigelb bekleckert, belehrte mich, ich hätte wohl nicht mitgekriegt, daß ich durch die Ausgangstür reingekommen bin. Na sowas. Aber egal. Ich mußte das Spielchen mitmachen: durch die Ausgangstür rausgehen, umdrehen, dann durch die Eingangstür wieder reinkommen. War das wirklich lebenswichtig für den Fortbestand der uns allen vertrauten Gesellschaft? Offensichtlich doch. Es gibt nun mal Vorschriften; und Vorschriften sind dazu da, daß sie befolgt werden. Ihre Existenz liegt schließlich in unserem eigenen Interesse; sie sollen uns vor unseresgleichen schützen. Haha.

Aber am meisten regen mich die Kreaturen auf, die diese Vorschriften durchsetzen: Kreaturen, die irgendwann mal nicht anders waren als ich selber und dann auf einmal die Chance sehen, andere Leute herumzustoßen. Blöde Wichser.

Ich kannte mal einen, der mir eigentlich Französisch beibringen sollte. Er schaffte es nicht, hat es nicht mal versucht. Sollte dieser Typ jemals das Pech haben, mir in einer dunklen Nacht über den Weg zu laufen, würde ich ihm garantiert – noch heute, nach zehn Jahren – die Fresse polieren. Nicht weil er mir nicht beigebracht hat, wie man mit Franzosen spricht. Sondern weil er damals die Macht gehabt hat, mir dermaßen brutal mit seinem Stock eins über die Oberschenkel zu ziehen, daß man noch heute die Striemen sehen kann. Und alles nur, weil ich irgendwann mal – während er verzapfte, wofür er bezahlt wurde – nicht ganz bei der Sache war.

Ein ähnliches Schicksal droht dem Menschen in London, der das Taxi Nummer 7238 fährt. Und zwar dafür, daß er die Macht hat, mir die Mitfahrt zu verweigern, weil er die Macht hat, Leute mit gelben Jeans zurückzuweisen – obwohl meine Geldscheine dieselbe Farbe haben wie die der anderen Leute.

Wegen ihm habe ich ein ganzes Wochenende auf dem Polizeirevier von Ladbroke Grove verbracht, unter der Anschuldigung, eine »drohende Haltung« eingenommen zu haben, nur weil ich damals besagtem Taxi Nummer 7238 aus Wut eins aufs Dach gegeben habe.
Wie oft ist dir sowas schon passiert? Also, wie oft bist du schon rumgeschubst worden, bloß weil irgendein armer Irrer zufällig gerade in der Lage ist, dir das Leben schwer zu machen? Wenn du darüber mal nachdenkst, kommst du unweigerlich zu dem Schluß, daß die wirkliche Macht – die Macht, die dir das Leben zum Vergnügen oder zur Hölle machen kann – nicht unbedingt in den Händen von Politikern, Priestern, Generalen oder Industriellen liegen muß. Nein. Sie liegt in den Händen von Leuten wie uns. Von Leuten, die sich den Mastdarm aufwärts in die kleinen Machtpositionen emporgestemmt haben, die ihnen – blöd wie sie sind – die Vorstellung verschaffen, daß sie was Besseres sind als unsereiner. Jesusmaria, da kann ich dir ein paar fürchterliche Geschichten erzählen. Etwa wie der Vorarbeiter in einer Fabrik einen Typen rausgeschmissen hat, der drei Kinder zu versorgen hatte. Und zwar nur, weil der a) ein Schwarzer war und b) die Frechheit besessen hatte, während der Arbeitszeit aufs Scheißhaus zu gehen. Ich selber wurde mal gefeuert (es war im Westerwald, und der Job brachte 20 Mark die Stunde), weil ich zur Arbeit weiße Latzhosen getragen hatte.
Macht ist letzten Endes eben immer das, was du am eigenen Leib zu spüren bekommst. Macht haben die Leute, die du unmittelbar für all die Hämmer verantwortlich machen kannst, die auf dich runterkommen. Die Hintermänner, die diese Hämmer zuschlagen lassen, sitzen sowieso in unerreichbarer Ferne. Als die Pariser Juden zum Abtransport zusammengetrieben wurden, brauchte die SS gar nicht in Erscheinung zu treten. Das erledigte die Pariser Polizei. Und in den Lagern, wer war es, der sie zur Arbeit antrieb, bis sie Blut spuckten? Ihre jüdischen Mitmenschen, die dafür Sonderrationen Schokolade bekamen.
Vielleicht sind die Beispiele ein bißchen extrem, aber sie zeigen, wie das psychologisch funktioniert. Darin liegt das ganze Problem mit der Macht-im-Kleinen: buchstäblich jeder kann sich sein eigenes kleines Reich zurechtschneidern, wenn er sich nur dazu aufrafft, ab und zu ein paar brutale Dinger zu machen.
Eine der beliebtesten Rechtfertigungen für Macht-im-Kleinen ist der Faktor Zeit. Als Kind wurde ich ständig mit Sätzen bombardiert wie »Achte die Älteren und Besseren!«. Ich hatte immer Schwierigkeiten, so ein – zugegeben – älteres, seniles, zerknittertes, häßliches, brabbelndes Menschenwrack als ein besseres Lebewesen zu sehen.
Bei der Arbeit ist es das gleiche. Ein typisches Beispiel erlebte ich, als ich bei einem Wettunternehmen auf der Hunderennbahn arbeitete. Kontrolliert werden sollte ich dabei von einer Niete namens Reg. Reg war die meiste Zeit

geistig so weggetreten, daß er sogar vergaß, die Hunde aus den Boxen zu lassen, wenn der elektrische Hase vorbeizog. Und das war ganz normal: schließlich war er der Vorgesetzte, er wußte Bescheid, er lief kein Risiko. Immer wenn ich zaghaft fragte, ob er mich nicht auch mal ranlassen könne, bekam er einen Wutanfall. Es war nämlich sein Job, sein Machtbereich. Und daß er sich den von jemand anderem wegnehmen ließ, kam überhaupt nicht in Frage. Daß jeden Samstagabend dreitausend Wetter wegen seiner Unfähigkeit die Dummen waren, nahm er wie eine zusätzliche Bestätigung – denn wenn etwas nicht klappte, lag es an ihm und keinem anderen. Nachdem ich ein paar Wochen unter Reg gearbeitet hatte, kriegte er einen Herzanfall und fiel für sechs Wochen aus. Und als er mühsam wieder angewankt kam, mußte er entdecken, daß Leute, die gerade ein Viertel seiner Jahre auf dem Buckel hatten, mühelos die Arbeit schmissen, die er in drei Vierteln seiner Lebenszeit nur mühsam erlernt hatte. Das hat ihn so umgehauen, daß er unter Protest seinen Abschied nahm. Kurz danach ist er gestorben, wahrscheinlich aus Kummer darüber, daß der ganze Laden ohne ihn nicht hoffnungslos aus den Fugen geraten war. Sein kleines Reich lag in Trümmern. Wenn die Macht futsch ist, bleibt nichts mehr übrig.

Traurig, aber wahr: so scheint die menschliche Natur nun mal zu funktionieren. Krall dir eine Position, in der du die anderen Leute piesacken kannst, und mach es. Oder warum sind Polizisten der Abschaum der Menschheit? Man kann sich doch nichts zu trinken kaufen oder in eine Straßenbahn einsteigen oder in einen Supermarkt gehen, ohne zu riskieren, daß man jedes Mal angeschossen wird. Einfach hingehen und machen, was man als vollkommen rationales und vernünftiges Handeln empfindet – das wäre ja zu einfach. Nein, statt dessen muß man ständig all diese kleinen Scharmützel ohne Sinn und Zweck durchstehen, muß sich seinen Spielraum im Kampf mit kleinen Leuten erobern, deren Ehrgeiz ebenfalls weder Sinn noch Zweck hat. Was kann man denn ausrichten gegen den Typen an der Kinokasse, wenn es zwei Minuten nach acht ist und das Schild an seinem kleinen Kinokassenpalast verkündet, daß nach acht keine Karten mehr verkauft werden? Der muß doch den guten Angestellten spielen, der hündisch seine Pflicht erfüllt, während sein Eigentümer Cognac schlürft und zwölfjährige Schulmädchen aufs Kreuz legt. Und was kann man gegen den Busfahrer ausrichten, der sich einen grinst, wenn er sieht, wie man sich die Lunge aus dem Hals rennt, damit man um zehn nach zwölf in der Nacht den letzten Bus nach Hause kriegt – und genau dann seinen Bus in Bewegung setzt, wenn man ihn japsend erreicht hat. Einfach Spitze. So läuft das mit der Macht. Gib ihnen ein Gramm, und sie nehmen sich eine Tonne.

Man müßte rausfinden, wie das kommt: warum sie, wo sie am Anfang doch alle gleich sind, am Ende so verschieden rauskommen. Vielleicht, weil einige in ihrer Jugend immer ins Bett gepißt haben; oder weil andere gern ins Bett

gepißt hätten, sich aber nicht getraut haben; oder weil wieder andere schon mal gar kein Bett hatten, das sie hätten vollpissen können. Vielleicht liegt es ja wirklich am Sex, wie Freud gemeint hat. Macht-im-Kleinen ist schließlich eine erfolgreiche Methode, den Schwanz zu verlängern. Man denke bloß an die Anhalter: wenn ich eine Frau wäre, hätte ich mit dem Geld für die Bahnfahrten keine Probleme mehr (das heißt, wenn mein Gesicht nicht aussehen würde wie ein Bus von hinten). Der Mensch hat eben in der Regel eine einnehmende Natur: man nimmt, was man kriegt, wo und wann immer man darauf stößt. Das ist seit ewigen Zeiten so, seit der Gedanke auftauchte: deine Höhle ist deine Höhle und nicht die von dem anderen Affen. Nur daß wir jetzt in einer total unlogischen Gesellschaft leben, wo Leute, denen bei der kleinsten Bewegung die Fresse poliert gehörte, plötzlich überall die Macht haben, auf die sie schon immer scharf waren. Um mal den Bibelspruch abzuwandeln, wonach die Sanftmütigen die Erde besitzen sollten: der Spruch kriegt eine ganz neue Bedeutung, wenn man die Sanftmütigen durch die Bürokraten ersetzt. Wer heutzutage recht behalten will, geht doch nicht mehr mit den Fäusten los, sondern wedelt mit circa fünfzig Millionen Seiten Papier rum.

Ja, die Macht ist effektiv auf die Leute übergegangen, die uns anderen, die in die Falle gegangen sind und sich beherrschen lassen, unmittelbar auf der Pelle sitzen. Die Großen haben andere Dinge zu erledigen.

Als ich als Kadett bei der Armee war – mein Gott, war das eine Farce, aber egal, es war ein vorzügliches Beispiel für Macht-im-Kleinen. Denn nicht die Offiziere machten mir das Leben schwer, die waren bloß ein Haufen Schwuler, die sich mehr für die nächste Party interessierten. Nein, das Leben wurde einem schwer gemacht von den Unteroffizieren, die uns zwangen, mit Säcken voll nassem Sand auf den Schultern sonstwohin zu laufen und all den Quatsch. Das war eine ziemlich miese Zeit, aber ich will niemand mit weiteren Einzelheiten langweilen. Doch die Wege des Herrn sind unerforschlich, und so geschah es, daß ich einige Monate später selber die Rolle eines Korporals zu spielen hatte. Meine Situation war ziemlich peinlich: wie kann man Leute rumkommandieren, mit denen man sich jeden Abend besäuft und denen man Geld schuldet? Das habe ich einfach nicht gebracht. Da gibt es diesen Befehl, der sich anhört wie: »Squaad . . . Tennshun!« Der sollte die Leute dazu bringen, alles stehen und liegen zu lassen und nur noch auf das zu achten, was ich ihnen zu sagen hatte. Eigentlich hätten sie dann in ihren Bewegungen erstarren müssen und dastehen wie zwanzig Bäume. Aber das klappte alles nicht so ganz. Ich strampelte mich ab wie wild, verdrehte die Augen, gab »Squaad . . . Tennshun!« von mir undsoweiter. Aber wenn ich dann wieder hinsah, dauerte es immer noch eine ganze Zeit, bis sie ihre Zigaretten ausgeraucht oder die Eichen zu Ende bestaunt oder alles mögliche getan hatten – nur nicht ihre Pflicht, nämlich

aufmerksam auf meine Anweisungen zu warten. Immer mußte ich das Kommando wiederholen. Nochmal eine lange Pause, in der absolut nichts passierte. Schließlich murmelte ich irgendwas Unsinniges vor mich hin (»noch eine Minute« oder »seid ihr endlich fertig« oder so was). Ich blieb nicht lange Korporal.

Ich weiß ja nicht, wie es dir damit geht, aber eins weiß ich sicher: ich bringe es einfach nicht fertig, den kleinen Tyrannen zu spielen. Dabei wünsche ich mir manchmal durchaus, ich wäre einer. Offenbar ein klassisches Rache-Syndrom. Ich kann mir nämlich einen ganzen Haufen Leute vorstellen, die ich liebend gern Scheiße fressen lassen würde. Aber mit Leuten, die ich nicht kenne, ist es etwas anderes. Macht um ihrer selbst willen? Vergiß es. Ich versuche es auch.

Aber jetzt kommt erst das Schlimmste: wen nimmst du dir vor? Wem willst du am liebsten mit dem Hammer die Zähne einschlagen? Wenn so ein Bus in dem Moment abfährt, wo du gerade völlig außer Atem an der Haltestelle ankommst, schmeißt du ihm dann normalerweise einen Molly in sein davonbrausendes Hinterteil? Nein. Du würdest es nur gerne tun. Und wenn du drei Stunden im Arbeitsamt wartest, und genau in dem Moment, wo du dran bist, sagt der Beamte: Tut mir leid, jetzt ist Mittagspause, kommen Sie morgen wieder. Ziehst du dann deine Mauser aus der Hose und ballerst ihm eins vorn Latz? Nein. Du würdest es nur gern, und im übrigen hast du nicht mal das Geld für die Munition. Aber genau das ist es, worauf die Leute setzen, die die wirkliche Macht haben: sollen sich die Massen ruhig mit Kleinigkeiten abgeben, dann werden sie sich nicht so viel um die großen Dinge kümmern. Brot und Spiele.

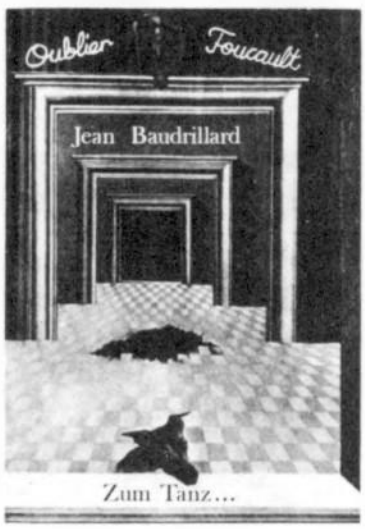
Die beste Lösung für dieses Problem heißt: Ächtung. Wenn diese erbärmlichen kleinen Scheißer, die sich in die Stellungen hochgekrallt haben, die sie für Machtpositionen halten, wenn die von den kleinen Leuten geschnitten würden, dann würden sie bald zur Vernunft kommen. Wenn so ein kleiner Tyrann, der acht Stunden pro Tag in der Fabrik herumstolziert und dabei jedem das Leben vermiest, der ihm nicht liebend gern in den Arsch kriechen will, wenn der am Abend nach Hause geht und sich nur noch überlegen kann, ob er fernsehen oder sich einen runterholen soll – weil niemand anders mehr mit ihm quatschen oder auch nur im selben Raum sein will –, dann würde so ein kleiner Tyrann vielleicht zu dem Schluß kommen, daß sich das alles eben doch nicht lohnt, daß Scheiße letzten Endes scheußlich schmeckt.

Aus dem Englischen von Alfred Rübsam

King Kong Kunst

WOLFGANG ZÄNGL
DER BAUM DER REISENDEN
Geschichte einer Wanderung durch die Reiche der Herren
ca. 490 Seiten, Halbleinen DM 32,00

JÜRGEN LANGENBACH
SELBSTZERSTÖRUNG
Zur Identität von abstrakter Arbeit (Technik) und Faschismus, 260 Seiten, Engl. Broschur DM 24,00



JEAN BAUDRILLARD
„OUBLIER FOUCAULT"
Aus dem Französischen. Nachwort: „Zum Tanz der Vampire auf der Bühne des französischen Denkens."
101 Seiten DM 10,00

YORK
GUTENACHTGESCHICHTEN
Ein Bilderbuch nach Kindererzählungen
68 Seiten, Halbleinen DM 13,80

RABEN VERLAG, Frohschammerstr. 14, 8000 München 40, Tel. 089/359 48 79

Michael Lukas Moeller
Sich selbst überleben
Streifzüge durch das Dickicht der Macht

1. Wie erleben wir Macht?

Macht unterdrückt. Nur soviel schien mir am Anfang klar zu sein. Doch dann geriet ich schnell in ein Labyrinth gängiger Machtvorstellungen: Die Macht der herrschenden Klassen, der Eliten, der Konzerne, des Kapitals, der Manager, der Arbeiter, der Politiker. – Die Macht der Könige, Hexen und Zauberer, die Macht des Rattenfängers von Hameln. – Die Macht der Männer, der Frauen, der Mütter, der Erzieher, der »Heiler«, der Religionen, der »Meisterdenker«, der Experten, der Betroffenen. – Die Macht der Gesetze, des Gewissens, der Information, der Schönheit, der Gefühle, der Liebe, des Glaubens, der Rache, des Verzeihens. – Die Macht der Geschichte, die Macht über sich selbst, die Macht des Schicksals, der Verhältnisse, der Zeit, des Todes und des Lebens. – Die Macht des Wissens, der Künste, der Sprache. – Die Macht der Schwachen, der Gewaltlosen . . .
Ich wußte nicht, wo ich anfangen sollte. Die zunächst so unmittelbar einfache Erscheinung Macht verwirrte mich mehr und mehr. Immer dunkler wurden mir die Mächte. Relativ schnell wurde mir klar, daß sich zwischen mir und meinem Thema genau das abgespielt hatte, worum es ging: eine Machtszene. In einer Art Psychodrama war das Thema Macht immer mächtiger und ich immer ohnmächtiger geworden. Eines hatte sich darin wenigstens bewahrheitet: Macht unterdrückt.
Ich geriet zunächst in eine mir ungewohnte Lesewut, fraß, was ich fand. Für die Zentralthese von Elias Canetti, Machtausüben gleiche dem Beutemachen und Beutefressen, fand ich damit im persönlichen Erleben einen bestätigenden Hinweis. Ich mußte, um nicht selbst Opfer meines Themas zu werden, mächtiger werden. Abgesehen davon geht es hier um einen ganz besonderen Machtakt: sich des Themas Macht zu bemächtigen. Die Macht solcher Konzeptbildungen ist kaum zu überschätzen: sie sichern ununterbrochen die Realität.
Ich kam dann auf den Königsweg aller Ohnmächtigen zu eigener Stärke: die Solidarisierung. Wen ich gerade zufällig traf, fragte ich, wie er oder sie Macht bisher im eigenen Leben erlebt hätten – Bekannte und Freunde, Frauen und Männer, Alte und Junge. Die Antworten machten mich in ihrer Einhelligkeit stutzig. Sie bezogen sich vor allem auf die Eltern. Ich greife zwei heraus: Eine Mutter steuerte mit kleinsten Anzeichen ihres Herz-

leidens das gesamte Verhalten anderer Familienmitglieder. Ein ständig kränkelnder Vater tyrannisierte auf eine stille Weise den Sohn. Meine spontane erste Erinnerung war eine flehentliche Bitte an meine Mutter, mich während der Ferien nicht ins Kinderheim zu stecken.
Die Mutter ist das Urbild aller Mächtigen. Niemand erreicht ihre absolute Macht – außer eben ihre eigene Mutter. Jeder von uns trägt dieses Erlebnis der ersten Machtbeziehung in sich. Elias Canetti: »Es gibt keine intensivere Form von Macht. Daß man die Rolle der Mutter gewöhnlich nicht so sieht, hat einen zwiefachen Grund. Jeder Mensch trägt in seiner Erinnerung vor allem die Zeit der Abnahme dieser Macht; und jedem erscheinen die auffälligen, lange nicht so wesentlichen Hoheitsrechte des Vaters bedeutender.« Er vergaß den dritten und wichtigsten Grund: die Verdrängung.
Andere nannten Liebes- oder Ehepartner, die im Unbewußten bekanntlich stark mit den einstigen Elternfiguren legiert sind. So übte ein Mann nach jedem Streit mit seiner Geliebten durch tagelanges Schweigen unbeugsame Macht über sie aus . . . Schließlich kamen als erste und einzige außerfamiliäre Personen Lehrer zur Sprache; auch sie sind klassische Elternübertragungsfiguren.
In den Antworten fehlten zunächst alle unpersönlichen Mächte: Armut etwa, der von vielen Befragten noch erlebte Krieg, Schicksalsschläge, Zufälle und vor allem die unbezwingbare Macht banaler Verhältnisse. Überspitzt gesagt: die großen Mächte gesellschaftlicher Realität spielen aus dem Blickwinkel unseres gelebten Lebens offensichtlich eine nur hintergründige Rolle. Schwer zu entscheiden, ob sie für uns tatsächlich einen geringen Erlebniswert haben oder ob wir sie aussparen, weil sie so schwer zu fassen, so komplex sind. Jedenfalls müssen wir, wenn wir von Macht sprechen, uns klar sein, daß wir damit stets entscheidende, höchst persönliche, sozusagen hautnahe Lebensbeziehungen vor Augen haben. Schon Konflikte mit Vorgesetzten wurden, entgegen meinen Erwartungen, nicht erwähnt. Vielleicht eben deshalb, weil ihre wesentlich subjektive Bedeutung, ihre »Macht«, aus dem Erleben der eigenen Eltern stammt. Ausnahmslos handelte es sich um Vorstellungen, in denen eine mächtige Figur einen anderen oder mehrere beherrscht. Es ist schnell zu sehen, daß eine solche Zweier-Achse nicht dem viel komplexeren Geflecht von Mehr-Personen-Machtbeziehungen der Wirklichkeit entspricht. Vielleicht können wir uns Macht nur so vereinfacht und personifiziert vorstellen. Psychologische Erkenntnisse weisen darauf hin, daß der Mensch nicht in der Lage ist, in Systemen mit vielfältigen Wechselbeziehungen zu denken. Welche Macht, aber gleichzeitig auch Ohnmacht, liegt in dieser uns mitgegebenen geistigen Struktur, lebendige Situationen so und nicht anders wahrzunehmen! Selbst strenge sozialpsychologische Forschungen zu Machtbeziehungen haben sich bisher nur diese Zweierkonstellationen vorgenommen.

Aber nicht das machte mich stutzig. Einhellig waren die Aussagen vielmehr darin, daß alle unter Macht *litten* und keiner auch nur andeutungsweise bemerkte, selbst Macht über andere ausgeübt zu haben. Da das mit Sicherheit nicht der eigenen Vergangenheit entspricht, sparen wir auch hier etwas aus. Wir neigen offensichtlich stark dazu, unsere aktive Seite zu verdrängen, das heißt mit unseren Wünschen, andere zu beeinflussen, auf sie einzuwirken und damit mehr oder weniger zu beherrschen, hinter dem Berg zu halten. Wenn uns Macht in dieser Form peinlich zu sein scheint oder wir sie aus anderen Gründen zu verstecken trachten, bleibt natürlich für die Selbstwahrnehmung, überspitzt gesagt, nur ein geschlagenes Lamm im Jammertal übrig: das Kehrbild eines kriegerischen Machthabers. Die entscheidende Frage wäre: Was wollen wir damit (unbewußt) erreichen?

2. Macht der Ohnmacht

Für diese Verzerrung, daß wir das Leiden unter der Macht eines anderen so stark betonen, scheinen mir wenigstens sieben Momente bedeutsam zu sein:

Zum einen ruft Machtausübung offensichtlich starke Schuldgefühle hervor. Das führt dazu, daß wir anderen, aber auch uns selbst, nach Möglichkeit dort keinen Einblick gewähren, wo wir mächtig sind und unsere eigenen Ziele eigennützig verfolgen können. Besonders gesichert können wir uns fühlen, wenn wir anspruchslos und durch und durch bescheiden auftreten. Diese Gegensatzbildung verfehlt selten den erwünschten Eindruck. Sie sollte deshalb Verdacht erregen.

Wir gehen aber gern noch einen Schritt weiter: Wir heben hervor, daß wir selber unter Macht leiden, statt andere leiden zu machen. Dafür genügt ein einfacher Hinweis auf unsere Realität. Denn jeder Mensch lebt gleichzeitig in einem vielfachen Geflecht von Macht- und Ohnmachtbeziehungen. Vermutlich schmerzt uns unser Leiden tatsächlich auch mehr, weil wir damit unser den Schuldgefühlen entspringendes Strafbedürfnis wenigstens teilweise befriedigen können. Das wäre das zweite Moment, das für die Tarnung der Macht als Ohnmacht spricht.

Drittens aber ist Macht selber am mächtigsten, wo sie unsichtbar, unerkannt, unbewußt wirkt. Die geheimgehaltene Macht kann von anderen nicht eingeschätzt werden und bewahrt sich das Überraschungsmoment. Was wir von der Macht wahrnehmen können, ist oft nur die Spitze des Eisberges. Unerkannt, wird der Machthaber unangreifbar, ist überall und nirgends wie die sizilianische Mafia oder ein Geheimdienst. Deswegen halten wir wohl mit der Betonung unserer eigenen Mächtigkeit zurück. In

vielen psychoanalytischen Behandlungen ist die Verheimlichung eigener Potenz ein zentrales Thema.

Diese Vertuschung und Verleugnung hat einen besonderen, vierten Grund auch darin, daß ich damit dem Neid entgehe, der jedem Mächtigen entgegenschlägt. Was ich heimlich für mich behalte, kann mir niemand rauben wollen. Dieser Schutz vor Potenzverlust ist bei klassischen Neuroseformen eine entscheidende Maßnahme gegen die Vorstellung, kastriert zu werden.

Fünftens ist jedes aktive Machtstreben mit anstrengendem Fortschritt verbunden. Es ist zu vermuten, daß wir den Anteil vergangener Mühseligkeit austauschen mit der lohnenden Betonung eines eher passiven Leidenszustandes, in dem wir seelisch Atem schöpfen – sozusagen in der Regression. Wir sind der Macht auch einmal müde. Im großen gesellschaftlichen Feld kommt es zu einem ähnlichen Vorgang: Angesichts der überkomplexen, undurchdringlichen Macht der Gesellschaftsstruktur, der gegenüber sich jeder einzelne ohnmächtig fühlt, geraten wir schnell in den »Strudel der Regressionen« (Moeller-Gambaroff, 1980). Ihre Anzeichen sind die so oft beklagte passive Einstellung, politische Apathie und Konsumhaltung. Hier muß man allerdings genau hinsehen: Nicht die Ohnmacht, die Schwäche, macht diese Regression, sondern die (nur vorgestellten oder tatsächlich unternommenen) erschöpfenden Anstrengungen, gegen diese Übermacht selbst Macht zu gewinnen. Die Ermutigung zu einem stärkeren politischen Engagement, wie sie in Bürgerinitiativen und Selbsthilfegruppen geschieht, beruht auf einer bemerkenswerten Desillusionierung, dem Bewußtmachen nämlich, daß die Macht, die wir uns vorstellen, oft nicht der tatsächlichen Macht der Gegenpartei entspricht, daß man also mehr tun und bewirken kann, als man glaubt. Sozialpsychologische Forschungen zeigen, daß dieses »subjektive Moment« ausschlaggebend für Machtbeziehungen ist. Wir kämpfen also in der Regel gegen eine Macht, die wir selbst den anderen zugeschrieben haben: wir kämpfen gegen uns selbst. Mit hoher Wahrscheinlichkeit dürfte diese unsere Eigenart auf die Notwendigkeit einer ungewöhnlich langen Kindheit zurückzuführen sein, auf das wohl nie ganz auszulöschende, sich immer wieder durchsetzende Erleben einer unabänderlichen, jahrelangen Abhängigkeit. Interessanterweise ist diese Ohnmacht typisch für die Evolution des Menschen und absolut notwendig für unser größtes Machtinstrument, das Gehirn, mit seiner Fähigkeit, Erfahrungen zu verarbeiten.

Ein sechstes Moment, das für die Betonung unserer Ohnmacht statt unserer Macht spricht, hat sich schon angedeutet: Wenn es im wesentlichen um zugeschriebene Macht geht, dann müssen wir natürlich bewußt oder unbewußt damit rechnen, daß sie uns ebenfalls zukommt. Schon aus diesem Grunde ist es von Vorteil, nichts von sich zu zeigen, ein Versteckspiel zu treiben, damit der Phantasie der anderen unbeschränkter Raum bleibt.

Schließlich wurde an den oben erwähnten Beispielen der Mutter und des Vaters deutlich, daß sich eine erhebliche Macht auch im vordergründig ohnmächtigen Leiden verbergen kann. Die Verkleidung der Macht als hilfsbedürftige Schwäche ist nicht nur besonders schwer zu durchschauen, sondern wegen ihrer durchschlagenden Wirksamkeit auch häufiger, als wir denken. In einer hilfsbereiten, mildtätigen, sogenannten prosozialen Gesellschaft verliert die Waffe des Leidens kaum an Schärfe. Ja, manchmal ist der Verdacht schwer abzuschütteln, daß sich die stärksten Mächte am geschicktesten als hilfsbedürftiger Jammer tarnen. Kein Wutausbruch, kein jähzorniger Kraftakt vermag zu erreichen, was etwa der unsichtbare Hammer einer Depression in der Beziehung eines Paares oder einer Familie bewirkt. Die Macht der Ohnmächtigen – sprich: die Macht unserer eigenen Ohnmacht – sollte uns viel bewußter werden. Wenn wir uns betont als Geschlagene und Schwache bezeichnen, müssen wir uns auch befragen, ob wir auf diesem Wege nicht jene Macht gewinnen wollen, die wir in offener Form nicht so gut erlangen könnten.
Die hier nur anzudeutenden seelischen Verhältnisse erinnern an das der Psychoanalyse vertraute, paradox anmutende Phänomen der Erfolgsdepression. Hier hat ein sozialer Erfolg – also ein kräftiger Zugewinn an Macht, der in der Regel das Ergebnis eigener Machtausübung ist: etwa das Bestehen einer Prüfung, eine Beförderung, eine hohe Auszeichnung, das Beenden eines subjektiv bedeutsamen Werkes usw. – aus ähnlichen Gründen nicht die erwartete Wirkung eines strahlenden Sieges. Vielmehr zieht er einen Zustand nach sich, der einer depressiven Erkrankung gleicht.

3. Wutmenge

Kehren wir noch einmal zurück zu den Antworten. In ihrem Leiden war hintergründig doch ein sehr aktiver Anteil versteckt. Ein unverhohlener Groll nämlich, ein noch brodelnder Zorn, eine spürbare Wut, manchmal sogar ein maßloser Haß auf diejenigen, die da durch Macht unterdrückten: die Eltern, die Partner, die Lehrer. Elias Canetti spricht davon, daß jeder Mensch vollgestopft ist mit den »bleibenden Stacheln ausgeführter Befehle«. Sie sorgen im wesentlichen dafür, daß sich die Machtrollen in späteren Jahren umkehren: Die einst ohnmächtigen Kinder setzen ihren einst mächtigen Eltern dann in ähnlicher Form zu. Damit meine ich nicht nur die in jeder Familie strapaziösen Auseinandersetzungen zwischen Eltern und pubertierenden Heranwachsenden. Denn das ist ein vergleichsweise harmloses Vorspiel zu der Mißachtung und Isolation, in die ältere Menschen heute oft geraten. Der tragische Zusammenhang besteht für mich vielmehr darin, daß es unter den heutigen Verhältnissen einer kinderabweisenden Sozialstruktur

selbst bei gutmeinenden Eltern kaum noch eine von starken Zwängen ungetrübte, weitgehend unterdrückungsfreie Kindheit geben kann. Ob schuldig oder nicht: die Eltern werden als Unterdrücker erlebt und selbst noch als verantwortlich gesehen für den Leistungszwang, der heute schon in der Vorschule beginnt. Sie sind in der Hiobs-Rolle: die persönlichen Vermittler einer sonst nicht faßbaren fürchterlichen Umwelt. Der angestaute Zorn entlädt sich, wenn Kinder erwachsen und Eltern alt geworden sind. Diese alte Wut vertieft die Generationenkluft, die sich aufgrund der hochgefährlichen Beschleunigung des sozialen Wandels ohnehin ständig verbreitert, noch mehr. Kinderfeindlichkeit und Altenfeindlichkeit entsprechen einander in derselben Gesellschaft. Sie sind komplementär. Sie ergeben sich aus der Machtumkehr innerhalb der familiären Beziehung und aus der Erweiterung der Ablehnung der Eltern auf die Altengeneration. Hier wird nach dem Talionsprinzip Gleiches mit Gleichem vergolten.

Das öffnet eine besondere Perspektive. Rufen wir uns zwei Momente in Erinnerung. Einerseits üben die Eltern Macht mit der besonderen Waffe des Leidens aus – jedenfalls war das ein auffälliges Merkmal der Antworten –; andererseits stellten die Befragten sich selber ausschließlich als unter Macht Leidende dar und verbargen dahinter offensichtlich ihre offene Machtausübung. Es ist zu vermuten, daß unser in den Vordergrund gestelltes Leiden wenigstens teilweise eine verkappte Macht darstellen dürfte. Derselbe Typ der Machtausübung – »Leiden an Unterdrückung« – wird also dem Talionsprinzip ebenso wie der Identifikation der Kinder mit den Eltern entsprechend in der Familientradition weitergegeben. Liegt in diesen stillen familiären Kämpfen, die sich über viele Generationen fortsetzen, die eigentliche Waffenschmiede der Nation? Es ist ja ein erstaunliches, nie ganz entschlüsseltes Phänomen, daß seelisch bedingte Leiden in Kriegszeiten nahezu völlig verschwinden. Insofern sie Machtmittel sind, hätten diese Krankheiten dann ihre wesentliche Bedeutung verloren. Vielleicht haben einfach die Waffengattungen gewechselt: Kanonen statt Krankheiten . . .

Zunächst noch einmal zur Wut zurück. Sie ist ein mächtiges, für jeden Herrscher gefährliches Grundgefühl aller Unterdrückten. Jeder von uns wird sie kennen. Hier ist eine diffuse Kraft in der Ohnmacht zu entdecken, die ständig zum Aufstand drängen und sich zur Gegenmacht formieren kann. Es gehört gleichermaßen zum Schicksal wie zum Geschick dieses gärenden Zorns, weitgehend verborgen zu bleiben. Denn wo sich die Gegenmacht zu erkennen gäbe, sorgte sie nur für weitere Unterdrückung. Sie wird deswegen von Unterdrückern nur ahnungsvoll gefürchtet wie ihr Urbild, die Geister der Verstorbenen, an deren Tod man sich eben aufgrund erlebter Unterdrückungswut auch schuldig fühlte. Das macht das Mißtrauen, das paranoide Moment in Machtbeziehungen aus: Die Wut kann nicht klar eingeschätzt werden. Ja, sie ist den Unterdrückten oft selbst nicht

mehr bewußt, stellt sich meist als Resignation oder Hilflosigkeit dar und entpuppt sich erst, wenn der Unterdrückte in eine Machtposition gerät und zuschlägt. Ein Paradebeispiel im kleinen ist der hochverängstigte, sich oft zu Recht unterdrückt fühlende Prüfling, der später in der Machtposition des Prüfers zu besonders strengem Verhalten neigt. Noch bekannter ist die Hackordnung: Der Vorgesetzte unterdrückt den Untergebenen, der seine Frau, die ihre Kinder. Bei gesellschaftlich Benachteiligten, in der Unterschicht zum Beispiel, wird auf diese Weise eine unterdrückende Machtbeziehung zum Auslöser einer ganzen Serie von Gewalttätigkeiten.
In der Regel werden die ungeheuren Mengen von Wut in einer Gesellschaft, die Unterdrückung tausendfach betreibt, glatt vergessen. So können wir nicht anders, als uns über ihre zahllosen Symptome zu wundern. Denn im Zuge der Verdrängung unserer eigenen Wut nehmen wir den Zusammenhang auch im allgemeinen nicht mehr wahr. Dabei schreien die Zeichen zum Himmel: das uns erschreckende Ansteigen der Kriminalität; ihr nach innen geschlagenes Gegenbild, die vermehrt schon bei Kindern aufkommende Neigung zum Selbstmord; die Verweigerung in Form von Apathie oder der vielbeklagten Dialogunfähigkeit der Generationen; die Zunahme seelischer Erkrankungen, und so weiter. Kein Wunder auch, daß Psychotherapeuten zunehmend den Eindruck gewinnen, die Auseinandersetzung mit der unterdrückten Aggressivität habe die Bearbeitung sexueller Konflikte inzwischen an Bedeutung übertroffen. Daß es dabei nicht einfach um Aggressivität, sondern um unreife, unentwickelt gebliebene, archaische Formen von Aggressivität geht, die oft genug nicht einmal zu einem seelischen Gefühl herangewachsen sind, und daß es nicht um Aggressivität selbst, sondern um Unterdrückung geht, deren Symptom und Ursache sie ist, möchte ich nur erwähnen. In dieser Kürze läßt sich vieles nur vereinfacht darstellen.

4. Neid, Schlagschatten der Gerechtigkeit

Die Wut hat einen mindestens ebenso mächtigen, vielleicht aber noch verborgeneren Begleiter: *den Neid*. In den Antworten meiner Gesprächspartner war manchmal kaum verhüllt erkennbar, daß die Machtfülle der lebensgeschichtlichen Unterdrücker beneidenswert schien. Man hätte sie selbst gern gehabt. Welche Genugtuung wäre es, über die Macht zu verfügen, mit welcher der tagelang schweigende Freund einen quälte! Wie verlockend wäre es, mit eigenen Leidenszeichen alle anderen wie Marionetten an Fäden zu führen! Wie entlastet wären wir alle, wenn wir in den schlimmsten Ohnmachtszuständen – in der Eifersucht, in der Demütigung, im Ausgebeutetwerden, in tiefer Angst vor einer bedrohlichen Gefahr, in all den zahllosen Abhängigkeiten – über die Macht verfügten, die wir unseren jeweiligen

Gegnern zuschreiben! Gegen jede Macht richtet sich ein Neid, der sie letztlich vollständig zu verzehren trachtet.
Neid will mehr als Wut. Der Zorn kann noch als verständliche Enttäuschungsreaktion verstanden werden mit dem vergleichsweise sozialen Ziel, das wiederzuerhalten, was einem die Unterdrücker nahmen. Der Neidische aber möchte nicht nur das Gestohlene zurück. Er will die ganze Macht mit der ihr innewohnenden Unterdrückungschance. So ist Neid moralisch gesehen ansprüchlicher und böser. Er ist aktiver, gilt als gefährlicher, kann sich nicht wie die Wut als bloße Reaktion rechtfertigen.
Wir sollten anerkennen, daß dieser Neid eine allgegenwärtige Macht in menschlichen Beziehungen ist und sich selbst in aufopferungswilligen Bindungen regelmäßig finden läßt. Es macht uns menschlicher, mit ihm als selbstverständlicher Empfindung zu rechnen. Wir haben sehr viel mehr Chancen, unsere Konflikte befriedigend zu lösen, wenn wir ihn bei uns und den anderen voraussetzen und behutsam beachten. Neid ist der Schatten der Gerechtigkeit, besser: sein Schlagschatten.
Eine besondere Eigenschaft des Neides ist, daß er sich nicht so ohne weiteres abspeisen läßt. Ein Beispiel aus dem altbekannten Machtfeld Geschwisterrivalität zeigt das ganz witzig. Eltern wissen ein Lied davon zu singen, wie schwer es ist, die sofort mobilisierten Neidgefühle der Kinder, wenn Geschenke kommen, angemessen zu berücksichtigen. Ein Vater hatte nach vielen Scherereien eine seines Erachtens glänzende Idee. Er kaufte zwei völlig gleiche Teddybären. Nachdem seine Kinder, Hansi und Heidi, die Tiere inspiziert hatten, fragte er die Tochter: »Welchen möchtest du haben?« Heidi antwortete: »Dem Hansi seins.«
Es scheint um eine vergleichsweise harmlose Eigenschaft des Neides zu gehen. Meines Erachtens steckt darin jedoch seine entscheidende Qualität: Der Neid will sein Objekt ganz, nur das, nichts anderes. Er will dasselbe, nicht das gleiche. Er kennt keinen Ersatz. Er ist nicht gewillt, einen Umweg zu machen. Er hat keinen Ausweg. Die Konfrontation wird total. Das macht es uns so schwer mit ihm.

5. Begrenzte Gegenkraft Gewissen

Es scheint allerdings eine Kraft zu geben, die ihn wenigstens zu lindern hilft. Der Mensch soll von Ursprung an ein besonderes Lebewesen sein, weil er seine Nahrung mit seinesgleichen teilt. Dieser Teilungssinn als Instinkt, d. h. als angeborene Handlungsweise, ist der biologische Boden der sozialen Instanz in uns, des Gewissens, des Überichs. Von ihm dürften sich auch unsere höchsten Werte wie Gerechtigkeit und Chancengleichheit ableiten. Daß diese Teilungsbereitschaft eine direkte Antwort auf Neid ist, könnte

sich vielleicht darin zeigen, daß es auch bei ihr um dasselbe Objekt geht: Es wird dieselbe Beute geteilt, nicht ein Ersatz geboten. Dieser soziale Sinn hat nun seine deutlichen Grenzen. Ein Blick auf die menschliche Geschichte und die gegenwärtigen Verhältnisse genügt: eine lückenlose Folge von Machtkämpfen, Auslöschung, Unterdrückung und Ausbeutung.

Die erste wesentliche Beschränkung des Teilungssinns liegt darin, daß er sich nur auf die eigene Gruppe bezieht. Die fremde Gruppe galt als Beute und wurde über Jahrmillionen – bis vor nicht allzu langer Zeit – mit Genuß verzehrt. Das führt zu einer wesentlichen Erkenntnis: Auch das später aus dem Teilungssinn erwachsene Gewissen pocht nicht allgemein, sondern nur für das begrenzte Umfeld derjenigen, die wir als unseresgleichen ansehen. Diese »Territorialität« ist ein viel zu wenig beachtetes Merkmal des Gewissens. Seine Reichweite ist für globale Aufgaben wahrscheinlich zu beschränkt. Das Gebiet, welches das Gewissen schützt, überschritt früher wahrscheinlich nie die urmenschliche Kleingruppe von durchschnittlich 25 Personen. Es läßt sich auf alle erweitern, die uns näher bekannt und damit gleichsam Wahlverwandte geworden sind. Fremden, Unbekannten und Feindlichen gegenüber setzt dieses Gewissen jedoch sehr schnell aus. Dann beginnen wir den anderen zu jagen und sehen ihn in tiefer Gewöhnung als Beute.

Macht begnügt sich also nicht mit einfacher Unterdrückung: sie frißt auf. Ausbeutung ist eine milde Spätform des Beutefraßes. Kaum noch spüren wir in diesem fast abgeschliffenen Wort seinen Ursprung: die Ausweidung der Beute. Ihr Vernichtungsziel bleibt im Seelischen bewahrt; denn sie löscht das Selbst aus – wenigstens teilweise. Das meint Entfremdung.

Die zweite Einschränkung des Teilungssinns und damit die Begrenzung der Macht des Gewissens wird spätestens im Kriegsfall deutlich, wenn Menschen sich in sonst unvorstellbarem Maße gegenseitig töten, um in der brutalsten Form, für die es keine wahre Entschuldigung gibt, Macht über den jeweils anderen zu gewinnen. Das Gewissen ist nach Freud ein relativ neuer Erwerb in der menschlichen Entwicklungsgeschichte und auch aus diesem Grund leicht außer Kraft zu setzen. Das geschieht besonders in angespannten Krisensituationen, in denen schnell auf alte Verfahrensweisen – wie einfaches Draufschlagen – zurückgegriffen wird. So gesehen steht das Gewissen noch nicht fest auf den Beinen, ist ein unsicherer Kandidat, ein Grünling.

Die dritte Einschränkung ist durch die sehr komplexe Entwicklungsgeschichte des Überichs gegeben. Sie beruht auf der Verinnerlichung einer besonderen Aufgabe der Eltern: ihrer Steuerung durch Gebote und Verbote, also ihrer autoritativen Funktion. Die oben erwähnte Territorialität des Gewissens gründet natürlich ganz wesentlich in dieser Elternbindung. Allerdings gehen in die Internalisierung der Autorität alle erlebten Bezie-

hungen mit den Eltern ein, nicht zuletzt auch die darin enthaltenen erheblichen aggressiven Spannungen. Sie sind teils tatsächlich von den Eltern ausgegangen, teils aber vom Kind selbst, das diese seine eigene Aggressivität nun häufig genug den Eltern zuschreibt, sie damit auflädt. Das Überich herrscht manchmal mit unmenschlich destruktiver Strenge, fern aller teilungsbereiten Freundlichkeit; in den klassischen Neuroseformen, Depression und Zwangsneurose, wird es zur Lebensqual.
Folgt man Norbert Elias' richtungweisender Arbeit, nach der das Überich vor allem ein unvermeidliches historisches Ergebnis gesamtgesellschaftlicher Entwicklung ist und auf dem »Zwang zum Selbstzwang« beruht, den die Gesellschaft auf den einzelnen ausübt, dann wird einem das Überich als verinnerlichter Machtapparat mit deutlich unterdrückenden Tendenzen noch klarer. Eine wesentliche Aufgabe der psychoanalytischen Behandlung besteht darin, die daraus resultierende innere Unfreiheit aufzuheben. Die Qual innerer Unterdrückung kann man allerdings auch einfacher loswerden. Es genügt, sie nach außen zu stülpen. Der Ehekrach ist das alltäglichste Beispiel. Denn nichts entlastet vom eigenen Gewissensdruck, diesem Bündel an Selbstvorwürfen, mehr, als seinen Partner mit Vorwürfen zu überschütten, die nichts anderes sind als nach außen gerichtete Selbstvorwürfe. Mit dem Sündenbock-Mechanismus wird Selbstunterdrückung zur Unterdrückung anderer, die dann genau das Leiden tragen müssen, das man selbst nicht auf sich nehmen wollte. Daß solche Strafexpeditionen gigantische Ausmaße annehmen und an Völkermord grenzen können, wissen wir aus unserer jüngsten Vergangenheit, der Judenvernichtung.

6. *Machtursprung Menschenfraß*

Die menschliche Geschichte der Unterdrückung beginnt mit blanker Gewalt. Wer über größere körperliche Kraft verfügt, ist Machthaber. Sein Ziel ist die Auslöschung des anderen. Erst wenn das Vergeudung von Machtkräften bedeutet, mildert sich das Vorhaben zu Unterwerfung und Ausbeutung. Der Mörder, der Folterer, der Mann, der seine Frau mißhandelt, die Eltern, die ihre Kinder prügeln, der knüppelnde Polizist, der Steine werfende Demonstrant, der aggressive Rocker, der Unschuldige willkürlich zusammenschlägt: sie setzen diese ursprüngliche Macht noch direkt ein.
Dieses archaische Fundament ist heute noch gültige Grundlage der Macht – und zwar in der seelischen Vorstellung wie in der aktuellen Gesellschaft (siehe Elias, 1936). Doch ist sie durch unzählige andere Machtformen bis zur Unkenntlichkeit überbaut. Die ursprüngliche Gewalt war offensichtlich kannibalistisch. Tiefe Vorstellungen in unserem persönlichen Erleben sprechen dafür. Tatsächlich wäre in unseren Frühzeiten eine Tötung des Geg-

ners, ohne ihn zu essen, auch ein törichter Akt gewesen; denn in den endlosen Epochen des in Kleingruppen lebenden, sammelnden, jagenden Urmenschen war außer seinem Fleisch nichts von ihm zu holen. Richtige Kriegsführung im Sinne eines »organisierten Diebstahls« (Ronowski, 1973) war erst viel später möglich, frühestens vor zehntausend Jahren in der neolithischen Revolution, als die neue Technologie des Gartenbaus das Nomadenleben nicht mehr zwingend machte und Seßhaftigkeit wie Speicherung erlaubte. Da erst wurde Besitz anstelle des Gegnerfleisches zur Beute. Vorher sind wahrscheinlich die jeweils weniger entwickelten Menschenarten einfach deswegen spurlos verschwunden, weil sie von der nächst höheren menschlichen Art nach und nach verzehrt wurden – so etwa der Australopithecus (vor ca. 5 bis 1,2 Millionen Jahren) durch den Homo erectus (vgl. Wuketits). Das Schicksal des Neandertalers (vor 75 000 bis 35 000 Jahren) dürfte teilweise ähnlich durch jenen Homo sapiens sapiens besiegelt worden sein, der als CroMagnonmensch vor 45 000 Jahren auftauchte und sich von uns biologisch nicht mehr unterscheiden läßt. In den mindestens 15 Millionen Jahren Menschwerdung gehörte der Kannibalismus offensichtlich zum Alltag. Er wurde erst vor wenigen tausend Jahren aufgegeben. Noch in der christlichen Kommunion sind seine sublimen Reste – Wein und Oblate als Blut und Leib Christi – tradiert. Afrikanische Herrscher wie Idi Amin oder Bokassa sollen kürzlich noch rituell die Leiber ihrer Gegner verzehrt haben. In Notfällen kommen vermutlich alle Menschen schnell auf den Gedanken, daß der Nächste ja auch eßbar ist. Das jüngste Beispiel im Zuge einer Notlandung hoch in den Anden dürfte noch nicht vergessen sein. Wir könnten jemanden vor Liebe fressen, sagen wir noch sprichwörtlich. Selbst verschlingende Blicke schreiben wir uns wie auf Beute lauernden Jägern zu. Und wer eine geistige Garantie für tatsächliche kannibalistische Umtriebe in uns will, mag sich an den kühnen Vorschlag der Nobelpreisträgerversammlung in Lindau vor einigen Jahren erinnern, die eines Tages unvermeidliche Eiweißkrise der Weltbevölkerung durch das Fleisch Gestorbener zu beheben. Mir selbst genügte, in einem Taschenbuch mit dem Titel *Menschen essen Menschen* (Spiel, 1974) nur wenige Seiten zu lesen, um an der aufkommenden Flauheit im Magen erkennen zu können, daß die unterdrückten kannibalistischen Impulse nach wie vor schnell mobilisierbar sind. In diesem Report über Kannibalismus findet sich eine Schilderung afrikanischer Kriegszüge, deren Versorgung mit Proviant sehr einfach gelöst wurde: Im Gefolge gingen Eßsklavenkolonnen – ein drastisches Symbol für die heute allgegenwärtige Ausbeutung. Wir sagen zwar, daß die Arbeit den Arbeiter verzehrt, aber genau gesehen verzehren ihn letztlich die übergeordneten Schichten. Sie leben zum guten Teil von ihm.

Zurück zu dem Ursprungsbild, das damals ebenso gewöhnlich war, wie es heute erschreckt: Der Proviant lief mit. Im Grunde mußte nur die gute

Ernährung der Sklaven garantiert sein – ein Problem, das sich allerdings täglich minderte. Selbst unter diesen für den Tod durch Verzehr bestimmten Personen soll es deutliche Hierarchien gegeben haben. Wer gut im Fleische war und dementsprechend schmackhaft schien, rangierte hoch oben und war stolz darauf. Das scheinen schon geordnetere Verhältnisse gewesen zu sein als jene Szene im wissenschaftlich untermauerten Urzeitfilm »Am Anfang war das Feuer«, wo Mitglieder einer fremden Gruppe lebend an einem Baum neben dem Feuer hingen. Bei Bedarf wurde einfach ein Stück von ihnen abgehackt und gebraten.
In unserer technokratischen, sachorientierten Gesellschaft verlieren wir allzu schnell unser archaisches Fundament aus den Augen, das sich nicht allein mit Verhaltensbereitschaften und Frustrationsreaktionen entschlüsseln läßt. Der kannibalistische Akt dürfte die Urform der Machtbeziehung darstellen. Elias Canettis Hauptwerk *Masse und Macht* liefert durchschlagendes Material dazu. Die Machtausübung entspricht nach ihm dem Beutemachen und Beutefraß bis in jeden einzelnen Teilakt wie Auflauern, Packen, Zerkauen und Verdauen.

7. Gewaltfrieden

Um wenigstens dem lustvollen Erleben nicht mehr direkt kannibalistisch ausgeübter Gewalt in uns nahezukommen, lohnt sich ein Blick in die neuere Geschichte. Norbert Elias berichtet aus der mittelalterlichen Gesellschaft über das typische alltägliche Treiben eines unabhängigen Mannes, eines Ritters: »Er verbringt sein Leben damit, zu plündern, Kirchen zu zerstören, Pilger anzufallen, Witwen und Waisen zu unterdrücken. Er gefällt sich besonders darin, die Unschuldigen zu verstümmeln. In einem einzigen Kloster, dem der Mönche von Sarlat, findet man 150 Männer und Frauen, denen er die Hände abgeschlagen oder die Augen ausgedrückt hat. Und seine Frau ist ebenso grausam. Sie hilft ihm bei seinen Exekutionen. Ihr macht es selbst Vergnügen, die armen Frauen zu martern. Sie ließ ihnen die Brüste abhauen oder die Nägel abreißen, so daß sie unfähig waren zu arbeiten« (Elias, 1936, Bd. 1, S. 267).
Was macht den Unterschied zu uns aus? Im wesentlichen nur eines: Ein Ritter hatte damals nicht den »Selbstzwangapparat« eines Menschen der Industriegesellschaft, als deren Paradefigur der zwanghafte leistungsorientierte Herzinfarkt-Typ gelten kann. Nach Elias ist der seelische Aufbau des Menschen und die gesamtgesellschaftliche Entwicklung sozusagen aus einem Guß. Nur so sind unsere gewandelten Einstellungen zur Gewalt und die neuen Figurationen der Macht zu verstehen. Wegen der Bedeutung dieser empirisch fundierten Einsichten möchte ich ganz kurz darauf eingehen.

Der ganze, gesamtgesellschaftliche Prozeß folgt einer Grundlinie: der Machtmonopolisierung. Diese besteht aus zwei Phasen:

»Erstens die Phase der freien Konkurrenz oder der Ausscheidungskämpfe, mit der Tendenz zur Akkumulation von Chancen in immer weniger und schließlich in einer Hand, die Phase der Bildung des Monopols; zweitens die Phase, in der die Verfügungsgewalt über die zentralisierten und monopolisierten Chancen dazu tendiert, aus den Händen eines Einzelnen in die einer immer größeren Anzahl überzugehen und schließlich zu einer Funktion des interdependenten Menschengeflechts als eines Ganzen zu werden, also die Phase, in der aus dem relativ ›privaten‹ ein ›öffentliches‹ Monopol wird.« (Elias, 1936, Bd. 2, S. 157)

Die Grundlage der zweiten Phase, der schließlichen Demokratisierung, bildet die immer feiner werdende Arbeitsteilung in Tausende von Berufen, was die Effizienz und Produktivität – sprich: die Macht – einer Nation steigert.

Die ununterbrochenen Kriege der Vergangenheit sind Auseinandersetzungen zwischen nebeneinander existierenden Mächten. Sie werden in der Regel durch Sieg entschieden. Die im Laufe der Jahrhunderte auf diese Weise immer größer werdenden Herrschaftsbereiche wurden durch Errichtung einer Zentralgewalt zu Friedensgebieten. Erst durch einen solchen zentralen Machthaber wurde die romantische Idylle einer natürlichen Landschaft erfahrbar. Denn nur dessen Existenz nahm dem früher gleichsam hinter jedem Busch lauernden, durch keine höhere Gewalt bedrohten Mordlustigen seine straflose Machtchance.

In der zweiten Phase der Monopolbildung kommt es aufgrund der Arbeitsteilung zu einer vorher nicht existenten wechselseitigen Abhängigkeit der Menschen untereinander, eben zu dem »Interdependenzgeflecht«:

»An die Stelle des Bildes vom Menschen als einer ›geschlossenen Persönlichkeit‹ . . . tritt dann das Bild des Menschen als einer ›offenen Persönlichkeit‹, die im Verhältnis zu anderen Menschen einen höheren oder geringeren Grad von relativer Autonomie, aber niemals absolute und totale Autonomie besitzt, die in der Tat von Grund auf Zeit ihres Lebens auf andere Menschen ausgerichtet und angewiesen, von anderen Menschen abhängig ist.« (Elias, 1936, Bd. 1, S. LXVII)

Die Autonomie des Menschen ist ein anderer Ausdruck für seine Macht. Hans-Dieter Schneider betont: »Dieser Sachverhalt, daß Unabhängigkeit in der Meinung und in der Meinungsäußerung primär eine Machtfrage und erst später eine Frage des Charakters ist, widerspricht herrschenden Stereotypen und sollte deshalb besonders beachtet werden« (1977, S. 146). Es wird aber auch deutlich, daß das, was unsere Ohnmacht schafft, die völlige Abhängigkeit und das Angewiesensein auf andere, gleichzeitig Grundlage unserer Macht ist, nämlich der Verantwortung, die wir durch unsere besondere Funktion erhalten.

Wir müssen uns im übrigen trennen von der Vorstellung, hier gehe es – gesellschaftlich und individuell – um relativ feste Systeme. Alles fließt. Elias spricht von sich ständig wandelnden »Figurationen«.

Der Frieden, der sich so unter Menschen wenigstens teilweise herstellt, wird durch zwei Gewalten garantiert: durch die Bildung der gesellschaftlichen Zentralgewalt und durch den damit einhergehenden »Zwang zum Selbstzwang«, d. h. eine immer stärker werdende Selbstkontrolle und Affektbeherrschung. Sein Niederschlag entspricht dem Überich, dem Gewissen.

»Gesellschaften mit stabileren Gewaltmonopolen, verkörpert zunächst durch einen größeren Fürsten- oder Königshof, sind Gesellschaften, in denen die Funktionsteilung mehr oder weniger weit gediehen ist, in denen die Handlungsketten, die den Einzelnen binden, länger und die funktionellen Abhängigkeiten des einen Menschen von anderen größer sind. Hier ist der Einzelne vor dem plötzlichen Überfall, vor dem schockartigen Einbruch der körperlichen Gewalt in sein Leben weitgehend geschützt; aber er ist zugleich selbst gezwungen, den eigenen Leidenschaftsausbruch, die Wallung, die ihn zum körperlichen Angriff eines anderen treibt, zurückzudrängen. Und die anderen Formen des Zwanges, die nun in den befriedeten Räumen vorherrschen, modellieren Verhalten und Affektäußerungen des Einzelnen in der gleichen Richtung.« (Elias, 1936, Bd. 2, S 321)

Wir können nicht anders: Wir müssen Ruhe geben, um selbst in Ruhe gelassen zu werden. Die gesellschaftliche Notwendigkeit bedingt diese »Selbstzwangapparatur«, ein historisches Produkt also, das unter anderen gesellschaftlichen Verhältnissen recht bald verschwände.
In dieser Perspektive ist der Frieden unter den Menschen ein Gewaltfrieden, abhängig von einer äußeren und einer inneren Gewalt, die komplementäre Aspekte einer einzigen Entwicklung sind. Das heißt also: Hinter jedem Frieden verbirgt sich Gewalt. Nicht Frieden ist demnach das entscheidende Thema, sondern Macht.

8. Soziale Ungerechtigkeit als festgeschriebene Gewalttat

Der Soziologe Gerhard Lenski hat in seiner Evolutionsgeschichte der Gesellschaften, *Macht und Privileg*, ein Maß für Machtunterschiede in der Bevölkerung, für die Ausbeutung oder soziale Ungerechtigkeit gefunden (vgl. 1973, Abbildung S. 565). Danach war die soziale Ungleichheit bei Jäger- und Sammlergesellschaften für die uns überblickbare Geschichte minimal. Bei den einfachen und fortgeschrittenen Gartenbaukulturen steigt sie immer stärker an, bis sie in den großen Agrargesellschaften einen absoluten Höhepunkt erreicht. In den Industriegesellschaften nimmt die soziale Ungerechtigkeit deutlich ab, trotz enormer Unterschiede zwischen einzelnen Staaten und innerhalb einer Nation. Allerdings können wir uns kaum noch die unermeßliche Machtfülle und das Unterdrückungspotential vorstellen, die sich in den großen Reichen der Agrarkultur sammelten, in den römischen, osmanischen und russischen Imperien zum Beispiel. Deren letztes Ergebnis war die Klasse der Entbehrlichen, Überflüssigen, die nicht einmal mehr für eine Ausbeutung taugten. Trotz noch immer kraß erlebter Un-

gleichheiten ist es zu einem Machtausgleich gekommen. Das konnte nur unter der Führung einer Zentralmacht und unter dem Druck pausenloser Machtkämpfe innerhalb einer Nation geschehen, zwischen Bürgern und Adligen oder Arbeitern und Kapitaleignern bis hin zu den heutigen Konflikten zwischen benachteiligten Frauen und privilegierten Männern.
Dabei wird die ungeheure Bedeutung der nicht offen sichtbaren gesellschaftlichen Auswirkungen, das heißt die Verinnerlichung der gesellschaftlichen Verhältnisse, weit unterschätzt. Aber erst durch Verinnerlichung und Unterschätzung bleiben sie fast unabänderlich. Einen Teil dieser festgeschriebenen Ungerechtigkeit, dieser stillen Unterdrückung, die so unbemerkt dahingeht, erlebe ich in letzter Zeit sehr direkt. Ich fühle mich einer Gastarbeiterfamilie sehr verbunden. Sie bedeutet mir viel, obwohl unsere Lebenswelten so kraß unterschieden sind, daß eine wechselseitige Einfühlung kaum noch möglich scheint. Ich fühle mich warm, geborgen und wohl bei ihr, nicht zuletzt, weil ich an Zeiten meiner frühen Kindheit in Schlesien erinnert werde. Nur diesem fast zufällig zu nennenden Glücksumstand ist es zu verdanken, daß ich sehr tief und persönlich das Schicksal der Familie miterleben kann. Insbesondere sehe ich die schulische und berufliche Entwicklung der vielen Kinder weit hinter deren Gefühlsreichtum, Phantasie und Intelligenz zurückbleiben. Tausenderlei Mächte wirken hier an einer bleibenden Lebensunterdrückung, die durch keine Kraft der Welt aufhebbar zu sein scheint. Nach und nach kam in mir eine furchtbare Wut über ihr unabweisbares Schicksal der unbemerkten Unterdrückung auf, gerade in besonnenen, von Alltagsaktivitäten nicht zugedeckten Zeiten. Diese Wut verstehe ich als eine Wahrnehmung der unbewußten Gefühlslage in jedem Familienmitglied, psychoanalytisch gesprochen also als eine Gegenübertragung. Die Grundströmung unterdrückter Empfindungen im täglichen Leben unterer Schichten wird viel zu wenig beachtet. Der Zorn bleibt in der Familie gefangen und wirkt sich entsprechend zerstörerisch auf die Beziehungen zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern und – weniger – auf das Geschwisterverhältnis aus. Die aggressive Ladung führte bereits dazu, daß die Eltern nicht mehr miteinander reden, die Mutter seelisch krank ist, die heranwachsenden Kinder das Haus meiden – wobei es sich noch um vergleichsweise auffällige Erscheinungen handelt. Der nie geäußerte Neid wird nicht fehlen, selbst wenn er im unterdrückten Bewußtsein und in der Gewöhnung an kleine Ansprüche weitgehend sprachlos bleibt.
Das Ausmaß der sozialen Ungerechtigkeit muß sich stets direkt in dem Gefühl der Menschen äußern. Nimmt man darauf gar nicht oder zu wenig Rücksicht, ist auch die kleinste Hilfe vergebens. Vermutlich behindert diese emotionale Distanz das Verständnis zwischen Unterschichtsangehörigen und ihren Mittelschichthelfern. Denn diese Betroffenen sind nicht etwa un-

fähig zu Gefühlen, wie verdächtig oft behauptet wird, sondern haben ihre eigene Ausdrucksweise, die zu verstehen wir nicht mehr in der Lage sind. Selbst eine äußerlich realisierte Chancengleichheit, wovon wir weit entfernt sind, käme wegen der inneren Auswirkungen der gesellschaftlichen Benachteiligung – das heißt wegen des latenten Zornes, des Neides und des verzweifelten Autonomietrotzes – als Angebot gar nicht an. Die unbewußte Wut zeigt sich als kalte Distanz, als Getrenntsein der Klassen. Ähnliches ist in der Familie oder in Paarbeziehungen auch dort noch zu enthüllen, wo das reibungslose Nebeneinander keinerlei Aggressivität mehr zu erkennen gibt. Diese Distanz als Zornsymptom verweist allerdings gleichzeitig auf die Feindseligkeit der herrschenden Schichten. In letzter Zeit ist besonders durch Mario Erdheims ethnopsychoanalytische Arbeiten, vor allem *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit* (1982), eine Bemerkung Sigmund Freuds aus »Die Zukunft einer Illusion« (1927) wieder bekannt geworden:

»Wenn aber eine Kultur es nicht darüber hinaus gebracht hat, daß die Befriedigung einer Anzahl von Teilnehmern die Unterdrückung einer anderen, vielleicht der Mehrzahl, zur Voraussetzung hat, und dies ist bei allen gegenwärtigen Kulturen der Fall, so ist es begreiflich, daß diese Unterdrückten eine intensive Feindseligkeit gegen die Kultur entwickeln, die sie durch ihre Arbeit ermöglichen, an deren Gütern sie aber einen zu geringen Anteil haben. Eine Verinnerlichung der Kulturverbote darf man bei den Unterdrückten nicht erwarten, dieselben sind vielmehr nicht bereit, diese Verbote anzuerkennen, bestrebt, die Kultur selbst zu zerstören, eventuell selbst ihre Voraussetzungen aufzuheben. Die Kulturfeindschaft dieser Klassen ist so offenkundig, daß man über sie die eher latente Feindseligkeit der besser beteilten Gesellschaftsschichten übersehen hat. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß eine Kultur, welche eine so große Zahl von Teilnehmern unbefriedigt läßt und zur Auflehnung treibt, weder Aussicht hat, sich dauernd zu erhalten, noch es verdient.« (S. 333)

Unmißverständlich spricht hier ein geradezu zerstörerischer Impuls des gerechten Zorns aus Freud, der eine solche Gesellschaft nicht für wert erachtet zu existieren. Die Gefahr besteht jedoch, daß wir die Verhältnisse »personifizieren«. Ich schließe mich der Auffassung von Elias an, der diesen doppelten Haß – den der Unterdrücker und den der Unterdrückten – nicht als eine persönliche Absicht unterstellen würde, sondern als eine uns jeweils zugeschriebene Notwendigkeit, die den »Gesetzen des Menschengeflechtes« entspricht:

»Pläne und Handlungen, emotionale und rationale Regungen der einzelnen Menschen greifen beständig freundlich oder feindlich ineinander. Diese fundamentale Verflechtung der einzelnen menschlichen Pläne und Handlungen kann Wandlungen und Gestaltungen herbeiführen, die kein einzelner Mensch geplant oder geschaffen hat. Aus ihr, aus der Interdependenz der Menschen, ergibt sich eine Ordnung von ganz spezifischer Art, eine Ordnung, die zwingender und stärker ist als Wille und Vernunft der einzelnen Menschen, die sie bilden. Es ist diese Verflechtungsordnung, die den Gang des geschichtlichen Wandels bestimmt; sie ist es, die dem Prozeß der Zivilisation zugrunde liegt.« (Elias, 1936, Bd. 2, S. 314)

Mit anderen Worten: Nicht wir machen die Verhältnisse, sondern die Verhältnisse machen uns. Die Verhältnisse lassen uns den Glauben, daß wir sie

machen. Wir tun, sagen wir, was in unserer Macht steht, das menschliche Los zu bessern. Doch stoßen wir spätestens hier auf die schmerzliche Erfahrung vieler Machthaber, daß ihre Absicht eine manchmal gegensätzliche, für sie negative Wirkung zeitigte.

Für mich ist eine Überlegung fundamental, die sich in der Formel zusammenfassen läßt: Der Mensch ist ein Gruppenwesen, kein Gesellschaftswesen. Die Entwicklungsgeschichte des Menschen weist einen Bruch auf. Sein Ursprungsmilieu, seine Existenzbedingung, seine Umwelt von einst ist praktisch nicht mehr zu vergleichen mit der zwar von ihm geschaffenen, aber nicht beabsichtigten Umwelt von heute. Der Urmensch lebte in der kleinen Gruppe, der Jetztmensch in der Gesellschaft, in der Massengesellschaft. Dabei ist bedeutsam, daß sich der Mensch erst in der kleinen Gruppe zum Menschen entwickelte und diese Kleingruppe als sein sozialer Raum in wesentlichen Teilen zu seiner Biologie geworden ist (zu ersehen zum Beispiel daran, daß wir eine deutliche Wahrnehmungsgrenze sozialer Beziehungen haben: so können wir durch persönliches Erleben maximal mitbekommen, was sich in einer Kleingruppe von ca. zwölf Personen abspielt; einer Großgruppe sind wir kaum noch gewachsen. Die Gruppengröße der Urmenschen betrug aber etwa 25, von denen die Hälfte Kinder waren; sie entspricht also genau der uns mitgegebenen Erlebnisfähigkeit). Der Mensch ist wie jedes Wesen optimal an seine Umweltbedingungen angepaßt. Wir denken beim Urmenschen gern an die Savanne. Viel bedeutender dürfte aber die Gruppe als Moment seines Milieus gewesen sein. Nur in ihr konnte er überleben. Die Entwicklung unserer besonderen Biologie, unserer menschlichen Qualitäten, ist vollständig ohne große Gesellschaften abgelaufen und dauerte – ausgehend vom Ramapithecus – etwa 15 Millionen Jahre. Winzig ist die Zeitspanne, seit der Mensch aus der Kleingruppe vertrieben wurde. Das gelang, wie erwähnt, erst während der neolithischen Agrarrevolution: Energiereserven konnten an einem Ort angesammelt werden, immer größere Gruppen sich dort niederlassen. In dieser Zeit entsteht der entscheidende Widerspruch: Ein Wesen, das auf eine kleine Gruppe angelegt ist, ist auf das Milieu einer Massengesellschaft überhaupt nicht vorbereitet. Es wird hier mit Bedingungen konfrontiert, auf die hin es nicht entworfen wurde. Die Gruppe wird schließlich ganz zerbrechen. Ihre Bruchstücke nennen wir fast stolz Individuen. Die neuen Bedingungen sind zudem sehr plötzlich und, im Vergleich mit den vorangegangenen 15 Millionen Jahren, vor lächerlich kurzer Zeit eingetreten.

Ein menschengerechtes Zusammenleben kann erst gelingen, wenn wir uns auf unseren Ursprung, auf unsere »Natur« besinnen und in Erkenntnis unserer Grenzen und Möglichkeiten freiwillig ein Milieu schaffen, in dem die Notwendigkeit heutiger Verhältnisse, also der Massengesellschaft, mit der Notwendigkeit uns entsprechender Verhältnisse, also der ursprünglichen

Kleingruppe, vereint ist. Ziel wären vielleicht Gesellschaften, in denen durchgängig die Kleingruppe zum Leben und Arbeiten bewahrt bleibt. Das erfordert viele, aber nicht unmögliche Umstellungen. Es erfordert vor allem Einblicke in die Gesetze, unter denen Gesellschaften heute stehen. Die Macht dieser uns weit übergreifenden Regeln des »Menschengeflechtes« entstand aber letztlich aus Machtkämpfen, die im kannibalistischen Impuls ihren Ursprung haben. Denn es ist nun einmal die eigentümliche geschichtliche Erfahrung, daß zwei Menschengruppen oder Nationen nicht lange friedlich nebeneinander bleiben. Fast immer kommt es zu einer Auseinandersetzung.

9. Machtgestalt Mensch

Warum? Nach Norbert Elias aus Angst, von der Gegenseite abhängig – kannibalistisch gesagt: geschluckt – zu werden. Sehen wir diese Angst zunächst als Ursprung der Macht an. Sie leuchtet verdächtig glatt ein. Selbst schwer zu verstehende Gewalttätigkeiten ließen sich damit entschlüsseln.

Ich denke an den Bericht eines Taxichauffeurs in Bremen. Jedesmal nach einem Fußballspiel, sagte er mir, treffen sich die Anhänger der Fußballmannschaften in der Nähe des Bahnhofs. Es kommt regelmäßig aus nichtigem Anlaß zu einer wilden Schlägerei – gleichgültig, ob der eigene Club siegte oder verlor. Das sind bekannte Szenen. Die Teilnehmer bemerken dann oft hinterher: »Ich brauchte das endlich mal wieder.« Was? Ich meine: das Gefühl der Gewalt, das Gefühl, stark zu sein, das Machtgefühl. Aber warum? Sehr wahrscheinlich, um das erdrückende Empfinden der Ohnmacht sonst im Leben auszugleichen. Eine Machtdemonstration dient so gesehen als Kompensation einer anderweitigen Ohnmacht.

Dennoch müssen wir uns der heiklen Frage stellen, ob wir nur auf Bedrohung durch andere oder auf eigene Ohnmachtszustände hin mit Gewalt reagieren, oder ob wir unabhängig davon aktiv Machtwünsche hegen. Die Frage läuft auf das Problem hinaus, ob es einen eigenständigen Aggressionstrieb gibt oder nicht. Bei Betrachtung beider Seiten einer Beziehung scheint sich die klare Antwort schnell zu ergeben: Gleichgültig, von wem, aber irgendwoher muß ein aktiver Impuls kommen. Nur so kann er in der Beziehung wirksam werden. In der Regel nehmen wir den Aggressionswunsch bei der Gegenseite an. Wir schieben ihn ab. Die wissenschaftliche Diskussion scheint nach einem ähnlichen Modell zu laufen; da man die Aggressivität hier jedoch nicht mehr verschieben kann, läßt man sie ganz unter den Tisch fallen. Die Psychoanalyse konnte sich allerdings bis heute noch nicht dazu bereiterklären, den Aggressionstrieb fallenzulassen. Nebenher be-

merkt würden wir ihn bei der Gegenseite gar nicht voraussetzen können, wenn wir ihn nicht selbst spürten. Allzu durchsichtig scheint mir hier abzulaufen, was wir oben kennenlernten: die Verleugnung des eigenen Machtwunsches, die mit der Projektion auf den Gegner gesichert wird.
Damit hört nun allerdings jede Gemütlichkeit auf. Ich sage es bewußt so salopp, um die latenten Anstrengungen grell ins Bewußtsein zu rücken, die nötig sind, um eine aus sich selbst herauswirkende Aggressionsenergie unter Menschen in Schach zu halten. Wie soll das überhaupt geschehen? Damit stellt sich die Frage nach dem Sinn eines solchen Machttriebes. Wozu macht der Mensch den Menschen zur Beute, gleichgültig, welches gesellschaftliche System wir zugrundelegen? Im Kapitalismus beutet der Mensch den Menschen aus, im Kommunismus ist es umgekehrt, lautet ein leider so wahres, böses Bonmot.
Ein Teil der Regulation ist schon zu erkennen: Wir fressen den anderen nicht, wenn wir uns auf ihn angewiesen fühlen, wenn wir ihn brauchen. Heute brauchen wir ihn wegen der Arbeitsteilung, die damit zum Friedensfaktor Nummer eins wird. Sehen wir einmal von der Liebe und der Identifikation ab, die Freud als mächtige Momente gegen unsere Kriegslust, gegen unser Machtstreben ansieht, und zentrieren uns nach dem Gesagten auf die zwei großen Regulatoren unserer Aggressivität. Beide entstammen interessanterweise genau der aggressiven Energie, die es zu beherrschen gilt: die alles überragende *äußere Zentralgewalt*, die eines fernen Tages keinen Gegner mehr haben wird, falls es nicht vorher zu unserer Auslöschung gekommen ist; und die mit ihr und der wechselseitig wachsenden Abhängigkeit der Menschen untereinander sich bildende *innere Zentralgewalt* in Form des affektkontrollierenden Gewissens, kein altruistisches Gebilde übrigens, sondern eine reine Überlebensnotwendigkeit.
Daraus ist zu schließen, daß wir um Machtkämpfe künftig nicht herumkommen werden, bis sich die schon heute abzeichnende Zentralgewalt gebildet hat. Die Einsicht in die Notwendigkeit einer solchen Institution erlaubte es allerdings, Kriege wenigstens theoretisch zu vermeiden. Für mich gibt es eine entscheidende Hoffnung: Wenn wir das Böse in uns wirklich ernstnehmen, könnten wir uns gegen die gemeinsame Bedrohung durch uns selbst ebenso solidarisieren wie gegen einen Außenfeind. Diese Einsicht wird heute durch die Wahrscheinlichkeit gefördert, daß ein Sieg nicht mehr zu erreichen oder die eigene Niederlage wäre. So sind wir geradezu gezwungen, uns gegen uns selbst zu verbünden. Einen anderen Weg gibt es nicht mehr. Dafür gilt Dürrenmatts kategorischer Imperativ: »Was alle angeht, kann nur durch alle gelöst werden.« Introspektive Erkenntnisfähigkeit ist also ein weiterer wichtiger Friedensfaktor.
Allerdings: Entgegen der üblichen Meinung ist unser Gehirn nicht zum Erkennen da, sondern zum Überleben in der einstigen natürlichen Umwelt.

Allgemeingültige generelle Erkenntnisse sind sozusagen nur seine Nebenwirkungen. Unser Verstand dürfte also viel mehr darauf angelegt sein, die Aggressivität im Lebensfeld zu nutzen und Macht auszuüben, als auf sie zu verzichten.

Eine zweite Konsequenz dieser Regulation ist die radikale Unterdrückung der aggressiven Neigung, die ursprünglich pure Lust bedeutete, durch uns selbst. So entsteht das Paradox, daß wir desto freier werden, je mehr wir uns unterdrücken. Wir können nur in Frieden und in dieser eigenartigen Freiheit leben, wenn wir wie die anderen auf den aggressiven Akt verzichten, und das müssen wir – ob wir wollen oder nicht – als klare Freiheitsberaubung erleben. Wir sollten unsere innere und äußere Situation nicht friedlicher sehen, als sie ist. Ungeheure Mengen von Aggressivität müssen verarbeitet werden: die Vernichtung unserer Umwelt; die nichtkriegerische unblutige und blutige Destruktivität der Menschen gegeneinander, die von der Delinquenz bis zur seelischen Grausamkeit in tausend Masken auftritt; die Selbstunterdrückung, deren Ergebnis zahllose seelische Krankheiten sind; der ungebrochene Konkurrenzkampf der Wirtschaft mit der Folge des nur im alternativen Dasein abzuschüttelnden Leistungsprinzips; die soziale Ungerechtigkeit und die an Häufigkeit in der Welt zunehmenden Kriege mit maßlosen Rüstungsanstrengungen – das sind einige Hauptsymptome dieser Zwangslage, der Tribut unserer sogenannten Freiheit. Selbstausbeutung tritt an die Stelle der Ausbeutung, die Krankheit wird zum Kriegsäquivalent. Die aggressiven Spannungen, die notwendigerweise in der Selbstbeziehung ansteigen müssen, stellen ein inneres Kriegsfeld dar, das durch die Hoffnung auf sublimierte Verwendung kaum zu entschärfen ist. Eine neue Form von Bürgerkrieg wäre schon jetzt, noch mehr aber in Zukunft zu entschlüsseln: ein von Bürgern gegen sich selbst gerichteter Krieg unter Führung des Selbstzwangapparates. Seine Beschreibung könnte mit dem eigenartigen empirischen Befund beginnen, daß Menschen mit höherer Bildung und damit wohl triebunterdrückenderer Sozialisation ein negativeres Selbstbild haben. Die vermiedene Aggressivität schlägt gegen uns selbst und fördert nicht zuletzt pessimistische Lebensauffassungen – wie vielleicht auch diese. So gerät die menschliche Machtgestalt in den Blick: selbst Macht ausübend nach allen Seiten und wiederum ständig von Mächten geformt.

Psychoanalytisch gesehen ist der seelische Zustand des Menschen ein Fließgleichgewicht von wenigstens vier Mächten: der Macht der Triebe (Aggressivität und Sexualität), der Macht des Überichs, der Macht der gesellschaftlichen Realität und schließlich – was mir wesentlich scheint – dem Ich als eigentlicher Machtstätte. Denn nur das Ich kann nach außen Macht ausüben. Es wird als die Gesamtheit der Ichfunktion, also durch seine Fähigkeiten beschrieben. Das stimmt gut mit der etymologischen Bedeutung des Wortes »Macht« überein. Das germanische Ursprungswort »maghti« be-

deutet schlicht »das Vermögen, das Können«. Von Unterdrückung, die unsere moderne Definition beherrscht, ist dort nicht die Rede.
Was haben wir damit gewonnen? Zunächst muß man sich eine einfache Tatsache klarmachen: Wenn ich Macht erlebe, erlebe ich stets gleichzeitig die Ohnmacht des Partners und umgekehrt. Macht gibt es nicht isoliert. Es ist stets eine Machtbeziehung, die ebensogut als Ohnmachtsbeziehung aus der Perspektive des Unterlegenen bezeichnet werden kann. Macht und Ohnmacht sind im Erleben nur zwei Seiten einer ganzheitlichen Erscheinung, eben der Beziehung. Machtgefühl wäre ohne ein gleichzeitig im Hintergrund miterlebtes Ohnmachtsgefühl gar nicht fühlbar. Und umgekehrt. So muß das Ich ebenso auch das Gegenteil sein: die Stätte der Ohnmacht, des Bedrohtseins. Genau das besagt die berühmte Formulierung Freuds, »daß das Ich die eigentliche Angststätte ist« (1926). Angst ist eine Reaktion auf Gefahr. Die Gefahr ist hier die Bedrohung durch eine dem Ich fremde Macht. Genau gesehen entpuppt sich jede Gefahr als Symptom einer Macht: Die Macht der Realität, die Macht der Triebe und die Macht des Überichs rufen die drei klassischen menschlichen Angstformen hervor: Realangst, Triebangst und Gewissensangst. Dem Ich fällt die leidige Aufgabe zu, nach Maßgabe seiner Macht zwischen diesen Mächten zu vermitteln, um dadurch den Grad seiner Unfreiheit zu mildern. Dem kindlichen Ich gelingt das noch nicht so gut, aber es hat bereits einige Handlungsmöglichkeiten. Alle Abwehrmechanismen gehören dazu. Abwehr in dieser Form ist Angstschutz, das heißt Gegenmacht, wenn auch noch unbeholfen.
Jede Machtbeziehung muß also auch vor dem Hintergrund der Selbstbeziehung bzw. der Auseinandersetzung mit sich selbst gesehen werden. Der autoritäre Mensch, der auf Macht über andere so viel Wert legt, handelt also aus dem Gefühl innerer Bedrohung, aus Angst. Sein Machtwille bliebe sonst unverständlich. In ähnlicher Weise versucht unsere eigene narzißtisch gestörte Seite, die mit dem dumpfen Erleben frühester und tiefster Ohnmacht verbunden ist, sich durch zahlreiche Machtformen zu kompensieren.
Der Gewinn aus der Erkenntnis des Ichs als Machtstätte ist nicht unerheblich: Wenn wir Macht betrachten, müssen wir nicht nur gleichzeitig die Ohnmacht hinzunehmen. Wir haben es stets auch mit großen Erscheinungen im Menschenleben zu tun: Angst, Gefahr und Freiheit. Anders gesagt: Macht unterdrückt nicht nur, sie kann auch Unterdrückung beheben. Sie sucht die Freiheit. Aufstand, Revolte, Rebellion, Revolution und Streik gehören dazu. Daß diese so häufig in neuer Unterdrückung enden, liegt daran, daß sie die Freiheit für sich und nicht für die anderen meinen. Auf Kannibalistisch gesagt: Die Revolution frißt (sogar) ihre Kinder.
Es ergibt sich aber noch ein ganz andersartiger Gewinn. Das Ich folgt bekanntlich dem Realitätsprinzip. Es scheint damit in einem gewissen Gegen-

satz zum Es zu stehen, das als Bereich der Triebe dem Lustprinzip folgt. In Wirklichkeit aber sorgt das Ich mit seinem Realitätssinn schließlich doch für die Realisierung des Triebes. Es erschließt im Geheimdienst des Lustprinzips nur die notwendigen Umwege, um die realen Hemmnisse zu umgehen. Freud sah keine Veranlassung, einem Machttrieb den Vorrang vor der Sexualität einzuräumen. (Dagegen baut die Individualpsychologie Adlers durchgehend auf dem Machtstreben auf. Vielleicht, weil er mit Ohnmächtigeren arbeitete. Seine Klientel stammte im Kontrast zu der von Freud weitgehend aus der Unterschicht.) Steht also die Macht, zu der das Ich sich in der Lage fühlt, letztlich im Dienst der Lust oder, umfassender gesagt, im Dienst der Lebenstriebe? Diese Auffassung ist nicht so ohne weiteres abzutun, obwohl doch das Ziel der Macht, die Auslöschung des anderen, in rätselhaftem Kontrast dazu steht.

Eine Erzählung von Leo Tolstoi, »Wieviel Erde braucht der Mensch?«, scheint mir einige Aspekte des menschlichen Machtstrebens sehr gut widerzuspiegeln. »Hätten wir genug Land«, sagt da der Bauer Pachom zu Frau und Schwägerin, »ich würde mich vor niemand fürchten, nicht einmal vor dem Teufel.« Die Furcht steht am Anfang. Die Angstbewältigung scheint eine fundamentale Aufgabe des Machtgewinns zu sein, der hier als Landnahme dargestellt wird. Der Teufel, der hinter dem Ofen alles mithörte, dachte: »Gut, ich werde dir viel Erde geben – und eben mit dieser Erde werde ich dich unterkriegen.« Tatsächlich gelingt es dem armen Pachom, angestachelt vom Neid auf die Nachbarn, zunächst ein Stückchen Land zu erwerben. Dann aber gerät er seinerseits als Beneideter in ständige Streitereien mit anderen. »So wurde es Pachom zwar immer geräumiger auf seiner eigenen Erde, in der Gemeinde aber wurde es ihm immer enger.« Er hörte von einem Siedlungsgebiet an der Wolga. Dorthin zog er schließlich und hatte nun dreimal soviel wie früher. »Anfangs, als Pachom baute und sich einrichtete, schien ihm alles gut. Dann aber lebte er sich ein, und es kam ihm auch auf dieser Erde eng vor.« Es ist vielleicht nicht unerheblich zu wissen, daß das Signalwort für weitere Machtnahme Pachoms, nämlich »Enge«, dem Wort »Angst« zugrunde liegt. Er gelangte schließlich zu den für dumm gehaltenen, fernen Baschkiren, wo er den berühmten Vertrag machte: »Soviel Land du an einem Tag umgehen kannst, soviel ist dein, und der Preis dafür ist tausend Rubel.« Der Tag steht symbolisch für das ganze menschliche Leben. Die Szene kennt wohl jeder:

»Pachoms Augen entbrannten vor Gier.« Er ging den ganzen Tag und gab kleinen Verlockungen immer wieder nach. Schließlich wird es sehr spät. Ein Riesenstück hat er bereits umgrenzt. Er muß schließlich rennen und rennen. Er denkt, er schafft es nicht, denn die Sonne war schon untergegangen. Aber die Baschkiren trieben ihn noch an. Oben auf ihrem Hügel sah man die Sonne noch. Er schaffte es. »›Ei, du Prachtskerl‹, schrie der Älteste, ›viel

Erde hast du in Besitz genommen.‹ Aber Blut stürzte Pachom aus dem Munde, und er lag tot da.«

Ich halte es nicht für zufällig, daß dem sterbenden Pachom Blut aus dem Mund stürzt. Denn er hat soeben ein Riesenland »geschluckt«. Das Blut weist auf die kannibalistische Riesenleistung hin. Er stirbt dort, wo er getötet hat. Was er gefressen hat, das Land, hat ihn nun selbst gefressen. Der Tag und das Land stehen aber auch für sein Leben. Nur die Oberfläche der Erzählung stellt den Tod als verschuldet dar. Auf einer tieferen Ebene ist er das notwendige Ende, das rückwirkend der ganzen Geschichte einen Sinn verleiht. Der ganze Aufwand, die Landnahme, das Machtstreben, ist nämlich ein Versuch, dem Tod zu entgehen, bis er uns schließlich doch erreicht. Die Macht scheint eine Antwort auf den Tod zu sein. Aus dem eigenen Tod gespeist, zielt sie eben deswegen auf den Tod der anderen. Anders ist es nicht vorstellbar. Gleichzeitig aber ist Macht eine Bewegung zum eigenen Tod hin, aus dem sie ja stammt. Der ordentlichen Vernunft fällt es schwer, das zu begreifen.

Es läßt sich noch ein anderer Vorstellungsweg erschließen. Das große schöne Land, diese herrliche Weite des Lebens, wird direkt in Beziehung gesetzt zum winzigen Stück Erde, das für ein Grab reicht. Soviel Erde braucht der Mensch – aber nur als Toter. Grabesgröße ist ja genau das, dem Pachom entgehen möchte: seiner eigenen Sterblichkeit. In tieferem Verständnis ist das Grab in der Erde aber der Mutterschoß, aus dem wir stammen und zu dem wir wieder zurückkehren, um von neuem daraus geboren zu werden. Tod ist uns bestenfalls als Wiedergeburt vorstellbar. Wir erinnern uns der ersten Machtbeziehung, der Beziehung zur Mutter. Der Schoß wird eines Tages zu eng, wir werden geboren. Das biologische Vorbild – früher, als die Frauen noch ununterbrochen schwanger waren, ständiges menschliches Erleben – prägt alle weiteren größeren Schritte im Leben. Schon die allererste Selbsterweiterung, der lebensgeschichtlich früheste Akt, findet in kannibalistischer Form an der Mutter statt: Wir essen sie, aus ihr, aus ihrem Inneren, aus den Eingeweiden. Dadurch vergrößern wir uns. Wir erkennen wieder die Wechselseitigkeit von Macht-Ohnmacht-Beziehungen: Hat die Mutter das Kind oder hat das Kind die Mutter in der Hand? Die Antwort ist klar: Beide haben sich wechselseitig in Besitz. So sind Macht-Ohnmacht-Beziehungen häufig umkehrbar. Hegel hat das am Beispiel von Herr und Knecht dargestellt. In der Lust tritt es beim Sadomasochismus auf. Vielfach ist es auch sonst zu beobachten. Was macht ein König ohne Untertan, ein Arzt ohne Patienten oder, mit Nietzsches Zarathustra zu sprechen, Gott ohne die Gläubigen?

Macht und Ohnmacht entsprechen nun in einer besonderen Erlebensweise Leben und Tod. Auch sie sind unlösbar eins miteinander. So bedeutet Fressen gleichzeitig Gefressenwerden, je nachdem, von wo aus wir es betrach-

ten. Doch merkwürdig genug: Es widerstrebt uns, Fressen und Gefressenwerden als Gehalt des Lebens zu akzeptieren. Die Achse Macht-Ohnmacht kann nicht alles sein. Und doch ließe sich alles so deuten. Mir fällt dazu der Stoßseufzer aus einem Kinderbuch ein: »Es muß im Leben doch mehr als alles geben!« Dann aber muß es auch mehr sein als Leben und Sterben, etwas, was beides übergreift. Wir fassen das gewöhnlich profan als Sinn des Lebens bzw. Sterbens auf. Hier muß auch die letzte Bedeutung der Macht-Ohnmacht-Ganzheit verborgen sein. Bei Pachom sind es die Schritte, der Mutter zu entgehen, um wieder zu ihr zurückzukehren. Vor und zurück sind hier dieselbe Richtung. Er geht nicht weg von ihr, weil er ja zu ihr geht, und er geht nicht hin zu ihr, weil er ja weggeht.
Nehmen wir ein sublimeres Beispiel: Warum machen wir einen Entwicklungsschritt? Warum lernen wir etwas, was ja dem ursprünglichen Essen und Verdauen voll entspricht? Warum machen wir eine Prüfung, sterben in einem Raum ab, um in einem anderen wieder aufzutauchen? Wir sammeln Erfahrungen. Nur, um zu überleben? Das kann nicht alles sein. Ich möchte zum Beispiel mit keinem meiner früheren Lebensjahre tauschen und habe ähnliches von meinen Freunden gehört. Warum wollen wir das eigentlich nicht? Ich glaube: weil wir heute anders sind, nicht unbedingt mehr, nicht quantitativ mehr, aber wir haben das tiefe Gefühl, mehr zu leben. Weil wir mehr gestorben sind? – Wenn Macht sich entschlüsseln soll, müssen wir in dieser Richtung weitersuchen.
Ich möchte jetzt nur noch ein Ergebnis hervorheben: Die schrittweise Bildung der seelischen Struktur in der individuellen Entwicklungsgeschichte des Menschen, erkennbar an der Wendung von Passivität in Aktivität, die Verinnerlichung also ist eine Art geistig-seelischer kannibalistischer Akt, eine Inkorporation, wie alles Lernen und Erfahrung-machen letztlich auch: Wir erkennen mehr, sehen mehr Zusammenhänge, werden uns unser selbst und der Welt bewußter, indem wir uns der Dinge, des Wissens, des Lebens bemächtigen, so wie einer Sprache. Neben den brutalen Seiten der Macht dürfen wir diese existentiellen, stilleren Formen der Macht nicht außer acht lassen.

10. Was ist Macht?

Fast alle Studien zur Macht zitieren die berühmte Formulierung von Max Weber: »Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel, worauf diese Chance beruht« (*Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 38). Ich bringe diese Definition erst jetzt, weil durch die vorangegangenen Ausführungen deutlich wird, wie erfreulich klar sie ist und wie wenig sie gleichzeitig ent-

hält. Das Unterdrückungskonzept scheint mir nicht auszureichen. Es hilft auch wenig, wenn wir Macht, Gewalt und Herrschaft säuberlich unterscheiden, was ich mir hier ersparen möchte. Denn die Macht des alltäglichen Sprachgebrauchs folgt ganz anderen Wahrnehmungsweisen als die schön geputzten Begriffe aus der kleinen Welt der wissenschaftlichen Eliten.
Dennoch möchte ich einige sozialpsychologische Befunde zur Machtbeziehung aufzählen, wie sie der differenzierten Zusammenfassung von Hans-Dieter Schneider zu entnehmen sind. Zunächst wird betont, daß Macht kein Ding, kein Besitz, keine Eigenschaft sei, sondern Ausdruck einer besonderen zweiseitigen Beziehung, die von beiden Partnern abhängt. Es gibt theoretisch keinen machtlosen Zustand. Stets sind zwei Mächte in Interaktion. Dabei spielt nicht die tatsächliche, sondern die vom Gegner jeweils erlebte Macht oder die zugeschriebene Macht die entscheidende Rolle. »Unter sozialer Macht verstehen wir die aufgrund ihrer Verfügungsgewalt über Ressourcen von Partnern zugeschriebene Fähigkeit von Personen oder Gruppen, auf kognitive oder Verhaltensaspekte dieser Partner einzuwirken« – so lautet das Ergebnis (1978, S. 35). Das ist nicht abzustreiten. Dennoch gewinne ich den Eindruck, daß dem riesigen Machtgeflecht aus Blut und Geschichte nur ein dünner Begriffsfaden entzogen wurde. In der weiteren Gliederung werden unterschieden: die mögliche und tatsächlich wirksame Macht, die freiwillige und erzwungene Unterordnung, fünf Grundlagen der Macht (Belohnung, Strafe bzw. Zwang; Legitimation; Attraktivität bzw. Identifikation; Sachkenntnis; Information und Kontrolle der Situation). Es wird vermerkt, daß die spezifischen Machtbereiche zu selten beachtet werden und die Stärke bzw. Ausdehnung der Macht unterschiedlich ist.
Diese subtilen Differenzierungen müssen an der Praxis scheitern, weil es im Leben keine einfachen, sondern nur hochkomplexe Machtbeziehungen gibt, in denen alle Grundlagen, alle Wirkungsbereiche und zahllose Personen in Wechselwirkung treten. Wenn ich mich hier an die unbewußten Inszenierungen erinnere, die ich eingangs erwähnte, also an die unbewußten Auseinandersetzungen der jeweiligen Autoren mit der Thematik der Macht, dann staune ich noch einmal über auslöschende Kraft und Geschick der Macht, sich zu verflüchtigen. Natürlich ist es nicht die Macht, die sich diese Tarnkappe aufsetzt, wir sind es selber. Ein Problem der soziologischen und sozialpsychologischen Forschungen scheint mir darin zu liegen, daß das »Subjekt« trotz der Betonung der subjektiven Einschätzung viel zu wenig beachtet wird. Die Lebensgeschichte der beteiligten Personen; der ungeheure Einfluß unbewußter Bedeutungen, die der Macht- und Ohnmachtposition zugeschrieben werden; der Stellenwert der Machtbeziehungen im Lebenslauf und ihre Verwandlungen (wie oben bei Eltern und Kindern beschrieben); das Umschlagen von dominanter und gefügiger Rolle bei Ehepartnern etwa – all das kann nicht ins Blickfeld geraten. Allem haftet ein

etwas fader Laborgeschmack an. Von einem Machtstreben, von einem Willen zur Macht, von einem Trieb, von der Frage nach ursprünglichen, tief in den »Subjekten« vergrabenen Vorstellungen wie Kannibalismus, kurz, von Ziel und Ursprung der Macht haben sich solche Untersuchungen weit entfernt. Eigenartig blutleer bleibt der Mensch trotz seiner blutigen Machtbeziehungsgeschichte und einer Gegenwart, die mit mehr Kriegen aufwartet als je zuvor. Da finde ich – sosehr ich auch die genaue wissenschaftliche Überprüfung schätze – Sichtweisen wie die von Nietzsche, Freud, Elias und Canetti der teuflischen Lage angemessener.
Die Zerstörung Beiruts, der Kampf um die Falkland-Inseln, der iranisch-irakische Krieg, Afghanistan – das ist unser gewohnter Alltag, davon sollten wir ausgehen, wie auch von der sozialen Ungerechtigkeit, von dem Machtgefälle zwischen Mann und Frau oder zwischen unteren und höheren Schichten, von der Ablehnung des Alters, von den Spannungen zwischen den Industrienationen und der Dritten/Vierten Welt.
Nach Norbert Elias werden unsere Machtkämpfe bis zur globalen Verflechtung der Menschen und zur Errichtung einer Zentralgewalt weitergehen – wenn es gutgeht, in der unblutigen Form wirtschaftlicher Auseinandersetzungen. Gerhard Lenski nimmt eine weitere Entwicklung zum sozialen Ausgleich, d. h. zum Machtausgleich an – etwa in Richtung dessen, was er schwedische Demokratie nennt. Sigmund Freud hat in seinen beiden Arbeiten »Zeitgemäßes zu Krieg und Tod« (1915) und »Warum Krieg?« (ein Brief an Albert Einstein, 1933) eine pessimistischere, konfliktbetontere Auffassung. Sie läuft letztlich darauf hinaus, daß es eine sehr prekäre kulturelle Aufgabe ist, bei dem jetzigen Ausmaß kultureller Triebunterdrückung tatsächlich ein stabiles Gleichgewicht der Kräfte und eine Beherrschung der Aggressivität zu erreichen. Kriegstheoretiker wiesen nach, daß mit höherer kultureller Entwicklungsstufe die Anzahl der Kriege zunimmt. In seinem Brief an Albert Einstein spricht Freud im wesentlichen von der Bedeutung einer Zentralregierung der Besten und der »Diktatur der Vernunft«, die er allerdings auch als »utopische Hoffnung« bezeichnet. Im Kontrast zu den eben erwähnten empirischen Kriegsbefunden steht dann seine Meinung: »Alles, was die Kulturentwicklung fördert, arbeitet auch gegen den Krieg.« Andererseits aber zitiert er, unter Anlehnung an Balzac, eine berühmte Parabel Rousseaus, der den Leser fragt, »was er wohl tun würde, wenn er – ohne Paris zu verlassen und natürlich ohne entdeckt zu werden – einen alten Mandarin in Peking durch einen bloßen Willensakt töten könnte, dessen Ableben ihm einen großen Vorteil einbringen müßte. Er läßt erraten, daß er das Leben dieses Würdenträgers für nicht gesichert hält. ›Tuer son mandarin‹ ist dann sprichwörtlich geworden für diese geheime Bereitschaft auch der heutigen Menschen.«

Welchen Vorteil aber stellen wir uns vor, wenn wir unseren Mandarin töten? Wozu wollen wir am Ende diesen Vorteil? Wozu diese Macht? Ich vermute, wir rechtfertigen zunächst den Machtgewinn als Notwendigkeit, aus einem Joch zu kommen, eine Bürde abzuschütteln. Wir begründen sie als Antwort auf Ohnmacht. Wer allerdings die Mächtigsten sieht, die noch mächtiger werden wollen, wer erkennt, daß die Supermächte jenseits aller Vorstellungskraft einen Overkill über den anderen häufen, wer multinationale Konzerne sich immer weiter ausbreiten sieht bei einer Potenz, die schon Hunderte von Nationen übertrifft (Exxon stünde bereits an 17. Stelle in der Rangreihe der Nationen), und wer den Mut besitzt, sein eigenes Leben daraufhin zu überprüfen, wo überall er weiter wollte, als seine eigene Ohnmacht oder Notlage es erforderten, der beginnt daran zu zweifeln, daß unsere Machtwünsche stets im (inneren oder äußeren) Elend geboren werden. Der Verdacht wird stärker, daß es auch einen eigenständigen Wunsch nach Vermehrung, Erweiterung, Vergrößerung gibt, eine Expansionslust, die in der Regel an der Realität scheitert, diesen verpönten und allein deswegen wahrscheinlich immer wieder verzerrten Willen zur Macht.

Ein sorgenfreies Leben, dieses gediegene Ideal unserer Zeit, die Gesundheitsdefinition der WHO, ja selbst ein erweiterter Horizont können nicht das Ziel sein. Karl Kraus fragte richtig: »Was fangen denn die Leute mit dem erweiterten Horizont an?« Wir könnten uns herausschleichen mit der Feststellung, alle evolutionäre Erkenntnis zeige den Unsinn der menschlichen Finalität. Zufall und Gesetz spielten ihr ewiges Spiel auch im Zuge der Menschenentwicklung (Eigen und Winkler, 1976). Es sei eine typisch menschliche Schwäche, allem einen Sinn zu verleihen. Ich möchte dieser Schwäche aber nachgeben. Denn genau sie enthält einen weiterführenden Hinweis: Indem wir der Welt einen Sinn verleihen, gestalten wir sie. Wir bemächtigen uns ihrer. Der Wille zur Macht ist bei Nietzsche ähnlich definiert: als eine uns innewohnende Neigung, das Leben zu gestalten gleich einem Künstler, der ein Werk schafft. Es geht um eine Art »Entwicklungstrieb«, um einen Wunsch, etwas zu bewirken, das allgemeine Ziel aller Macht.

Nichts scheint mir kurzsichtiger als die verbreitete Auffassung, der Größenwahn des Menschen strebe nach Unsterblichkeit. Nehmen wir eine Science-fiction-Situation an – ich kann nicht beurteilen, ob ihre Zeit vielleicht tatsächlich schon gekommen ist –, in der es den Menschen durch Gen-Chirurgie gegeben ist, seine Lebensspanne selbst zu bestimmen. Ich ahne jetzt schon, daß ich nicht die Unendlichkeit wählen würde. Wer will denn einen endlosen Status quo? Diese Langeweile kann nicht das höchste Ziel sein. Ich möchte also mehr als unsterblich sein. Was das ist, kann ich nur in einer

vagen paradoxen Formulierung sagen: Ich möchte mich selbst überleben. Das heißt: Ich möchte mich lebendig entfalten, qualitativ mehr werden, und das enthält auch Leiden, Unlust und das Absterben des alten Ichs. Die Vorstellung des Todes ist daraus nicht wegzudiskutieren. Bewußt oder unbewußt erfüllt sich jeder, der Kinder hat, jeder, der mit Werken etwas bewirkt, diesen Wunsch. Vielleicht sogar jeder, der spricht und seine Erfahrungen anderen mitteilt. Die Entwicklung der Sprache in der menschlichen Evolution war deshalb so brisant – der CroMagnon sprach zehnmal schneller und viel klarer als der Neandertaler –, weil die individuelle Erfahrung mit dem Tod des Individuums nicht verlorenging. In seinen Worten – auch ohne Schrift – überlebte es sich selbst. Wer die zentrale Bedeutung der Figur des Überlebenden als Inbegriff des Machthabers bei Elias Canetti kennt (S. 249–312), wird die enorme Steigerung begreifen, die darin liegt, sich auch noch selbst zu überleben, ein Vorgang, der allerdings logisch nicht mehr zu erfassen ist.

Was ich hier sehr persönlich skizzierte, ist nichts anderes als die Beschreibung des Prozesses der Evolution. Nach den jüngsten Auffassungen ist die Evolution ein Erkenntnisprozeß, eine erst biologische, dann kulturelle Erfahrungsverdichtung. Die Gene sind nichts anderes als eine Sammlung von Erfahrungen mittels der Methode der Mutation und Selektion. Daran ändern auch nichts die Entdeckungen der Soziobiologie über den Eigennutz der Gene (vgl. etwa Wickler und Seibt, 1975): Ein Gen strebt nur danach, sich selbst zu vervielfältigen. Mehret euch! Das ist banal. Das Entscheidende ist nur, daß es *sich* vermehren will, nicht *andere* Gene. Diese Neigung setzt sich bis in komplexe soziale Gruppenstrukturen durch. Damit stellt sich ein Bezug zum bisher beschriebenen Machtstreben her. Denn eine verdrängte Tatsache der Verhaltensforschung wurde damit ans Licht gezogen und gut gedeutet: Die Gene, deren Handlanger sozusagen das Lebewesen (auch der Mensch) ist, sorgen nämlich im Zuge der Neigung, sich selbst zu vervielfältigen, auch dafür, daß andere Gene nicht zum Zuge kommen. Sie bekämpfen deren Träger. So tötet ein Löwe, der einen Rivalen aus dem Felde schlägt, dessen Nachkommen, um mit dem neugewonnenen Weibchen, der Mutter dieser Nachkommen, seine eigenen Sprößlinge hervorzubringen und aufzuziehen. Menschen sind natürlich keine Löwen. Allerdings handelt es sich hier um ein Fundamentalgesetz, bei dem eine Ausnahme schon gut begründet werden müßte. Angesichts der Tatsache, daß wir uns stets allzu schnell eine Sonderrolle in der Evolution zubilligen, gibt der Zusammenhang zu denken.

Es spricht vieles dafür, daß Macht als Lebensgestaltungsprinzip Entwicklungsfreiheit für sich anstrebt, aber nicht für andere. Der Umschlag der Befreiungsrevolutionen in neue Unterdrückung ist bekannt. Wenn im eigenen Entwicklungsraum andere stören, werden sie offensichtlich unter-

drückt. Ich erwähnte schon, daß die Territorialität des Gewissens nur die eigene Gruppe schützt, also das, was ich als zu mir gehörig empfinde. Fremden gegenüber wird es schnell unwirksam.

In diesem Lebensgestaltungsprinzip dürfte der eigene Untergang enthalten sein. Das Lebensalter der Individuen einer Art, also auch der Menschen, ist ein Merkmal, das für die Entwicklung der Art einen Gewinn bedeutet. Es erlaubt eine Steigerung, ein Voranschreiten der Entwicklung. »Vergänglichkeit« – bemerkt Nietzsche im Nachlaß der 80er Jahre – »könnte ausgelegt werden als Genuß der zeugenden und zerstörenden Kraft, als beständige Schöpfung« (1964, 3. Bd., S. 497). Goethe bezeichnete (vor den Veröffentlichungen von Charles Darwin) den Tod als einen Trick der Natur, das Leben zu fördern. Daß wir diesen Zusammenhang so schwer annehmen, daß die Vergänglichkeit so oft entwertend statt steigernd erlebt wird, führt Freud auf die »seelische Auflehnung gegen die Trauer« zurück (1915, Bd. 10, S. 359). Die Ewigkeitsforderung wird demnach als Wunschdenken diktiert, um dem Schmerz der Trauer zu entgehen, nicht aber, um allmächtig zu werden. Vielleicht ist es unsere Unfähigkeit zu trauern, die uns beim Enträtseln des letzten Machtgeheimnisses so behindert.

Literatur

Bronowski, J. (1973): *The Ascent of man.* London: BBC

Canetti, E. (1960): *Masse und Macht.* Frankfurt: Fischer-Taschenbuch

Eigen, M.; Winkler, R. (1976): *Das Spiel. Naturgesetze steuern den Zufall.* München: Piper

Elias, N. (1936, 1958): *Der Prozeß der Zivilisation.* Bd. 1 und 2, Frankfurt: Suhrkamp

Erdheim, M. (1982): *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit.* Frankfurt: Suhrkamp

Freud, S. (1915a): »Zeitgemäßes über Krieg und Tod« (G.W. Bd. X)

Freud, S. (1915b): »Vergänglichkeit« (G.W. Bd. X)

Freud, S. (1926): »Hemmung, Symptom und Angst« (G.W. Bd. XIV)

Freud, S. (1927): »Die Zukunft einer Illusion« (G. W. Bd. XIV)

Freud, S. (1933): »Warum Krieg?« (G.W. Bd. XVI)

Lenski G. (1973): *Macht und Privileg.* Frankfurt: Suhrkamp

Moeller-Gambaroff, M. (1980): »Im Strudel der Regression«. *Kursbuch 61*

Nietzsche, F. (1880; 1956): *Aus dem Nachlaß der achtziger Jahre.* Werke, herausgegeben v. K. Schlechta, Bd. III. München: Hanser

Schneider, H.-D. (1978): *Sozialpsychologie der Machtbeziehungen.* Stuttgart: Enke

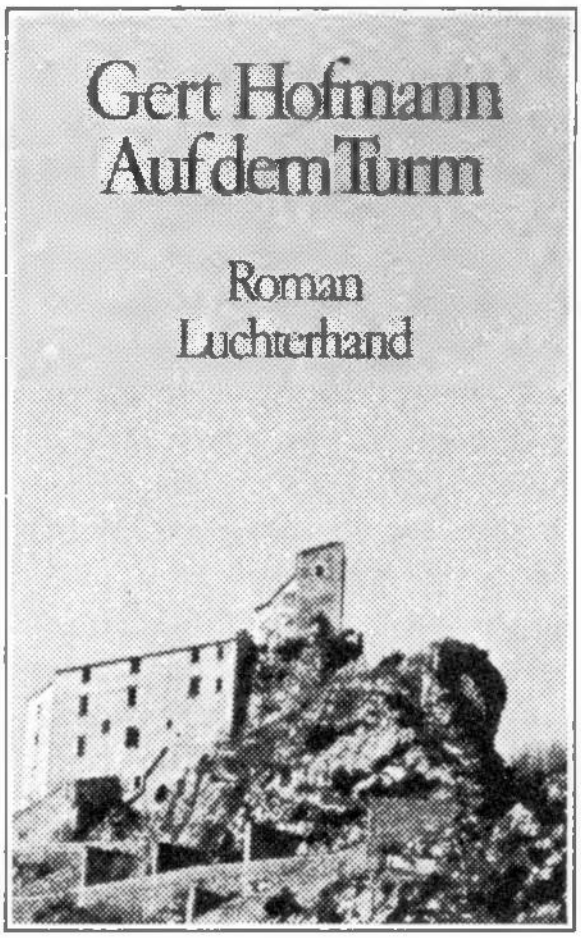
Spiel, Ch. (1974): *Menschen essen Menschen.* Frankfurt: Fischer

Tolstoi, L. (1886; 1950): *Meistererzählungen.* Zürich: Manesse

Weber, M. (1922): *Wirtschaft und Gesellschaft.* Tübingen: Mohr

Wickler, W.; Seibt, U. (1977): *Das Prinzip Eigennutz. Ursachen und Konsequenzen sozialen Verhaltens.* Hamburg: Hoffmann & Campe

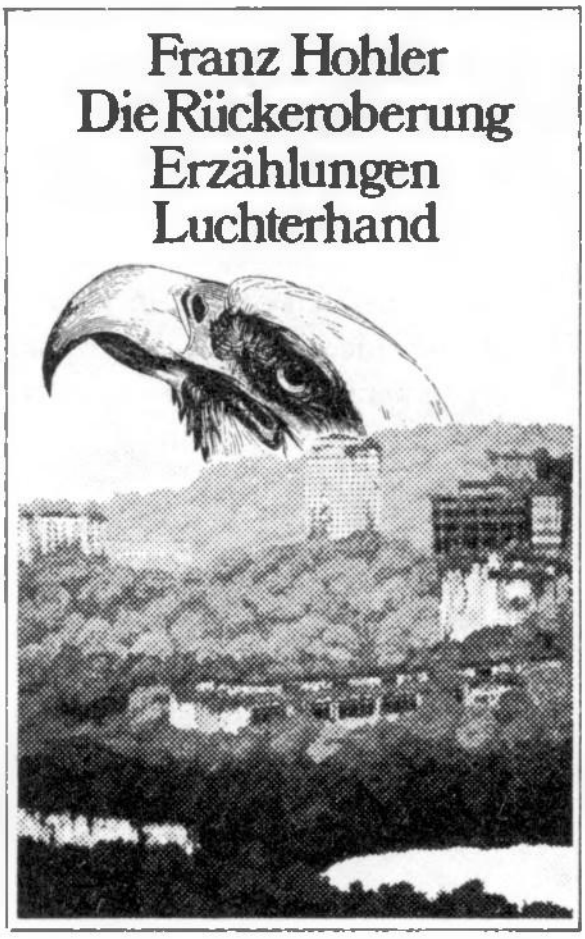
Wuketits, F. M. (1982): *Grundriß der Evolutionstheorie.* Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesellschaft



Leinen. DM 28,–

Gert Hofmann erzählt in seinem neuen Roman, mitreißend, mit anhaltender Spannung eine rätselhafte und phantastische Geschichte.

„Das ist das Großartige an diesem Roman, der an keinem Punkt an Spannung und Intensität verliert, daß er zeigt, wie eben diese Überlebensstrategie, die auf die Gefährdung durch das Leiden mit Beziehungslosigkeit, Vereinsamung, Gefühlskälte und listigem Kalkül reagiert, gerade das verhindert, was sie zu ermöglichen verspricht – daß man lebt."
Klaus Hoffer, Die Zeit



Leinen. DM 18,–

Franz Hohler berichtet in seinen neuen Erzählungen von einem Alltag, dessen glatte und gewöhnliche Oberfläche Risse bekommen hat. Mit einer für ihn neuen Ausführlichkeit, auf Stimmungen, Hintergründe, weit verzweigte und verästelte Beziehungen eingehend, schildert er unheimliche und irritierende Begebenheiten, die so überzeugend klingen, als könnten sie täglich eintreten.

Luchterhand

Karl Markus Michel
Die Macht der letzten Dinge

»... Trotzdem ist für Sie von Tod, Untergang und Zerstörung eine große Faszination ausgegangen. Ihnen wird immer wieder die Stelle aus den *Strahlungen* vorgeworfen, wo Sie mit einem Glas Burgunder in der Hand das Schauspiel der Bombardierung von Paris anschauen, dabei noch Erdbeeren im Burgunder schwimmen haben, und später den Satz zu Papier bringen: ›Die Stadt mit ihren roten Türmen und Kuppeln lag in gewaltiger Schönheit gleich einem Kelche, der zu tödlicher Befruchtung überflogen wird.‹

JÜNGER: Ja, dann lassen Sie mich etwas über die Erdbeeren sagen: Erdbeeren sind natürlich etwas sehr Angenehmes. Wir bauen sie hier in großen Mengen an. Außerdem ist es aber eine Frucht, die bei Hieronymus Bosch eine besondere Rolle spielt als Frucht der Erde und auch der Transzendenz ... Dann ist das noch ein gewisses Bruderschaftstrinken mit dem Tode ... Das ist der Mann, der sich überhaupt nicht kümmert um die, die da oben Angst machen wollen, und um die, die da unten Angst haben, sondern der da gemütlich am Fenster steht und sieht: die Erdbeere kristallisiert ...«

(*Spiegel*, 16. 8. 1982, S. 162)

ERDBEEREN Auch die letzten Dinge sind nicht mehr das, was sie einmal waren. Wer zittert schon noch, wenn es ans Sterben geht, bei dem Gedanken, nun gleich vor seinen Richter zu treten. Darum braucht man auch als Überlebender nicht mehr davor zu zittern, daß der Erblasser sein Hab und Gut, anstatt seinen lieben Nächsten, einer frommen Stiftung vermacht, aus gottgefällig selbstsüchtigen Gründen. Überhaupt gibt es ja wenig mehr zu vererben und folglich auch kaum noch fromme Vermächtnisse; dafür haben wir das soziale Netz, das weniger im Hinblick auf den Jüngsten als auf den Wahltag geknüpft zu werden pflegt. Aber früher waren die letzten Dinge mit dem letzten Willen so eng verbunden, daß sich die Worte »Testament« und »Offenbarung« für beides schickten. Es waren durchaus *bürgerliche* Angelegenheiten. Bei den Bauern und beim Adel ließen die Erbfolgeregelungen für fromme Willkür wenig Spielraum, bei Proletariern und Domestiken gab es schlechterdings nichts zu vererben – nur die Bürger hatten genügend Eigentum und Eigensinn, das war geradezu ihre Definition. Und eben hier brach dann mitunter jene höhere Macht ein, die den einen oder die andere bewog, irdisches Trachten durch einen letzten Akt der Unterwerfung zu krönen, der ewigen Lohn versprach (ungeachtet des Torts, der den Hinterbliebenen damit angetan wurde).

Das hat sich, wie gesagt, geändert. Die Institution des Erbes ist anderen Institutionen gewichen, deren Bezug zu den letzten Dingen weniger handgreiflich ist, obschon auch sie sich gern auf Jenseitiges berufen, wenn sie ihre

Prinzipien, Dogmen, Glaubenssätze kundtun. Vielleicht sollte man bei solchen Wahrsprüchen eher von vorletzten Dingen reden; da aber hinter ihnen meist nichts mehr kommt (und vor ihnen nur tiefes Atemholen), will ich bei dem vertrauteren Ausdruck bleiben. Es sind in der Regel Festtagsüberzeugungen, doch sie reichen tief in unseren Alltag hinein, das würde niemand bestreiten. Sobald man aber versucht, sie in ihrer Wirkung auf diesen Alltag zu fassen, breitet sich Langeweile aus: ein Thema für einen Besinnungsaufsatz, der im Einerseits-andererseits-Trott durchs Lernziel geht.

Besinnungsaufsatz »Alles Große, was die Menschen vollbracht haben, geschah im Namen der letzten Dinge. Und sehr viel Schlimmes auch. Das heißt aber nicht, daß die letzten Dinge zwielichtig wären. Sondern die Menschen sind zwielichtig. Vor allem neigen sie zu Übertreibungen. Gerade die letzten Dinge darf man nicht übertreiben, sonst werden sie böse. Richtiger sollte man sagen: die Menschen werden dann böse. Aber sie wissen es nicht, sondern glauben, das allein Richtige zu tun, und kennen kein Erbarmen. Beispiele sind der Großinquisitor, Robbespierre, Hitler, Chomeini und viele andere; also meistens Ausländer bis zu King Kong und Pol Pot. Sie sagen dann gern: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. So wie Luther, bei dem noch nicht ganz heraus ist, ob er gut war oder nicht.

Es kommt also immer auf den Menschen an, und das macht die letzten Dinge so gefährlich. Aber ohne den Menschen geht es auch nicht. Denn er muß die letzten Dinge vollstrecken und tut das immer wieder gern. Wie die Geschichte zeigt, sind viele daran gestorben. Aber erst die Nachwelt weiß, ob an den richtigen oder an den falschen. Als Jan Hus oder Giordano Bruno für sie starben, waren es noch die falschen. Erst wenn sie gesiegt haben, sind es die richtigen. Dann braucht man auch nicht mehr daran zu sterben. Oder nur langsam.

Damit komme ich von den (letzten) Menschen zu den letzten Dingen selbst. Es gibt viele davon, man kann sie gar nicht alle aufzählen. Aber sie wechseln dauernd, so daß man nie ganz sicher ist. Was nicht dazugehört – oder nur in der Intensivstation, wo es aber auch nicht viel hilft –, ist das Leben. Das Leben ist eher das Gegenstück der letzten Dinge, was man schon daran sieht, daß sie soviel Leben kosten. Jedenfalls bei den Menschen. Bei den Tieren ist es anders, da kommt hinter dem Leben nichts mehr. Deshalb sagt man auch von Menschen, die nichts Höheres als ihr Leben kennen, daß sie nur vegetieren. Nicht so die gläubigen Iraner, die vor kurzem über die Minenfelder direkt in ihr Paradies gelaufen sind. Man könnte auch die Engländer nennen: Ihre Begeisterung für den Falkland-Krieg ist ein Beweis dafür, daß sich die letzten Dinge nicht nur auf Großes richten, sondern

manchmal auch auf Kleines, das dadurch groß wird. Auch für die Argentinier sind die Falkland-Inseln zu letzten Dingen geworden, aber sie haben sie nicht bekommen, weil nur einer sie haben kann. Wenn man bedenkt, daß es eigentlich gar nicht um die Inseln ging, vielmehr um die Ehre, sieht das wie ein Widerspruch aus. Es ist aber keiner, sondern zeigt uns, daß die letzten Dinge oft knapp sind: Jeder macht sie dem anderen streitig. Ich glaube, das ist so wie bei kleinen Kindern, die sich um einen Brummkreisel streiten. Der wird dann für jedes zum letzten Ding, das es haben will; aber wenn es ihn hat, weiß es oft nicht mehr, was es damit anfangen soll. So wollen auch die Engländer jetzt schon wieder etwas anderes haben, zum Beispiel mehr Lohn. Ob der auch ein letztes Ding ist, steht noch dahin.
Es gibt aber auch letzte Dinge, die so reichlich vorhanden sind, daß alle Menschen daran teilhaben können, wenn sie es nicht übertreiben. Zum Beispiel der Frieden. Doch das würde hier zu weit führen. So schließe ich mit den Worten des alten Stechlin in Fontanes Roman, die mir gut gefallen haben: ›. . . der alte Luther, nu der war schon ganz gewiß was, weil er ehrlich war und für seine Sache sterben wollte. Nahe dran war er. Eigentlich kommt's doch immer bloß darauf an, daß einer sagt, dafür sterb' ich. Und es dann aber auch tut. Für was, ist beinah' gleich. Daß man überhaupt so was kann, wie sich opfern, das ist das Große . . . Mehr kann der Mensch nicht. Aber Koseleger. Der will leben.‹ (Koseleger war nämlich ein Opportunist.)«
Beurteilung: Trotz einiger richtiger Gedanken im Aufbau und Ausdruck ungenügend. Es fehlt vor allem die wichtige Unterscheidung zwischen religiösen, moralischen und politischen Prinzipien. Insgesamt läßt der Aufsatz die nötige intellektuelle und sittliche Reife vermissen.

Sittliche Reife »Das, was den Menschen zum Menschen macht, ist ein allem Leben entgegengesetztes Prinzip, das man nicht auf die ›natürliche Lebensevolution‹ zurückführen kann, sondern das, wenn auf etwas, nur auf den obersten Grund der Dinge selbst zurückfällt – auf denselben Grund also, dessen Teilmanifestation auch das ›Leben‹ ist« (Max Scheler, *Die Stellung des Menschen im Kosmos*, 1928). So oder so ähnlich wird es uns beigebracht, mit tausend Zungen und Zangen. Ex cathedra, ex officio, ex consensu – exekutiv. Aber es läßt sich nicht vertuschen, daß dieser oberste oder tiefste oder letzte Grund nicht jedem zugänglich ist. Nähern darf sich ihm nur, wer die vorgeschriebene Kompetenz und Lizenz besitzt. So hielt es die christliche Kirche, so hielten es auch die bürgerlichen Aufklärer, ob Hobbes oder Rousseau oder Lessing. Bündig formulierte es Locke: »The greatest part of mankind have not leisure for learning and logick . . . Where the hand is used to the plough and the spade, the head is seldom elevated to sublime

notions.« Damit diese Armen im Geiste und im Staat nicht doch einmal auf den sublimen Gedanken kämen, ihre Hand an etwas anderes zu legen als an Pflug und Spaten, verschrieb man ihnen die Religion – die christliche, die nationalistische, die sozialistische, gleichviel.

Die Religion als Herrin über die letzten Dinge hatte alle Hände voll zu tun, sie beisammen zu halten. Es gab immer wieder Übergriffe – durch Häretiker und Schwärmer, Illuminaten und Querulanten, Revisionisten und Anarchisten, Abtrünnige mancherlei Art, die sich den jeweiligen höchsten Prinzipien verweigerten oder, schlimmer noch, sie in die eigenen Hände nehmen wollten. Und es gab bestimmte Milieus oder Berufe, in denen solcher Frevel mit Vorliebe gedieh. Sprichwörtlich fast war es einmal, daß in deutschen Schusterwerkstätten gefährlich der Geist wehte. Auch bei Schneidern sprach er gern vor, bei Jan Bockelson etwa, oder bei Buchdruckern; erst recht natürlich bei jenen, die schon durch ihre Ausbildung und Profession dem Geist verpflichtet waren. Und hier liegt das eigentliche Problem: Die letzten Dinge bedürfen der Betreuer; die aber geraten leicht in Versuchung, sie zu veruntreuen, sie anders zu interpretieren, zu gruppieren, zu akzentuieren, gar neue einzuführen oder abgelegte wieder anzupreisen. Hier fällt jede Veränderung der Konstellation ins Gewicht, ja jede semantische Abweichung vom Überkommenen. Denn ob das, was beim Abendmahl den Gläubigen gereicht wird, Fleisch und Blut *ist* oder *bedeutet*; ob der Satz, daß Sozialismus »in einem Land« nicht möglich sei, dogmatische oder nur historische Gültigkeit besitzt; ob das Verfassungsprinzip der Unantastbarkeit des Lebens mehr die Leibesfrucht oder die Mutter betrifft; ob der Hausfrieden nur bei bewohnten oder auch bei entwohnten Häusern gebrochen werden kann – das sind zweifellos Fragen, die an die Substanz rühren, deren Beantwortung also nicht jedem anheimgestellt werden kann, will man nicht den Bruch des sozialen Friedens riskieren. Es sind Machtfragen.

Um Abweichungen von der richtigen Lesart der letzten Dinge zu verhindern, wurden gewaltige Kontrollapparate aufgebaut. Zunächst von der katholischen Kirche, die lange Jahrhunderte das Auslegungsmonopol beanspruchte und behauptete. Neben sie (und oftmals gegen sie) traten dann die staatlichen Behörden, die Universitäten, die Medien usw., alle damit befaßt, abweichende Meinungen auszumerzen oder wenigstens unter Kuratel zu stellen. Da geht es natürlich nicht immer um letzte Dinge; die vorvorletzten reichen hin, die Inquisitoren auf den Plan zu rufen, deren Zahl, etwa im akademischen Bereich, die der potentiellen Ketzer bei weitem übersteigt, was aber nur wieder die Gefahr erhöht, daß in ihren eigenen Reihen Abweichungen auftreten, weil ja diese Institutionen, vor allem »Wissenschaft« und »Literatur«, von der Konkurrenz ihrer Mitglieder leben, die als Wettstreit um Innovationsprämien ausgetragen wird: wer darf, unter welchen

Bedingungen, eine neue, gar eine revolutionäre Idee vortragen, wann wird sie anerkannt und gerühmt, wann belächelt, beschwiegen, bekämpft?
Denn soviel steht fest: Neues muß her, von Fall zu Fall, auch bei den letzten Dingen; zumindest neue Kleider – aber nach einem Stundenschlag, der überaus rätselhaft ist und sicherlich nicht von der größeren oder geringeren kreativen Kraft aufeinanderfolgender Generationen abhängt, eher diese Kraft erst freisetzt, wenn – man kann es nur tautologisch sagen – die Stunde für Neues geschlagen hat. »Neu« heißt dann freilich, da die letzten Dinge bekanntlich zeitlos sind, kaum mehr, als daß noch gültige ausgemustert oder längst abgelegte wieder rekrutiert werden. Auch die neuerlichen Importe aus Indien und Kalifornien sind ja nur hypertrophierte Exemplare aus dem alten abendländischen Arsenal, etwa *vita contemplativa* und *vanitas*, auf *Ashram* und *No future* getrimmt. Neu daran ist allerdings, daß sie sich außerhalb der etablierten Kultur entwickelt und durchgesetzt haben. Es bestand ein Bedürfnis danach. Es scheint überhaupt eine neue Gier nach letzten Dingen zu geben, was immer deren berufene Betreuer davon halten mögen, die sie nur im Namen des Opfersinns, nicht in dem des Genusses anzupreisen pflegen.

Genussmittel »Die Worte *ewig, heilig, absolut, unendlich* ziehen den Menschen, der etwas dabei fühlt, in die Höhe, erwärmen, erhitzen ihn. Es sind Mächte, die ihn regieren, hin- und herziehen, und das Zeichen ihrer Herrschaft über sie ist, daß er bei ihnen sich *fühlt*« (Hegel). Das trifft zunächst einmal scharf den Kitsch, insofern er das große, das tiefe, das absolute Gefühl gewährt. Kitsch, ob künstlerischer, religiöser oder weltanschaulicher, hat es fast stets mit den letzten Dingen zu tun, mit den jeweils anerkannten, wenn auch nicht mehr ganz taufrischen. Deshalb wirkt er systemstabilisierend, als »sozialer Kitt«. Aber die letzten Dinge erschöpfen sich nicht in Kitschproduktion und Kitschkonsum. Das Gefühl, das sie mobilisieren, die Erwärmung und Erhitzung, die sie erzeugen, können überschüssig sein, hinaustreten über den privaten Stimmungsbereich in den öffentlichen des Handelns. Wenn das kollektiv geschieht, spricht man schnell von Manipulation – als ließe eine Masse sich mit ein paar Tricks erhitzen. Das Gefühl muß schon da sein, wenigstens die Bereitschaft dafür, die Gier danach. Was dann einen Nürnberger Parteitag, einen Teheraner Ramadan-Rummel, einen Brokdorfer Atomtotentanz zu mehr als Kitsch macht, ist etwas, das weder die Frankfurter Manipulationstheorie noch die Freudsche Massenpsychologie ganz begreift: Lust. Nicht nur erträumte, sondern vollzogene Lust, mit wirklicher Ichsteigerung, Selbstüberhöhung, Omnipotenz.
Daß die Hochzeit mit den letzten Dingen im Bad der Masse rauschhafter ist

denn im stickigen Versammlungsraum eines Konventikels oder im stillen Kämmerlein eines Visionärs, versteht sich. Es gibt noch etliche andere Unterschiede zwischen diesen drei Wegen, eine *ordo ad finem*, einen Endzweck zu verfolgen. Aber gemeinsam ist ihnen, daß sie den beteiligten Individuen Befriedigung verschaffen, ihrem Leben *Sinn* geben, notfalls auch ihrem Sterben. Und Sinn ist Macht. Bei der *individuellen* Sinnfindung mag der Machtgewinn illusorisch sein; dem von seinem letzten Ding wie von einer idée fixe Besessenen droht sogar die Isolierung, die Einsperrung, aber das mindert nicht sein Gefühl des Auserwähltseins, der Erhöhung über die anderen, denen er Einblick, Durchblick, Weitblick voraushat: »Ihr alle werdet es noch erleben . . .« Im *Konventikel* – in der Sekte, Loge oder Partei – ist der gefundene und geteilte Sinn zumindest ein Versprechen von Macht, fast unabhängig von der Zahl der solcherart Erleuchteten und Beflügelten, und der Druck von außen, Diffamierung, Verspottung, Verfolgung bestätigen der Gemeinschaft nur, daß sie gefürchtet wird: »Einst wird kommen der Tag . . .« Erst in der *Massenbewegung* ist die Macht real – aber gerade hier wird sie für den einzelnen Beteiligten, trotz aller Selbstbefriedigung, wieder illusorisch, weil er sie nicht steuern kann. Wer aber steuert sie in diesem Fall?

Steuermann »Laßt euch nicht durch eure abstrakten Systeme, eure abstrakten Prinzipien trunken machen . . ., indem ihr hofft, daß die Menschen mit ihren Leidenschaften für diese Systeme, für diese Prinzipien einträten. Sie entstellen sie . . ., und ihre Bemühungen erweisen sich als tausendfach gefährlicher für sie und ihresgleichen als der Zustand der Untätigkeit, in dem sie durch den allgemeinen und damit natürlichen Schlaf der Vernunft bei der Menschheit gehalten werden.« Babeuf, der 1790 diese Warnung an die bürgerlichen Revolutionäre in Frankreich richtete, war selbst ein Revolutionär, aber er teilte nicht mehr den Glauben der Aufklärung an die Einheit von Vernunft und Natur, der ihre Hoffnung auf den Fortschritt der Menschheit beflügelt hatte. Deshalb setzte Babeuf für die Verwirklichung vernünftiger Zwecke mehr auf gezielte Gewalt als auf diffuse Begeisterung. Ihm folgten viele andere, gleich welcher politischen Couleur, und die es nicht taten, sondern die Emotionen der Massen für ihre Zwecke einspannten, haben doch schnell, spätestens mit der Machtergreifung, einen Gewaltapparat aufgebaut, der die Begeisterung in die gewünschte Richtung lenken sollte. (»Vertraut auf die Stimmung im Land, aber vergeßt nicht eure Gewehre«, empfahl Lenin den Genossen.) Das aber erheischt in aller Regel mehr Gewalt, als wenn die Massen im »Zustand der Untätigkeit« verharren, derweil irgendein Führer ihr Bestes betreibt.
Die Gefährlichkeit der letzten Dinge – oder derer, die sich den letzten Din-

gen weihen – gründet in ihrer Abstraktheit. Das Abstrakte ist, nach einer Einsicht Hegels, viel leichter zu fassen als das Konkrete, besonders für Jugendliche, weil es Phantasie und Begeisterung anregt, während das Konkrete Erfahrung und Reflexion erfordert; deshalb solle die formale Bildung vom Abstrakten zum Konkreten fortschreiten. Sie schreitet oft nicht fort, oder läßt doch ganze Komplexe in ihrer Abstraktheit bestehen, dem Zugriff von Emotionen ausgeliefert: »die Ehre«, »das Vaterland«, »die Diktatur des Proletariats«, »die Reinheit der Lehre«, »der Rassen«, »der Nahrung« oder was es sei. Der Fanatismus, der sich daran entzündet, bliebe hohl und ephemer, gäbe es nicht den Widersacher, den Feind, der das schöne letzte Ding bedroht und verletzt. Der ist greifbar, angreifbar, deshalb läßt sich hier manches steuern und richten: Feinde können identifiziert, erfunden, ausgewechselt werden, fast willkürlich in der heißen Phase des Fanatismus, während in der Abkühlungsphase die Feindbestimmung, d. h. die Konkretisierung des Ziels, schon eine gewisse Konsistenz zeigen muß, damit es nicht zu Fraktionierungen kommt; in der kalten, der dogmatischen Phase schließlich bleibt kaum noch Spielraum für Umpolungen, weshalb nun auch das Ziel erstarrt. In jeder Phase aber können die Herren über die Feindwahl schnell deren Opfer, selber Feind werden; die großen Revolutionen haben es gezeigt, in Frankreich, in Rußland, in Persien . . .
Das Individuum hat es mit seinen letzten Dingen insofern leichter, als es seine Feindwahl eigenmächtig trifft, die selbst dann, wenn sie auf es selber fällt, gemeinhin nicht tödlich ist. Oder doch? Vielleicht ist ja der Hang zu letzten Dingen für das Individuum das, was Freud den *Todestrieb* nannte: jene Tendenz zur Rückkehr ins Nichts, die auch noch das Lustprinzip in ihren Dienst stellt und das Subjekt nur dazu am Leben läßt, damit es sich selbst dauernd die Gretchenfrage stellt. Bis der Teufel es holt.

GRETCHENFRAGE »Unanfechtbare Wahrheiten gibt es überhaupt nicht, und wenn es welche gibt, so sind sie langweilig.« Dieser Satz des alten Stechlin verschärft noch den oben zitierten, wonach es »beinah' gleich« ist, für was sich einer opfert, wenn er's nur tut. Die Ironie, die hier waltet, ist eine *objektive*; sie eignet allem Sinn, der – im Gegensatz etwa zum logischen – mit Appellcharakter auftritt. Sein »So ist es« heißt in Wahrheit: »So soll es sein!« Denn es ist ja nicht so, sonst machte es keinen Sinn, das zu behaupten. Indem man ihn aber befördert, vernichtet man ihn potentiell. Oder man vernichtet sich selbst. Das macht Sinn. Wenn nicht für den Betroffenen, dann für die anderen, die Gemeinde, so ihr der Sinn nach solchen Opfern steht; egal, um was es sich handelt.
Die Beinahe-Gleichgültigkeit des Sinn-Inhalts gilt freilich nicht innerhalb des Sinn-Trägers, ob Individuum oder Gruppe, denn Sinn muß benannt und

begriffen werden, sonst ist er bloßer Zwang. Erst die Einsicht in die Notwendigkeit ist (angeblich) Freiheit, stiftet (offenbar) Sinn. Auf einem irischen Rekrutierungsplakat von 1914 – »For the Glory of Ireland« – weist eine resolute Frau einen zögerlichen Mann auf das Kriegsgeschehen hin und fragt: »Will You Go or Must I?« Notfalls wird die Erfüllung des Gruppensinns von den Mitgliedern erpreßt – durch Kirche, Staat, Partei, Familie, Verein, Gang usw. Wenn er schon so verinnerlicht ist, daß es keines Drukkes mehr bedarf, erpreßt das Individuum sich selbst (z. B. »Darüber kommt kein Mann hinweg«). Beugt man sich aber auf eigene Faust unter einen Sinn, so hat der oft ebenfalls Kollektivcharakter: das Individuum tritt dann nicht so sehr als Schöpfer oder Stifter von Sinn auf, vielmehr als Herold oder Dolmetsch einer höheren Instanz: der Ahnen oder der Sterne, der Offenbarung oder der Wissenschaft, einer Tradition oder einer Vision – am besten eine Mischung daraus. Und selbst wenn es »nur« das Gewissen ist, worauf sich einer beruft, hat er doch gleichsam den gestirnten Himmel über sich zum Zeugen. (Die Psychoanalyse weiß es besser: das Gewissen *ist* ein Kollektiv.)

Was immer aber ergriffen wird an Sinn: woher weiß man, ob es der richtige ist? Das spielt seltsamerweise keine Rolle. Vielmehr, es wird vorausgesetzt, daß er der richtige sei – sonst wäre er kein Sinn. Nachträgliche Begründungen sind apologetisch. Sie sollen Abweichungen von der richtigen Lehre verhindern, führen aber oft gerade zu Spaltungen – man denke an die verschiedenen Abendmahlsstreite im Mittelalter oder an die periodischen Revisionismus-Radikalismus-Zänkereien unter Marxisten. Es spielt auch kaum eine Rolle, ob die einzelnen Sinn-Elemente – die diversen letzten Dinge – in »sinnvoller« Beziehung zueinander stehen, solange sie den Stempel der »absoluten Gewißheit« tragen; in der katholischen Lehre tun das z. B. das Gebot der Nächstenliebe und das Verbot der Abtreibung, während bei anderen Fragen »bloß moralische Gewißheit« erreichbar sei . . . An den Sinn-Rändern geht die reine Lehre gewöhnlich in die unreine über, der Endzweck in die Zwecke, die letzten Dinge in die alltäglichen. Nur im Zeichen der Krisis passiert so etwas wie ein Sinn-Schub: die Grenzen zum Alltäglichen werden dicht gemacht, oder besser, schlimmer: auch der Alltag wird dem Sinn subsumiert, in seinen Dienst gestellt. Was dann beim Individuum etwa als Zwangsneurose, bei Sekten und Fraktionen als Fanatismus, bei politischen und Religionsgemeinschaften als Totalitarismus in Erscheinung tritt, bedeutet für den betreffenden Körper eine ungeheure Effizienzsteigerung, Macht – und endlich Untergang, wenn nicht der Übergang zu irgendeiner Form von Normalität gelingt. Von der Umwelt her gesehen: Sinn als Irrsinn. (Für Individuen gibt es kulturspezifische Nischen, wo sie in der glitzernden Grauzone zwischen Genialität und Wahnsinn, Heiligkeit und Häresie ein sozial geduldetes Sinn-Opfer bringen können.)

Die Frage, warum immer wieder, bei Individuen wie Gruppen oder Völkern, eine Sucht nach solch gefährlicher Sinnhaftigkeit entsteht, ist hilflos rational. Man müßte eher fragen, was diesem für die menschliche Art offenbar typischen Sog »normalerweise« entgegenwirkt, so daß der Lauf der Dinge nicht zum letzten führt.

Der Lauf der Dinge »Du glaubst eben an gar nichts, mein Lieber! Darum kannst Du auch nicht akzeptieren, daß es Unterschiede gibt, die es verdienen, ernst genommen zu werden. Um das zu tun, müßtest Du aber von Inhalten sprechen, die Dir offensichtlich Wurst oder Hekuba sind.
Ich werde natürlich nicht die Dummheit begehen, Dir einen Strauß letzter Dinge zu reichen, die ich schätze – Dein Spott wäre mir gewiß. Aber es ist weniger die Aussicht auf Deinen Spott, die mich davon abhält, als die Überzeugung, daß man seine letzten Dinge nicht feilbieten sollte. Denn peinlich und gefährlich daran, hier stimme ich Dir zu, ist das Bekennerhafte und Rauschhafte, der Fanatismus und Dogmatismus, womit sie gewöhnlich vertreten werden – ihr totalitärer Anspruch. Das heißt aber noch lange nicht, daß die Ziele selbst verächtlich wären. Obwohl es mir schwerfallen würde, sie positiv auszudrücken. Sie wirken dann gleich affirmativ – oder kitschig. Aber gibt es nicht auch letzte Dinge, die in einer Negation, einer Weigerung bestehen? Ich meine, daß man bestimmte Dinge einfach nicht tut oder duldet und eher leiden, ja sterben würde, als sie zu tun oder zu dulden? So gesehen, ist der Beinahe-gleich-Satz des alten Stechlin gar nicht nur ironisch, sondern sehr respektabel. Ich glaube, das meinst auch Du, Du alter Zyniker – aber Du hast es nicht gesagt, und das nehme ich Dir übel.
Deine Nörgeleien über ›Sinn‹ erinnern mich an einen schwarzen Spruch, den ich kürzlich auf dem Klo einer Berliner Scene-Kneipe las: ›Welchen Sinn hätte ein Sinn?‹ Dann wäre also Nicht-Sinn Sinn, die Ablehnung von Prinzipien Prinzip! Du kommst nämlich gar nicht los davon – vom Sinn und seiner Ausgeburt, den letzten Dingen. Und gibt es nicht auch gute Gründe, die Welt gleichsam durch ein Schlüsselloch zu sehen? Das verleiht der oft so verwirrenden Vielfalt der Fakten und Meinungen Kontur. Man sieht vielleicht weniger, aber schärfer. Wie mit Scheuklappen? Meinetwegen. Viele künstlerische und wissenschaftliche Leistungen verdanken sich solchen Scheuklappen. Warum sollte das im religiösen, im moralischen, im politischen Leben nicht ähnlich sein? Ich weiß zwar nicht, wie so etwas bei ganzen Völkern oder Parteien und Sekten zustande kommt, und mir graust auch ein bißchen bei der Vorstellung eines solchen Kollektiv-Schlüssellochs – da muß ich gleich an Borniertheit und Gehirnwäsche denken. Aber wenn die Wahl von Loch und Klappe jedem freigestellt ist – was kannst Du dagegen haben? Du wirst vermutlich erwidern, Dein Thema sei ›Die Macht der

letzten Dinge‹, nicht ›Laßt tausend Blumen blühen‹ oder so. Da sage ich: falsch! Aber ich sag's lieber mit einem Beispiel.

Für die letzten Dinge – ich stelle sie mir nun mal weniger als Fixsterne denn als Kometen vor, und noch lieber wären sie mir als Sternschnuppen – gibt es beim Subjekt verschiedene Einschlagstellen; etwa eine schwere Krankheit, die das Leben verändert, oder der Tod eines Menschen, der einem nahestand, oder sonst ein Erlebnis, das einen durchschüttelt. Welches Erlebnis täte das mehr als die Liebe? Du darfst grinsen, wenn Du's nicht lassen kannst. Aber wenn die Liebe kein letztes Ding ist, dann sind auch die anderen alle nichts wert. Liebe bedeutet doch jedesmal eine Gefährdung der Identität, der sozialen Rolle und Nische – wegen ihres absoluten Anspruchs. Und dabei ist es tatsächlich ›beinahe gleich‹, welches der Inhalt ist, wer das Liebesobjekt. Der Geliebte mag ein Schuft sein, die Geliebte eine böse Sieben – egal, du liebst, und ist das nicht etwas Letztes? Ist das nicht Macht? Nun ja, heutzutage vielleicht nicht mehr, heut' stirbt man auch nicht mehr dafür oder wird getrennt und geächtet; deshalb wäre es auch ein bißchen lächerlich zu sagen, daß die Liebe triumphiert. Anderes triumphiert. Aber das muß ja nicht so bleiben.

Ich wollte mit meinem Beispiel nur zeigen, daß Leben ohne letzte Dinge oder ihre Triebkräfte gar nicht lebenswert wäre. Und da ich nun doch eines davon *positiv* genannt habe: nimm ruhig Glaube und Hoffnung dazu, oder Mitleid, Gerechtigkeitssinn, Wissensdurst, was Du willst. Du hast zum Schluß angedeutet, daß es so etwas wie gesellschaftliche Dämme gegen den Sog der letzten Dinge gebe, und damit wohl die Kultur gemeint. Doch was wäre die Kultur ohne den Enthusiasmus etwa der mittelalterlichen Mystik oder der bürgerlichen Aufklärung oder des utopischen Sozialismus oder (sogar) der positiven Wissenschaft, die doch stets Letztes wollten? Daß auch manches andere, weniger Großartiges, sogar Entsetzliches, dazugehört, weiß ich sehr wohl. Das ist vermutlich der Preis, den man zahlen muß, so hoch er auch sei.

Jetzt breche ich lieber ab, das wird mir zu heikel. Denn schon steht mir vor Augen: Hölderlingedichte vor Langemarck, Beethovensonaten in der KZ-Kommandantur . . . Oder die hehren Prinzipien wie Freiheit, Glaube, Ehre, die gemeinhin durch Frauen symbolisiert werden, damit die Männer für sie die Beweislast tragen und den Blutzoll leisten – was für die Frauen selbst keineswegs schmeichelhaft ist, da sie ja in dieser Allegorisierungsarbeit konkurrieren müssen mit Adlern, Löwen, Bären usw. bis hin zu den alternativen Igeln und Bibern, all diesen atavistischen Maskottchen, die den blöden letzten Dingen (Du hast vielleicht doch recht) den Geruch von Blut und Blech geben. Leb wohl!«

Blut und Blech (Eine Nutzanwendung) Sie sind also dynamisch und unternehmungslustig, streben nach Menschenführung, wollen am liebsten einer großen Idee zum Durchbruch verhelfen, aber außerhalb der bestehenden Organisationen? Nun, ich glaube, da wüßte ich etwas für Sie: Nehmen Sie ein letztes Ding! Was ich damit meine? Nicht Sicherheit, Frieden, Freiheit, dieses alte Zeug, um das sich heute alle rangeln. Es muß etwas Unverbrauchtes sein, ein neues Heilswissen, aber nach bewährtem Muster. Denken Sie an die großen Erlösungsreligionen, den Islam, das Christentum. Nein, keine neue Variante, kein Konventikelkram. Es geht ums Grundprinzip: eine Heilslehre mit viel Ritus und Brimborium, aber vor allem mit persönlichem Bezug: Tua res agitur, wie der Lateiner sagt. Lohn und Strafe für jeden Einzelnen, klar? Der Fehler beim Christentum war nur, daß das erst fällig wird, wenn das letzte Stündlein schlägt, und wer denkt schon gern ans Sterben! Gut, das Ende der Welt war für die Christen sozusagen ausgemacht, stand vor der Tür, wie heute für uns – das ist Ihre Chance! –, und als es dann ausblieb, wurde das Manko behoben: Calvin, Gnadenwahl etc., Sie erinnern sich? Und im Katholizismus gab es immerhin seit dem Tridentinum Beichte und Absolution als gleichsam täglichen Vorgeschmack auf Fegefeuer und Paradies. Das sollten Sie in irgendeiner Form übernehmen. Und natürlich auch den manichäischen Drall des Ganzen: klare Einteilung der Welt, Kampf zwischen Gut und Böse, keine faule Toleranz. Denn die Guten sind *wir*, und dieses Wir-Gefühl muß kultiviert werden – Unio, Communio, Sakrament!

Schön, das ganze Drumherum können Sie später noch austüfteln. Auch die reine Lehre. Zunächst geht es ums Grundprinzip: Gnade versus Sünde, Heil versus Verderben. Und Freude über jeden, der gerettet werden will, denn Sie brauchen schließlich Anhänger. *Was* das Verderben ist, dürfte klar sein – etwas, das alle fürchten. Also grob gesagt: *Vergiftung* – Luft, Wasser, Nahrungsmittel usw., und noch irgendwas dazu, worauf bisher niemand kam, sagen wir Verpackungsmaterial, oder Fruchtwasser, ist ja egal. Sie meinen, diese Bewegung gibt es schon? Richtig, die Grünen, die Öko-Freaks. Bei allem Respekt – die haben die Sache falsch angepackt, zu miesepetrig, zu protestantisch, grau-grün eben. Aber es ist gut, daß es diese Leute gibt: das ist Ihr Reservoir! Besonders die mit dem irren Glanz in den Augen, die würde ich glatt engagieren. Für ein paar Blaue ein paar Grüne, haha! Aber Sie müssen viel größer einsteigen, und von oben. Gleich an die Betuchten denken, ihre Angst schüren – und Rettung anbieten. Wie? Durch strenge Regeln natürlich: Was ist verboten, was erlaubt. Es muß auch so etwas wie Strafe und Belohnung geben, nennen wir's mal Heilskarrieren. Aber Sie dürfen nicht alle über einen Kamm scheren. Denken Sie an die Ohrenbeichte oder an die Einzelanalyse. Gruppentherapie ist out. Im übrigen brauchen Sie nicht zimperlich zu sein: ruhig mehr verdammen als gutheißen, wenn es

nur Schlupflöcher gibt. Das schafft Schuldbewußtsein, und Schuldbewußtsein bindet, solange Hoffnung auf Rettung besteht.
Also die Rettung. Da müssen Sie vorsichtig sein, denn Sie handeln ja nicht mit Plätzen im fernen Paradies. Sondern sie locken mit Gesundheit, Jugend, Glück. Wenn Sie das direkt versprechen, können Sie schnell auf dem Bauch landen, weil das Menschenmaterial, das Sie kriegen werden, bestimmt nicht optimal ist. Vertrauen Sie lieber auf den Gesundbete-Effekt, den individuell gestützten Gruppengeist der Heilssucher. Und versprechen Sie meinetwegen prächtige Kinder oder Enkel – für sie heute Opfer zu bringen, das eröffnet außerdem Perspektiven: Man trägt wieder Zukunft, Schluß mit No future!
Nebenbei: einen Anstrich von Wissenschaftlichkeit muß die Sache schon haben, das geht heute nicht anders. Also Gutachten, Expertisen, Statistiken usw., die müssen her. Und die sind auch zu kriegen, für fast alles. Das kostet Sie zwar einiges, aber nur am Anfang, denn nachher sind die Wissenschaftler, die Sie dafür brauchen, bereits Mitglieder oder Funktionäre Ihrer Bewegung. Aber die dürfen nicht das letzte Wort haben, denn die Sache braucht einen echt irrationalen Pepp, damit Schwung hineinkommt (was übrigens auch die heutigen Wissenschaftler anzieht). Denken Sie an Lichtenberg: »Wenn ich sage: putze jeden Tag deine Zähne, so wird das nicht so leicht befolgt, als wenn ich hinzufüge: nimm dazu die beiden Mittelfinger, und zwar über Kreuz.« Oder so ähnlich. Jedenfalls über Kreuz!
Und, wie gesagt, groß einsteigen! Anzeigenkampagnen: Wer jetzt nicht Buße tut . . . Eine breite, aber doch elitäre Bewegung, die alle politischen Orientierungen umfaßt und damit aufhebt – das kommt heute an. Aber keine neue Partei! Das war ja der Hauptfehler der Grünen, jetzt sitzen sie alle drin. Wir brauchen eine überparteiliche Bewegung, die auch als Pressure-group aktiv werden kann, sagen wir eine Kreuzung von Erweckungsbewegung und ADAC. Dann werden sich auch Geldquellen auftun: Mitgliederbeiträge, Stiftungen, Spenden, z. B. von seiten der Industrie. Aber Vorsicht: nicht gleich die Hand aufhalten, wenn Ihnen etwa ein Lebensmittelkonzern Geld anbietet, damit Sie einen angesagten Boykott abblasen oder auf die Konkurrenz umlenken. Das wäre tödlich!
Aber ich greife vor. Also zurück zu Ihrem Start. Sie sind jetzt eine Art Apostel oder Guru. Aber Sie wollen, nein Sie müssen auch Organisator sein, damit die Sache aus einem Guß ist. Beides zugleich ist kaum zu schaffen. Die Organisation erfordert zunächst Ihre ganze Kraft. Sie müssen ein nationales, möglichst ein internationales Netz von Zellen oder Ortsgruppen errichten, von Heilszellen sozusagen. Die wollen betreut sein, Brot und Spiele. Am besten wäre ein eigenes Fernsehnetz, und viele reitende Boten. Wenn Sie da nicht dauernd die Hand am Drücker (und natürlich am Geldhahn) haben, können Sie einpacken. Auch als Guru, übrigens. Dann treten andere neben

Ihnen auf, Gegen-Gurus, die Sie am Ende entmachten. Wenn Sie das von vornherein verhindern, durch strenge theokratische Strukturen, mit Spitzeln und Wanzen, dann fehlt der Bewegung bald der spirituelle Schwung – denken Sie an Bhagwan! Oder Sie beschränken sich gleich auf die Rolle des Guru. Dann sind Sie den ganzen organisatorischen Ärger los, aber auch die Macht; bis auf die geistige, naja. Und laufen wieder Gefahr, früher oder später als lahmer Opa in die Ecke geschoben zu werden. Denn im Wettlauf um geistige Macht siegt gewöhnlich der Radikalste, will sagen der Verrückteste, und glauben Sie mir, das bringen Sie nicht! Nicht auf Dauer, und wenn Sie noch so viel Energie und Herzblut und Galle einsetzen. Denn das tun die anderen auch, Ihre Mitstreiter, Ihre Konkurrenten, Ihre Schüler – man zerreibt sich aneinander. Genau das wird Ihnen aber das Gefühl geben, intensiv gelebt zu haben, und sinnvoll, für ein großes Ziel. Nur, für das Ziel selbst – was war es doch gleich? – bringt das nicht viel. Wozu auch?
Sie sehen, ich beschönige nichts. Wenn Sie alle Risiken und Strapazen bedenken, könnten Sie zu dem Schluß kommen, daß es besser wäre, die Finger davon zu lassen. Oder dasselbe Ziel auf bequemere Weise zu verfolgen, z. B. mit Aufklärungs- und Erbauungsschriften. Dann hätten Sie wahrscheinlich nach ein oder zwei Jahrzehnten ebensoviel erreicht und sich einen gediegenen Ruf erworben für die Nachwelt – vorausgesetzt, Sie selber glauben das ganze Zeug. Aber was wäre das für ein Leben, ganz ohne Kampf und Krampf! Wie, Sie würden das gar nicht so verächtlich finden? Schön, wenn Sie Ihr Geld unbedingt loswerden wollen, dann gründen Sie ruhig eine Zeitschrift. Ich sage ja immer, die Menschheit wird kommod, jeder will etwas glauben, aber keiner dafür leiden und kämpfen . . .

Christian Enzensberger
Die Erfindung des Königs

Gegen meine Trauer ankämpfend, die mich mit sich fortreißen will, und mich anklammernd an meine selbstauferlegte Pflicht zur getreuen Nachschrift, habe ich jetzt von der neuen und bösen Erfindung zu berichten, die später die ›Erhöhung des Werks‹* geheißen hat. Das ist ein zutreffender, aber auch beschönigender Name für diesen tiefen Einschnitt in unserer Geschichte: aber keiner von uns will mehr als nötig an das furchtbare Ereignis erinnert werden, das diese Erfindung auslöste, und an das unabsehbare Unglück, das ihr folgte und folgt bis auf den heutigen Tag.

Es war wieder einer von den Eckensitzern und Rauchbläsern, von dem das Ganze seinen Anfang nahm, ein eher schmächtiger und schweigsamer Mensch, dessen Abwesenheit niemanden sonderlich störte, und so hatten wir bis zuletzt nicht gemerkt, womit er heimlich zugange war, obwohl von seiner Frau schon seit längerem ein gewisses Getuschel Gemurmel ausgegangen und uns zu Ohren gekommen war; aber wir hielten es für den üblichen geistlosen ängstlichen Weibertratsch und gaben nichts darauf.

Wir hatten unsere Männerversammlung einberufen und saßen im Kreis, und zum ersten Mal seit langer Zeit war es uns gelungen, ohne wehtuendes Zwangsgelächter über die Probleme des abgeschiedenen Werks zu sprechen. Bedächtig und konzentriert berieten wir Strategien, wie seine ungewollte Wiederkehr zu verhindern war, bekräftigten die Notwendigkeit unserer Lossagung und trösteten und ermutigten einander durch einen Beschluß, die daraus fließenden Verbotenheiten nicht blind weiterwuchern zu lassen, sondern sie mit klarer Vernunft einzuschränken aufs Unabdingbare.

In diesem schönen Augenblick von *sem*, Zusammenhalt und Sippe, hörten wir vom Rande her ein lautes Scharren, und als wir uns umdrehten, kam von dort eine sehr hohe Gestalt auf uns zu. Sie war aber nur ungenau zu erkennen, weil sie ein Schwirren und Flattern um sich verbreitete, das uns ins Auge stach und blinzeln machte; und das Nächste, was wir wieder deutlich wahrnehmen konnten, war der schon genannte schmächtige Mensch, wie er mit starrem Blick einen riesenhohen Stuhl hinter sich in unseren Kreis zog,

* Unter ›Werk‹ wurde zur Zeit der geschilderten Ereignisse die leibliche Ausscheidung in ihrer damals noch nicht zensierten Gestalt verstanden. Den übrigen inzwischen veralteten Ausdrücken ist vorsorglich die heutige Bedeutung im Text jeweils beigegeben.

ihn aufrichtete, auf einer schlampig gebastelten Leiter daran hinaufkletterte, und sich dann dort oben, genau in unserer Mitte, niederließ.
Das war nun so unerhört, daß uns der Atem stockte; ja es gab noch nicht einmal einen Beschluß, der dies untersagte, ganz einfach weil noch keiner von uns, auch der Stumpfsinnigste nicht, jemals auf einen so völlig abartigen Gedanken verfallen war. Ins Große Runde einzutreten, das war – wir wußten nicht was: und natürlich wäre der Schmächtige augenblicklich in hohem Bogen wieder hinausgeflogen, normalerweise. Aber das ging nicht: denn er hatte eben seine neue Erfindung mitgebracht, mit deren Zauber er uns so fesselte, daß wir uns nicht mehr rühren konnten.
Sie war schamlos ohne Zweifel, und löste doch kein Gelächter aus, sondern im Gegenteil ein kopfverwirrendes Staunen, eine Beklemmung und Atemnot. Denn mit ihr war unser Beschluß vom *apagora*, von ›nicht auf dem Platz‹, nicht etwa nur beleidigend verletzt oder lächerlich angetastet, sondern in einer geradezu unfaßlichen Weise umgestülpt und schwindelerregend verdreht.
Auf seinem Kopf nämlich, an einem Ort mithin, wo es am allerwenigsten zu suchen hatte, ja mehr noch, über allen unseren Köpfen und somit dem Himmel zugekehrt, hatte der Schmächtige, man kann es nicht erraten! und meine Hand wird zittrig noch bei der Nachschrift – auf seinem Kopf also und über unsere Köpfe hinweg hatte er ein turmhohes künstliches Werk befestigt, öffentlich zur Schau gestellt und es dann, mit teuflischem Witz, seinem unerhörten Platz entsprechend so abgeschirmt und gefeit, daß es trotzdem unangreifbar blieb. Dazu hatte er als Erstes dieses Kopfwerk mit Federn geschmückt, die überall abstarrten und durcheinanderflatterten und somit ausdrückten, ›ich bin das Gelächter und der Schwarm‹, so daß uns unsere eigene Fähigkeit zum ausstoßenden Lachen und Schwärmen mit einem Schlag entrissen und geraubt war. Als Zweites hatte er sich in sein künstlich nachgebildetes Werk alle möglichen Blinkersteine vom Fluß eingeflochten, glühendrotes Mennige und pechschwarze Holzkohle, die bei jeder Bewegung anfingen zu glitzern und zu schimmern, unerträglich dem Auge, und somit zu uns sagten, »ich bin das Werk in blendender Gestalt, ich bin Ra und die Sonne«. Und schließlich trug er in seiner rechten Hand noch einen geglätteten Stock, fast meterlang und also von tatsächlich vollkommen unrealistischen Ausmaßen, um damit zu behaupten, »ich bin die enorm lange Stange des *guig*, des Lebendigen und des Geistes«.
Mit einem Wort, was da über uns saß, war kein Mensch mehr. Oder besser: sein Menschsein war verborgen, verhüllt und zugedeckt von lauter Ausdrücken und Zusammenwerfungen unseres eigenen Innern, und darin lag wohl auch der tiefere Grund für unsere Erstarrung. Denn durch die Verkehrung der natürlichen Örter war ja auch unser eigenes Verhältnis zum Werk, und damit wir selbst, innerlich auf den Kopf gestellt. Was konnte da

nicht alles unterlaufen an Durchdringung und ungewollter Wiederkehr! Und wenn es außerdem stimmte, daß unsere neue Stoffwelt auf der Trennung vom Werk und seiner liebenden Aufbewahrung im *gdhem*, der fruchtbaren Erde, überhaupt ruhte und von ihr in den Fugen gehalten war, wer konnte da noch sicher sein, daß der Boden sich nicht auftat, daß der Himmel nicht einstürzte und uns unter seinen Trümmern begrub?

Es war entsetzlich. Aus Angst vor jeder weiteren Zerrüttung des Weltgebäudes wagten wir keine Bewegung. Wir hielten uns die Hände vor die Augen und lugten dann doch wieder, aus Neugier, durch die Finger. Denn der saß nicht einfach da und blinkte. Sondern mit einer hohen Fistelstimme, wie noch keiner sie je hatte erschallen lassen, näselnd und schrill, fing das Wesen dort oben zu singen an, daß es uns durch Mark und Bein ging. »Ich bin ich, ich bin ich, ich bin ich«, sang es, und fistelte weiter, wie groß es sei, wie hoch, wie geistig, wie beispiellos enorm seine Stange, wie riesig, glänzend und unvergleichlich kostbar sein Werk; einzigartig sei es und einzig, außer ihm gebe es nichts, bei ihm sei alles nur oben und Himmel und Nicht-Ma, und schließlich, in den höchsten Tönen, »nie mehr nie mehr das Untere, nieder mit dem *gdhem*, ich scheiße darauf!«

Wie er das nun sagte, diesen grausigen Satz, und wir alle auf den Platz pißten vor Angst, in diesem furchtbarsten Augenblick unseres bisherigen Daseins, da stand auf und erhob sich, ich hätte ihn dafür küssen können und herzen drei Tage lang, unser Stärkster und Schönster, schweißnaß, die Knie taumelten ihm, als müßte er einen schweren Stein hochstemmen und weit von sich werfen – aber er erhob sich, kam auf die Füße, nahm einen Anlauf und warf sich mit der ganzen Wucht seiner herrlichen Schultern gegen das Klappergerüst. Es krachte um, unter einem Geflatter von Federn und Bändern stürzte das Wesen zu Boden, und war wieder der Schmächtige.

Große Pause. Geduckt lag er da und wartete mit schrägen Augen auf seine Standpauke. Und die bekam er auch. »Wir zerbrechen uns mit Gedanken die Köpfe im *sem* und kratzen *grebh* für das *bheu*, die schwellende Erdfrucht«, rief unser Retter, »und du holst dir so lange einen runter am Rauchtisch und faselst hanebüchenes und lästerliches Zeug über das *gdhem*, so daß innerlich alles durcheinandergerät und uns stocksteif macht wie die Ölgötzen. Und dann käme der feine Herr daher mit seinem selbstgebastelten Thron, und durchdringt unseren Kreis bis zur Mitte, in der unser Wille zusammenfließt und aufeinanderprallt, und will ihn aufsaugen in seinen Flitter, dieser Einzige mit seiner einzigartigen Stange. Du blöde Tunte!« rief unser Retter – und wie hat er uns da aus der Seele gesprochen! – »bei dir piept's wohl, mach sofort diesen Fummel ab oder ich schlag dich ungespitzt ins *gdhem*, daß du's von unten siehst!«

Da endlich, und zum ersten Mal waren wir darüber froh, kam Gelächter in uns auf. Aber der Schmächtige, er hatte eben doch etwas Geiststarkes an

sich, und eine so wirksame (wenn auch gräßliche) Erfindung macht nicht ein jeder, rappelte sich hoch, das Kunstwerk scheps auf dem Kopf, und trat unserem Retter angstlos entgegen. »Du hirnloser square!«, so hat er zurückgeschrien, »Klotz, Kloß und Ochse, geh fick doch deine fette Alte, was weißt du schon von Mannesdurchdringung und Geist? In dir ist der Funke nicht, du Fleischwurst und Muskelmensch, du Lehm! Einen Dreck verstehst du vom Höheren, und ich will's dir beweisen: ›Friß nicht das Nichts, sonst spuckt es dich aus.‹ Na, was sagst du dazu? ›Lebe im Morgen, dann wird dir das Jetzt zum Gestern.‹ Wo bleibt dein Kommentar? ›Sei du selbst, sonst werden es die andern.‹ Da verschlägt's dir die Sprache, was? Soweit reicht's wohl nicht ganz bei dir, das ist dir denn doch etwas zu hoch, wie? ›Wirf die Perlen nicht vor die Säue‹, kann ich da nur sagen, ›sonst wirst du selber zum Schwein.‹«

Und unser Stärkster und Schönster, was hätte er darauf wohl entgegnen sollen? Uns fiel ja selbst nichts ein. Wir sahen, wie es in ihm arbeitete, wie er sich mühte, etwas Treffendes dagegen vorzubringen, aber es kam kein Wort aus ihm heraus, nur »ööh« und »schmampf« wie bei einer Kuh, wenn sie grast. Und weil dieses Treffende unbedingt aus ihm herauswollte, nehme ich an, und nirgends einen Ausweg fand, fing es in ihm auf eine erschreckende Weise an hörbar zu brodeln und zu blubbern, so daß er, mächtig wie er ohnehin war, sich immer noch weiter aufblähte und, schwarzgeschwollen vor unausgedrücktem Treffenden, schließlich dem Platzen nahe war.

Und da geschah es. Bin ich schon soweit, muß ich mich schon daran machen, das furchtbare Ereignis nachzuschreiben unter Bauchweh und Übelkeit? Er ist mit dem geglätteten Stock in ihn hinein und hat ihn kaputtgemacht. Bevor wir uns dazwischenwerfen konnten – aber wollten wir es denn hindern? War es uns heimlich nicht recht? Denn ich denke sehr oft nach über diesen Moment, in dem wir das Unglück noch hätten abwenden können, unsere letzte Chance, denn danach war sie vorbei: da hatte er den Schmächtigen gepackt und bäuchlings zu Boden geworfen . . .

Nein, ich beschreibe es nicht. Was so wehtut, ist auch die getreueste Nachschrift aufzuzeichnen nicht mehr verpflichtet. Und wozu auch? Wir alle haben doch diesen schneidenden Schmerz mitgespürt, und spüren ihn, wenn wir ihn suchen, noch heute in uns – aber am tiefsten, tödlichsten unter den Überlebenden war davon unser Retter getroffen. Er hat fast noch lauter geschrien als der Schmächtige, und ist tatsächlich auch ein Stück mit ihm gestorben. Denn als er aufstand, ist sein Gesicht zugegangen, ja ich finde kein anderes Wort dafür, es legte sich eine Schale, ein Panzer darüber, seine Augen wurden zu Glas, es lief etwas seinen Leib entlang, und sein Fleisch war versteinert. Und dann hat er sich gebückt, zum letzten Mal in seinem Leben gebückt, sich das flirrende funkelnde künstliche Werk aufs Haupt gesetzt und gesagt, »ich bin euer König«.

Lamuv Verlag

D-5303 Bornheim-Merten
Martinstraße 7

Die Autorin, eine junge Frau, Comandante Guerrillera, mußte die geheimen Kerker El Salvadors kennenlernen. Sie beschreibt die Gefangennahme und Folter, Solidarität und Widerstand im Kerker, schließlich ihre Befreiung.

Ana Guadelupe Martinez
Die geheimen Kerker El Salvadors
Das Zeugnis der Comandante Guerrillera

240 Seiten, 10 Abb.
Lamuv Taschenbuch 21
DM 12,80
ISBN 3-921521-60-2

»Allem zum Trotz . . .« erzählt das Leben der Jesusa Palancares, einer heute 80jährigen Frau, die in einem Elendsviertel in Mexico City lebt und als Wäscherin arbeitet. Jesusa Palancares wächst Anfang dieses Jahrhunderts in einem armen Milieu in einer bewegten Epoche auf: 1911 bricht die Revolution aus.

Elena Poniatowska
Allem zum Trotz . . .
Das Leben der Jesusa

336 Seiten
DM 24,80
ISBN 3-921521-51-3

Bitte fordern Sie unseren kostenlosen Gesamtprospekt an!

Uwe Wesel
Kein Staat zu machen
Zur Genealogie von Macht und Herrschaft

Wenn man, die Gedächtniskirche im Rücken, auf der rechten Seite des Kurfürstendamms in die Richtung Halensee geht und nach rechts in die Bleibtreustraße einbiegt, kommt man auf der linken Straßenseite nach einigen hundert Metern, noch vor der S-Bahn-Überführung, an der Ecke Niebuhrstraße zu einem Kino. Dort stand Michael. Er ist Anwalt in Hamburg. Wir hatten uns sehr lange nicht gesehen. Der Jahrhundertsommer wärmte uns. Auf der anderen Seite saßen Leute im Café. Ich fragte ihn, wie es ihm geht. Er gab eine längere Antwort, die im wesentlichen darauf hinauslief, daß seine Umsätze in den letzten Jahren ständig gestiegen seien.
»Und was machst du?« fragte er zum Schluß.
»Ich halte meine Vorlesungen in Dahlem und schreibe ein Buch. Vor einem Jahr habe ich angefangen. In zwei Jahren ist es hoffentlich fertig.«
»Worüber?«
»Über frühes Recht.«
»Was ist denn das?«
»Die Geschichte des Rechts in seinen frühesten Formen, vor der Antike, in herrschaftsfreien Gesellschaften ohne Staat, bis zu den ersten Anfängen von Staatlichkeit in Häuptlingsgesellschaften und frühen Königreichen.«
Ich wußte schon, welche Frage jetzt kommen würde. Sie kam.
»Meinst du wirklich, daß es Gesellschaften ohne Herrschaft gegeben hat? Hat es nicht immer Starke und Schwache gegeben? Gehört das nicht zur Natur des Menschen?«
Ich erzählte ihm noch einiges von dem, was man aus der Ethnologie weiß, von Eskimos und Feuerländern, Pygmäen und australischen Ureinwohnern, von den Nuer im Sudan und den Lele im Kongo. Ob ich ihn überzeugt habe? Ich weiß es nicht. Wir hatten auch nicht mehr viel Zeit. Er mußte zum Flughafen. Ich habe ihm dann noch etwas von diesem Artikel hier gesagt, den ich ihm schicken würde. Adieu, Michael. Bis bald.

Abends war ich mit Angelika im Kino. Sie schreibt eine Arbeit über die beruflichen Hindernisse für Frauen in unserer Männergesellschaft. Nach dem Kino erzähle ich ihr, ich würde heute mit dem Artikel über Macht und Herrschaft und die Natur des Menschen anfangen. Sie fragte: »Schreibst du

auch, daß 48 Prozent der Bevölkerung 52 Prozent beherrschen, zusätzlich?« Ja, habe ich gesagt, das gehöre zum Thema, obwohl ich das mit dem »zusätzlich« nicht ganz verstanden hatte. So ist das eben. Der eine interessiert sich nur für seine Herrschaft, die andere denkt nur an ihre Befreiung. Und die Natur des Menschen?
»Kennst du eigentlich den Unterschied zwischen Macht und Herrschaft?« Sie kennt ihn. Macht sei etwas Gutes, Herrschaft etwas Schlechtes. Da sieht man es mal wieder. Ich berichte von Max Weber und den soziologischen Grundbegriffen. *Wirtschaft und Gesellschaft*, erstes Kapitel, § 16: »Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstand durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.« Angelika berichtigt mich. Es heiße nicht Widerstand, sondern Widerstreben. Und sie zitiert: Des Abends faßt der Leguan so gern die Leguanin an, die dieses, wenn auch ungern, duldet, weil sie ihm zwei Mark fünfzig schuldet. Und Herrschaft? Zur Herrschaft gehört mehr. Sie ist institutionalisierte Macht, braucht einen Herrschaftsverband oder einen Verwaltungsapparat. Herrschaft ist der Staat. Macht hat die Wirtschaft. Wir gehen zu »Lutter und Wegner« und trinken einen Wein, einen trockenen Riesling aus dem Rheingau, für fünf Mark fünfzig.

Heute morgen sitze ich an meinem Schreibtisch und gehe noch einmal die Theorien zur Entstehung von Herrschaft durch. Es bringt im Grunde nicht viel. Selbstvergewisserung. Eine vertraute Ahnengalerie. Sie beginnt mit Heraklit, geboren 550 vor Christus in Ephesos in Kleinasien. Der Krieg ist der Vater aller Dinge, aller Dinge König. Die einen erweist er als Götter, die anderen als Menschen; die einen macht er zu Sklaven, die anderen zu Freien. Er hat auch gesagt, daß alles fließt, panta rhei, und ist damit sehr nahe beim letzten, der eine imposante Theorie aufgestellt hat, nämlich bei Karl August Wittfogel: Herrschaft sei entstanden aus der Notwendigkeit der zentralen Organisation von Bewässerungsanlagen für die Landwirtschaft.
Generationen von Philosophen, Historikern und Anthropologen haben sich mit diesen Problemen beschäftigt. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte Ibn Chaldun in Tunis, ein arabischer Historiker, der eine Weltgeschichte schrieb. Für ihn entstand der Staat aus der Unterwerfung friedlicher Ackerbauern durch kriegerische Hirtenstämme. Sehr viel weiter sind wir mit unseren Kenntnissen heute auch nicht. Rousseau nahm an, es sei ein Vertrag gewesen zwischen friedlichen Menschen, während Hobbes der Meinung war, der Staat sei von Anfang an die einzige Möglichkeit gewesen, den Krieg aller gegen alle zu verhindern. Die Menschen seien unfriedlich, aber immerhin noch so vernünftig gewesen, sich dem Oberwolf zu unterwerfen. Für Hegel war der Staat das Ergebnis der Entwicklung einer objektiven Idee, und Morgan und Engels erklärten ihn, ähnlich wie Hobbes, aus der

Notwendigkeit eines schützenden Daches für die Gesamtgesellschaft, deren einzelne Segmente – die großen Verwandtschaftsgruppen, Gentilverbände, *lineages* – mit der Entstehung des Privateigentums der Männer zerschlagen wurden. Das Privateigentum habe sich entwickelt aus der Viehwirtschaft, am Herdenvieh, das von den Männern gehütet wurde. Dadurch zerfielen die Gentilverbände, die dem einzelnen Schutz gegeben hatten. Zur Sicherung des einzelnen und seines Eigentums sei dann der Staat entstanden.
Die Morgan-Engels'sche Theorie enthält eine Beobachtung, die noch heute richtig ist. Der Staat entsteht regelmäßig durch die Zerstörung von starken segmentären Verwandtschaftsgruppen. Auf der unteren Ebene wird dadurch eine Vielzahl von Individuen freigesetzt, und es entsteht über ihnen als einheitliches Dach eine herrschaftliche Zentralinstanz, deren Ziel es sein muß, die Segmente völlig zu beseitigen und die Individuen zu individualisieren, zu atomisieren. Das ist das äußere Bild, das man überall immer wieder beobachten kann. Die innere Mechanik haben sie allerdings nicht richtig beschrieben. Erstens führt Viehwirtschaft durchaus nicht immer zu Privateigentum. Im Gegenteil. Bei den Hirtenvölkern, die die Ethnologen beschreiben, steht das Vieh im Eigentum der Verwandtschaftsgruppen. Es ist geradezu der Kern, um den herum sich solche Gruppen bilden, jedenfalls bei Großvieh, also Rindern oder größeren Rentieren. Nur bei kleineren Tieren, Schafen oder Ziegen, kann Privateigentum entstehen. Das ist das eine. Und zum anderen kennen wir aus der Geschichte und der Ethnologie viele Entwicklungen zu Staatlichkeit, die ohne Privateigentum vor sich gegangen sind. In der Palast- und Tempelwirtschaft Ägyptens, Mesopotamiens und der minoischen und mykenischen Gesellschaft war das Privateigentum nicht der Motor der Entwicklung. Ebensowenig bei den Inka und Azteken. Afrikanische Königreiche und melanesische und polynesische Protostaaten sind – vor der Berührung mit Europäern – entstanden, obwohl die Grundlage der Gesellschaft das gemeinschaftliche Eigentum von Verwandtschaftsgruppen an den Produktionsmitteln war.
Deshalb hat Karl August Wittfogel seine »hydraulische Theorie« aufgestellt: Der Staat sei entstanden, weil er allein die notwendigen Lenkungs- und Leitungsaufgaben erfüllen konnte. So einleuchtend sie auf den ersten Blick zu sein scheint, sie erklärt letztlich gar nichts. Sicherlich waren es oft zentrale Instanzen, die in vielen dieser Gesellschaften die zentrale Bewässerung organisiert haben. Aber sie müssen nicht zu diesem Zweck geschaffen worden sein, sondern werden das regelmäßig erst in Angriff genommen haben, nachdem sie aus Gründen, die wir erst noch angeben müssen, als staatliche Instanzen entstanden waren. Das läßt sich zum Beispiel an der Entwicklung Madagaskars zeigen. Die Ackerbauern haben dort in den Tälern ganz friedlich und ohne herrschaftliche Zentralinstanzen – segmentär – ihren Reis angebaut und auch gemeinschaftlich die Bewässerung organisiert. Dann ent-

standen kleine Fürstentümer, die später dazu übergingen, in der Ebene die Naßreisproduktion mit großen Bewässerungsanlagen zu organisieren.
Ohne Erklärungswert ist es auch, wenn Gordon Childe für die Palast- und Tempelwirtschaften in Ägypten und Mesopotamien die »urbane Revolution« beschreibt. Wesentliches Moment des Urbanismus sei die Entwicklung einer intensiven Nahrungsmittelproduktion gewesen, die nicht nur den Bedarf einer dichten Bevölkerung deckte, sondern auch noch einen Überschuß ergab, ein »konzentriertes soziales Surplus«, zur Aufrechterhaltung der Herrschaft einer Elite-Hierarchie und eines repressiven Staates. Auch das erklärt allenfalls die Möglichkeit der Existenz von Herrschaft, nicht die Ursachen ihrer Entstehung. Nach allem, was wir aus ethnologischen Beobachtungen wissen, ist die Steigerung der Produktivität immer die Folge, nie die Ursache der Entstehung staatlicher Instanzen. Mit anderen Worten: Der Staat kurbelt oft die ökonomische Entwicklung an, aber er entsteht aus anderen Ursachen.
Die sicherste Theorie ist noch immer die von Ibn Chaldun. Man kennt mehrere solcher Fälle, in denen kriegerische Hirtenvölker friedliche Ackerbauern unterworfen haben. Ein gutes Beispiel ist das Königreich Ankole in Uganda. Hamitische Viehzüchter, die Bahima, kamen auf ihrer Wanderung in das Gebiet der Bairu, von Ackerbauern, die zur Sprachgruppe der Bantus gehören. Zunächst lebten beide friedlich nebeneinander. Allmählich haben dann die Bahima die Bairu zu Vasallen gemacht, indem sie ihnen Schutz gegen nachfolgende Einwanderer gaben und dafür Tributleistungen von Hirse, Bier und Arbeit erhielten. Das veränderte auch die ursprüngliche egalitäre Ordnung der Bahima. Die ständige Unterwerfung der Bairu forderte von ihnen verstärkte Zusammenarbeit und die Einrichtung einer zentralen Führungsinstanz. Es entwickelte sich eine hierarchische Ordnung mit einem König an der Spitze, der zu seinem Schutz eine Truppe von mehreren hundert Kriegern an seiner Seite und gemeinsam mit den Häuptlingen die Rechtsprechung übernommen hatte. Es ist, wie gesagt, die sicherste Theorie. Aber sie kann keine allgemeine Erklärung geben.
Von Ethnologen wird in letzter Zeit eine »politische« Theorie der Entstehung von Herrschaft vertreten, zum Beispiel von Pierre Clastres und Elman Service. Ähnlich sehen es Klaus Eder und, ihm folgend, Jürgen Habermas. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sie ökonomische Ursachen ausschließen. Das wird zwar weitgehend richtig sein, ist aber letztlich ebenso nichtssagend wie die Theorie vom »demographischen Druck«. Diese Theorie stützt sich auf die Beobachtung, daß egalitäre Gesellschaften meistens kleiner sind als staatliche. Mit dem Wachstum der Bevölkerung entstehe die Notwendigkeit von Steuerungsmechanismen und gleichzeitig die Möglichkeit der Abschöpfung von Surplus. Auch das ist nur eine Beschreibung, keine Erklärung. Schon ein Blick auf die stark herrschaftlich organisierte Gesellschaft der

12 000 Trobriander im Vergleich mit den 300 000 Nuer und ihrer klassischen egalitären Ordnung zeigt, daß auch der Bechreibungswert nicht unbeschränkt ist. Und im übrigen muß man einwenden, daß zentrale Instanzen mit ihren Steuerungsmöglichkeiten die Produktivität erhöhen können und eine verbesserte ökonomische Struktur zu demographischem Wachstum führen kann, daß also das Verhältnis von Ursache und Wirkung gerade umgekehrt sein kann.

»Der Mensch ist frei geboren«, schreibt Rousseau, »und überall liegt er in Ketten. Einer hält sich für den Herrn der anderen und bleibt doch mehr Sklave als sie. Wie ist dieser Wandel zustande gekommen? Ich weiß es nicht.« Wir wissen es auch nicht. Man kann einige Erscheinungen nennen, die oft oder regelmäßig mit der Entstehung von Herrschaft verbunden sind, wie Krieg oder demographischer Druck, aber wir sehen noch nicht hinter diese Erscheinungen. Daß Krieg in egalitären Gesellschaften durchaus nicht immer die Entstehung von Herrschaft zur Folge haben muß, zeigen die Nuer, ein Hirtenvolk im südlichen Sudan. Sie haben ständig Eroberungszüge gegen die Dinka geführt, die ihre Nachbarn sind. Trotzdem blieb ihre egalitäre Struktur davon unberührt.
Eines der besten Felder für die Beobachtung der Entstehung von Herrschaft sind Melanesien und Polynesien, weil dort auf den vielen Inseln mit ähnlicher gesellschaftlicher Grundstruktur verschiedene Stufen der Entwicklung anzutreffen sind, die man in eine Reihe bringen kann, an deren Ende erbliche Königreiche stehen wie in Tonga oder Hawaii. Am Anfang steht der melanesische *big man*. Er lebt in der traditionellen egalitären Verwandtschaftsstruktur, die er radikalisiert, indem er zunächst selbst anfängt, hart zu arbeiten, von früh bis spät seine Felder zu bestellen. Er erhöht seine Produktivität durch Polygamie und verschafft sich durch vorsichtige Verteilung seiner eigenen Ressourcen innerhalb seiner Verwandtschaft langsam eine Gefolgschaft, deren Produktion seinen Ehrgeiz unterstützt. Er feuert sie an. Schließlich überschreitet er diesen engen Kreis und veranstaltet große Feste, »baut sich einen Namen«, wie die Melanesier sagen. Mit dem *big man* überschreitet die egalitäre Gesellschaft die Grenzen ihrer autonomen Einheiten, stellt größere Felder von Beziehungen und einen höheren Grad der Zusammenarbeit her. Diese Selbstausbeutung des melanesischen *big man* ist eine Art ursprünglicher und unterentwickelter Ökonomie des Respekts. Was hier damit beginnt, daß er seine Produktion zugunsten anderer verteilt, endet dann nach einer langen Entwicklung in Polynesien damit, daß die Leute ihre Produkte zugunsten des Häuptlings abliefern, der allerdings den größten und wichtigsten Teil davon wieder zurückgibt. Der Rest, der bei ihm bleibt, ist nicht so wichtig. Wichtig ist die Macht, die der Häuptling durch die Rückverteilung erwirbt. Klaus Eder und Jürgen Habermas sehen

darin einen Lernvorgang. Sicher, so kann man es auch verstehen. Aber ob nicht doch noch etwas mehr dahintersteckt?

Wir sind wieder bei Angelika und ihren 52 Prozent. Das ganze ist nämlich oft verbunden mit der Verfälschung der Zirkulation der Brautpreisleistung, mit der Unterdrückung von Frauen, die am Anfang steht. Egalitäre Gesellschaften kennen meistens nur eine Gleichheit in der Freiheit der Männer. Ebenso groß wie die Freiheit der Männer ist oft die Unfreiheit der Frauen. Bei ihnen hört die Egalität schnell auf. Die vielen Theorien über die Entstehung von Herrschaft haben dieses Problem meistens weiträumig umfahren, es sei denn, sie haben sich zu Konstruktionen eines Matriarchats erhoben. Nun hat es sicher egalitäre Gesellschaften gegeben, in denen die Stellung von Frauen außerordentlich günstig gewesen ist, manchmal sogar besser als die der Männer, ohne daß man von einer Herrschaft der Frauen sprechen kann. Das berühmteste Beispiel sind die Irokesen in ihrer klassischen Zeit, im 17. und 18. Jahrhundert. Aber man kann auch das nicht verallgemeinern. Viel eher läßt sich sagen, daß Frauen schon in frühen Gesellschaften oft institutionell benachteiligt sind, daß es eine mehr oder weniger starke institutionalisierte Macht von Männern über Frauen gibt, eine Herrschaft, die sich dann in vielen Fällen zu einer Herrschaft von Männern über Männer erweitert hat. Und vielleicht, könnte man diesen Gedanken in die Zukunft fortsetzen, kommen wir über die Beseitigung der Ungleichbehandlung von Frauen und Männern in unserer Gesellschaft zu einem Abbau von Herrschaft allgemein, auch der von Männern über Männer, und damit zu einem erfreulicheren Lernvorgang als dem, den Eder und Habermas mit einem gewissen Wohlbehagen beschrieben haben.
Michael hat übrigens angerufen. Ihm sei die Geschichte mit den egalitären Gesellschaften nicht aus dem Kopf gegangen. Er habe sich in Hamburg mit einem Biologen unterhalten. Das mit der Ungleichheit fange schon bei den Affen an. Auch bei ihnen gebe es eine Hierarchie. Dieser Biologe habe ihm außerdem von einem Aufsatz erzählt, den Dahrendorf über die Amerikaner geschrieben hat. Darin sei bewiesen, daß es bei Indianern und in ähnlichen Stammesgesellschaften keine Egalität gebe, sondern Häuptlinge, die Macht ausüben. Ich werde bei solchen Telephongesprächen am Tage immer nervös, weil ich an die Kosten denken muß. Er beruhigte mich, er rufe aus der Kanzlei an. Ich beruhigte ihn, ich würde beides bei meinen wertvollen Darlegungen berücksichtigen.
Ach, Michael. Das ist alles so kompliziert. Der Biologe meint natürlich die reaktionären Paviane, und der Aufsatz von Dahrendorf heißt »Amba und Amerikaner«. Er ist ziemlich blöd. Die Wissenschaft ist eine Kuh. Sie macht muh. Ich sitze im Hörsaal und höre zu. Wo soll ich denn anfangen und wo aufhören? Ich muß doch noch zum Wesentlichen kommen.

Zum Wesentlichen gab es Anmerkungen von Antje. Wir saßen in einem Café am Savignyplatz, in einer der Kasematten unter der S-Bahn. »Sag mal, wozu schreibst du eigentlich solche Artikel?« sagte sie mit milder Stimme und sah mich freundlich an. Ich war verblüfft, dachte nach und antwortete mit einem Substantiv: »Aufklärung.« Außerdem fand ich noch andere Entschuldigungen. Es würde sich daraus auch einiges für die Zukunft ergeben. »Bitte?« antwortete sie, noch milder. Mein politisches Konzept? Wo bleibt das Positive, Herr Kästner? Worauf der geantwortet haben soll, ja, weiß der Teufel, wo das bleibt. Ich verwies darauf, daß ich schließlich nur Jurist und zum Besitz eines politischen Konzepts nicht verpflichtet sei. Aber immerhin ergebe sich aus meinen Beobachtungen über egalitäre Gesellschaften und Staatsentwicklung, daß wir für die Zukunft wieder zu kleineren politischen Einheiten zurückkehren müßten. Je größer die staatlichen Gebilde geworden seien, desto mehr Gewalt habe es gegeben. Um so gefährlicher seien die Kriege geworden und das Vernichtungspotential für Mensch und Umwelt. In den letzten Jahrhunderten seien wir nur damit beschäftigt gewesen, immer größere staatliche Einheiten zu schaffen. Sie unterbrach mich. »Wir nicht«, sagte sie, sehr schnell. »Ihr Männer.« Dann sah sie mich lange an. Im großen und ganzen hätte ich ja recht. Aber es war ihr alles zu ungenau. Kleinere Einheiten, das wollten auch Konservative. Ich versprach ihr, ich würde darüber nachdenken. Und nun sitze ich hier, in einem Bündel von Bereitwilligkeit und habe dafür noch ein paar Seiten.

Das wichtigste Instrument des Wissenschaftlers, hat mein alter Lehrer Wolfgang Kunkel immer gesagt, ist der Papierkorb. In den gehört der Aufsatz von Dahrendorf, zu dem es eine sehr intelligente Erwiderung von Christian Sigrist gibt, beides im *Europäischen Archiv für Soziologie* 1964. Dahrendorf hatte sich über einen von englischen Ethnologen herausgegebenen Sammelband über afrikanische egalitäre Gesellschaften geärgert mit dem Titel *Tribes without Rulers,* also Stämme ohne Herrscher. Er griff sich einen Aufsatz heraus, den von Winter über die Amba in Uganda, und wollte nun beweisen, daß es auch bei ihnen Herrschaft gebe, nämlich die von älteren Männern, die bei Streitigkeiten schlichtend eingreifen. Zu diesem Zweck formulierte er eine Definition von Herrschaft, die weit über das hinausgeht, was wir seit Max Weber darunter verstehen, die so weit ist, daß im Grunde schon die Berliner Hauswartsfrau darunterfällt, wenn sie darüber meckert, daß die Kinder trotz des Verbots des Hauseigentümers wieder im Hof spielen. In den Schlichtungsbemühungen eines Dorfältesten sieht Dahrendorf eine Anwendung von Normen. Und da er Herrschaft definiert als Setzung, Anwendung und Erzwingung von Normen, kommt er – nicht ganz logisch, weil ja gar nicht alle Bedingungen erfüllt sind – zu dem Ergebnis, bei den Amba gebe es Herrschaft. So macht man das.

Dahrendorfs Auffassung hat sich nicht durchgesetzt. Man ist immer noch der Meinung, daß es eine große Zahl früher Gesellschaften gibt oder gegeben hat, die anarchisch, herrschaftsfrei sind und ohne Häuptlinge oder staatliche Instanzen existieren. Ich mache es mir leicht und zitiere nur die wichtigsten Stimmen zu den Jägergesellschaften, die man am besten kennt. Also zum Beispiel Kaj Birket-Smith über die Eskimo:

»Wenn es irgendwo eine Gemeinschaft gibt, die auf der freiwilligen Übereinstimmung eines freien Volkes fußt, wie Kropotkin sie erträumte, dann findet man sie bei diesen armen Stämmen am Tor zum Nordpol. Bei den Eskimos gibt es keine Ränge und Klassen, und sie müssen somit auf das Vergnügen, sich mit tiefergestellten Menschen zu umgeben, verzichten, das Thackeray als das allergrößte bezeichnet. Nur die Aleuten und Pazifik-Eskimos, die infolge der Berührung mit der höheren Indianerkultur der Nordwestküste Gelegenheit hatten, ihre kriegerischen Anlagen zu entwickeln und sich neue Begriffe anzueignen, kannten sowohl Sklaven (Kriegsgefangene) wie vererbbare Häuptlingswürde. Solche Anführer leiteten die gemeinsamen Jagden des Dorfes und besaßen im ganzen genommen eine ziemlich ausgedehnte Gewalt, obwohl sie ihres Amtes enthoben werden konnten, wenn sie sich als ungeeignet erwiesen . . . Im übrigen haben alle Eskimos die gleiche soziale Stellung und niemand muß das tun, was die anderen machen. Wir heben allerdings das Wort *müssen* hervor, denn die Praxis stimmt nicht immer mit der Theorie überein. Die Eskimos besitzen sehr weitgehend jenen primitiven Wankelmut, der einen selbständig gefaßten Entschluß nicht leicht ermöglicht; in Wirklichkeit gibt es gewöhnlich eine besonders hervorragende Persönlichkeit in der Siedlung, welche von den anderen stillschweigend, ja, man darf fast sagen, halb unbewußt als primus inter pares anerkannt wird. Sehr bezeichnenderweise nennt man solche Männer bei den Zentralstämmen *isumataq*, ›der, welcher denkt‹, worin enthalten ist ›der, welcher für die anderen denkt‹. Die Unterordnung – sofern man dieses Wort anwenden darf – ist aber ganz freiwillig, und wenn der *isumataq* aus irgendeinem Grunde seine Autorität verliert, dann nimmt er einfach wieder seine frühere Stellung ein.«

Oder ein französischer Ethnologe des 19. Jahrhunderts, Hyades, über die Yamana auf Feuerland:

»Sie haben keinen König, keinen Häuptling, keinen Adel, keine Kasten, keine soziale Hierarchie, keine Sklaven. Das ist die Ordnung der Gleichheit in ihrer völligen Reinheit.«

Colin Turnbull über die Mbuti, Jäger im tropischen Regenwald am Ituri im Kongo:

»Soweit im ökonomischen Bereich eine Organisation von Natur aus notwendig ist, ist Führerschaft minimal. Alle wichtigen Entscheidungen werden gemeinsam getroffen, wie auch sonst im Leben der Mbuti. Männer und Frauen haben mit ihrer Meinung das gleiche Gewicht, da Jagen und Sammeln für ihre Ökonomie gleich wichtig sind. Jung verheiratete Paare und alleinstehende Jüngere haben das meiste zu sagen, da sie die aktivsten Jäger und Sammler sind. Aber während die Fähigkeit als Jäger von einigem Gewicht ist, kann zuviel davon zu Lächerlichkeit führen. Das heißt, ein Mann, der sich als großer Jäger aufspielt und sich zu laut seiner Erfolge rühmt, begegnet einigem Mißtrauen. Und jeder Versuch von seiner Seite, mit seinem Ansehen mehr Einfluß zu erringen als andere, wird sofort der Lächerlichkeit verfallen.«

Nun übergehe ich einige Berichte über die Kung und Hadza in Afrika und über die Andamaner und Semang in Südostasien und zitiere nur noch die beste Beschreibung einer Gruppe von australischen Ureinwohnern. Meggitt über die Walbiri:

»Obwohl die Mitglieder der Gemeinschaft einigen ihrer Gefährten das Recht zugestanden, bestimmte Aktivitäten zu koordinieren, gründete sich die Anerkennung von Autorität einzelner Männer bei bestimmten Gelegenheiten weitgehend auf ihre Stellung innerhalb der Verwandtschaft und ihre Ausweitungen in Abstammung und Heiratsgruppen. So konnte ein Mann eine bestimmte Racheaktion leiten oder eine bestimmte Frau in die Ehe geben oder den Teilnehmern an einer Beschneidungszeremonie Anweisungen erteilen, eben wegen seiner verwandtschaftlichen Verbindung zu der Person, die das ganze im wesentlichen betraf – zum Getöteten, zur Braut, zum Initiierten. Aber bei der nächsten Gelegenheit dieser Art konnte er durchaus eine geringere Rolle spielen, weil er nun in einem anderen Verwandtschaftsverhältnis zur Hauptperson stand. Dieser häufige Wechsel im Ausmaß von Autorität, die ein einzelner in verschiedenen Situationen ausübte, war offensichtlich ein wirksames Mittel gegen die Entstehung einer Klasse von dauernden Anführern der gemeinschaftlichen Unternehmungen, von Männern, die regelmäßig und rechtmäßig das Gruppenverhalten in mehreren Aktionsbereichen lenken konnten.«

Im übrigen ist das nicht auf Jägergesellschaften beschränkt. Die Zahl der uns bekannten anarchischen und egalitären Hirten und Ackerbauern ist sehr viel größer als die der Jägergesellschaften. Ich schenke mir das, weil es ja nur ums Prinzip geht, das Dahrendorf in seinem Aufsatz auch offen benannt hat, wenn er sagt, seine Behauptung, daß in allen menschlichen Gesellschaften Strukturen von Macht und Herrschaft vorhanden seien, sei deshalb so außerordentlich wichtig, weil sie erhebliche politische Konsequenzen habe. Sie beweise nämlich die Sinnlosigkeit utopischer Bemühungen, die, wie der Marxismus, von der Herrschaftslosigkeit träumen. Wenn man nachweisen könne, daß es so etwas nie gegeben habe, sei auch erwiesen, daß es das nie geben könne. Auch »soziologisch« habe das ganz erhebliche Konsequenzen. Ungleichheiten »sozialer Schichtung« ließen sich regelmäßig auf Herrschaft zurückführen. Wenn es sie immer gegeben habe, dann lasse sich zeigen, daß man sie letztlich nie beseitigen könne. Ja, und nun? Wo nun erwiesen ist, daß es keine Universalität von Herrschaft gibt und sie nicht zur Natur des Menschen gehört?

Richtig, ich habe noch die Paviane vergessen. Das ist auch so eine lustige Geschichte, aus der man lernen kann, wozu Wissenschaft betrieben wird. In den 60er Jahren ist in den Vereinigten Staaten die Frauenbewegung stark geworden. Women's lib. Und prompt begaben sich die Herren Anthropologen auf Primatenforschung, aus der sich zu allgemeiner Befriedigung ergab, daß schon bei unseren Ahnen alles so war wie bei uns heute, nämlich die Männer stark und aggressiv, die Frauen schwach und schutzbedürftig. Am beliebtesten waren die Paviane, die in großen Horden über die Savanne ziehen, in der Mitte die weiblichen Tiere mit den Jungen und am Rand die stärksten männlichen Exemplare ihrer Gattung mit großen hervorstehenden Backenzähnen, die sogenannten Alpha-Männchen, zum Schutz gegen Raubtiere, gegen Löwen und Leoparden. Die Alpha-Männchen sind doppelt so groß wie die weiblichen Tiere, dominant nicht nur ihnen gegenüber, sondern auch gegenüber den anderen männlichen, die nicht so kräftig sind.

Sie geben die Richtung der Horde an, sind die aggressivsten und sofort zur Stelle, wenn Gefahren von außen drohen. Sie werden von den weiblichen Tieren für die Paarung bevorzugt, verdrängen dabei die anderen männlichen Tiere, und es werden ihnen sogar von den weiblichen ab und zu kleine Bissen schmackhafter Nahrung angeboten.
Wer möchte da nicht Alpha-Männchen sein? Aber ich fürchte, dieser Traum von der Natur des Menschen scheitert schon an den Proportionen. Männer sind eben nicht doppelt so groß wie Frauen und haben nicht solche großen Eckzähne. Im übrigen gibt es auch demokratische Affen, die Orang Utan zum Beispiel, Schimpansen, Gibbon. Mag sich mit ihnen vergleichen, wer will. Mich hat das alles noch nie überzeugt.

Zurück zu den egalitären Gesellschaften. Selbstverständlich gibt es auch in ihnen Unterschiede zwischen den Menschen, aber sie sind faktischer Natur, nicht institutionalisiert wie bei uns. Es gibt Alte und Junge, Starke und Schwache, Ansehnliche und Unansehnliche und solche, die besser reden können als andere. Bei Jägern ist es besonders ausgeprägt. Unterschiede im materiellen Besitz kennen sie fast gar nicht. Jeder besitzt das wenige, was er bei sich tragen kann. Es kommt häufig vor, daß der eine oder andere das Wort führt. Und in manchen Fällen kann man ihn als Anführer bezeichnen. Es handelt sich aber immer um das, was Max Weber charismatisches Führertum genannt hat. Oft verteilt es sich für verschiedene Aufgaben auf verschiedene Personen. Derartige Einflußpositionen beruhen einzig und allein auf persönlichen Eigenschaften. Lassen die Fähigkeiten nach, verschwindet auch der Einfluß. Es gibt keine institutionalisierte Ungleichheit. Dem entspricht ein stark egalitäres Bewußtsein, das sehr eindringlich von Pierre Clastres beschrieben worden ist. Der Wortführer darf reden, muß reden. Aber er kann keine Befehle geben. Und obwohl es keine Regierung gibt, keine Polizei und keine bürgerliche Presse, leben sie verhältnismäßig friedlich, jedenfalls sehr viel friedlicher als die Menschen heute, wenn man bedenkt, wie viele Tote und Verwundete in staatlichen Gesellschaften bei uns durch Kriege, Verbrechen und Unfälle produziert werden. Von den psychischen Kosten gar nicht zu reden.
Damit sind wir beim Wesentlichen. Institutionalisierte Macht und Ungleichheit gehören nicht zur Natur des Menschen. Sie fehlen übrigens nicht nur in den Horden der Jäger, die aus etwa zwanzig bis sechzig, selten aus mehr als hundert Menschen bestehen. Es gibt auch egalitäre Ackerbauern in Gruppen von mehreren hunderttausend, ja sogar einer Million Menschen und mehr. Sicherlich ist das alles auch eine Frage der Größe von politischen Einheiten.
Und noch eins lernen wir von Jägern und frühen Ackerbauern. Auch der Staat gehört nicht zur Natur des Menschen, ist nicht Wesen seines Wesens.

Es gibt Gesellschaften ohne Staat. Diese Binsenweisheit ist gar nicht so selbstverständlich. In der Sprache unserer Gegenwartspolitik wird den Menschen sogar eingeredet, sie selber seien alle der Staat. Ein Staatsfeind wird damit zum Menschenfeind. Nur eine Minderheit weiß, daß es eine Irreführung ist, wenn unsere Politiker davon sprechen, wie man sich »in unserem Staat« zu verhalten oder nicht zu verhalten habe. Richtig muß es heißen: »dem Staat gegenüber«. Aber das will man nicht zugeben. Der Staat, das sind Parlament, Regierung und Justiz. Der Staat ist der Verwaltungsapparat, nichts anderes. Er hält sich zwar auch in unseren Köpfen auf. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir noch andere Interessen haben, mit anderen Worten, daß Staat und Gesellschaft durchaus nicht die gleichen Interessen haben und ein bißchen mehr Staatsfeindschaft durchaus auch ein Mehr an Freiheit und Menschenfreundlichkeit bedeuten kann. Denn Staatsräson gehört ebenfalls nicht zur Natur des Menschen. Das kann man bei den Jägern lernen, die im übrigen, nach allen Berichten, nicht nur sehr frei, sondern auch sehr fröhlich lebten. Wir dürfen also weiter träumen. Die früheste Vergangenheit ist jedenfalls auf unserer Seite. Das Wesen des Menschen ist kein Hindernis. Was wollen wir mehr?

»Ich verstehe das Ganze nicht«, meinte Angelika, als ich ihr das Manuskript zum Lesen gegeben hatte. »Was soll das eigentlich bedeuten? Politische Theorie? Und hältst du das für richtig? Was bringt das für die Zukunft, außer daß ich besser träumen kann? Läßt sich der Prozeß der Entstehung des Staates überhaupt rückgängig machen? Und was ist denn eigentlich segmentär?«
Ich erzähle ihr von den Kachin. Sie sind unter den Ethnologen berühmt geworden durch ein Buch von Leach: *Political Systems of Highland Burma*, 1954. Sie leben in dem Dreieck im Norden Burmas, an der Grenze zu Indien und China. Es ist die Gegend mit der niedrigsten Bevölkerungsdichte des Landes, dem höchsten Anteil an Urwald und der höchsten Fruchtbarkeit des Bodens. Sie leben im wesentlichen vom Anbau von Trockenreis, mit sogenannter Brandrodung. Teile des Waldes werden gerodet, für einige Zeit bebaut und dann wieder der Brache überlassen. Diese Anbauart bedeutet einen ziemlich hohen Ertrag bei einem Minimum an Arbeitsaufwand. Dabei muß das Land dann aber sehr lange brach liegen, nämlich zwölf bis zwanzig Jahre. Man braucht also mindestens etwa dreizehnmal mehr Land, als man in einem Jahr bebauen kann. Sie sind eine segmentäre Gesellschaft. Der Ausdruck stammt von Emile Durkheim und bedeutet, daß größere Verwandtschaftsgruppen, die durch vielfältige Heiratsbeziehungen miteinander verbunden sind, sogenannte *lineages*, als selbständige Einheiten nebeneinander existieren, eben als Segmente der Gesellschaft. Sie entstehen dadurch, daß die Kinder entweder der Familie der Mutter oder der des Vaters zuge-

ordnet werden. Bei den Kachin gehören sie nur zur Familie ihres Vaters. Wir nennen das patrilinear. Solche *lineage*-Gesellschaften sind bei ihrer Entstehung immer egalitär. Sie bleiben es dann regelmäßig auch für lange Zeit. Irgendwann bildet sich eine hierarchische *lineage*-Struktur. Nicht in allen Fällen, aber öfter. Einige Männer erwerben eine stärkere Stellung, indem sie die in der egalitären Verwandtschaftsstruktur ohnehin mit einem gewissen Ansehen ausgestattete Stellung der *lineage*-Ältesten ausbauen, ausweiten. Das nenne ich Radikalisierung der Verwandtschaftsstruktur. Es entstehen Häuptlinge.

Leach hat gezeigt, wie in Burma auch ökonomische Bedingungen eine entscheidende Rolle spielen. Die Brandrodung hat gewisse Grenzen. Zwar ist der Boden fruchtbar, aber die Methode braucht sehr viel Land. Das hat bei den Kachin ein ständiges Hin und Her zwischen egalitärer und hierarchischer *lineage*-Struktur zur Folge gehabt. Die Kachin haben dafür auch verschiedene Bezeichnungen. Die egalitäre Ordnung wird *gumlao* genannt, die hierarchische heißt *gumsa*. Wie bei dem *big man* in Melanesien beginnt Herrschaft, *gumsa*, mit einem Fest in einem der Dörfer. Eine örtliche *lineage*, die einen Überschuß produziert hat, richtet es aus, mit Büffelfleisch und Reis und Reiswein. Das erhöht ihr Prestige. Wirtschaftlicher Erfolg gilt nicht als das Produkt von Arbeit, sondern als Gunst der Geister. Wenn der Älteste oder Sprecher einer *lineage* gute Ernten hat, dann hat er eben besonders guten Kontakt mit den Geistern. Das Dorf schließt sich ihm auch im Kultus an, wichtige Altäre der Siedlung wandern in sein Haus. Das erhöht sein Prestige außerordentlich; und den Preis der Frauen seiner *lineage*. Brautpreisleistungen spielen bei den Kachin, wie in den meisten segmentären Gesellschaften, eine große Rolle. Sie haben im Grunde eine sinnvolle Funktion, sind Ausgleich dafür, daß die *lineage* des Mannes die Kinder erhält, die für die Versorgung im Alter wichtig sind. Es ist kein Kaufpreis für die Frau, sondern Ausgleich für die einseitige Verteilung der Kinder. Dadurch, daß alle *lineages* auf längere Zeit gesehen etwa gleich viele Söhne und Töchter haben, führt die Zirkulation von Heiratsgut in der Regel zu einer gleichmäßigen Verteilung wertvoller Güter.

Aber die Zirkulation kann auch verfälscht werden. Wie bei den Kachin. Die *lineage* des Häuptlings zahlt einen normalen Preis für die Frauen ihrer Söhne, erhält aber höhere Leistungen für ihre eigenen Töchter. Das erhöht den Überschuß. Die Feste werden größer, überschreiten den engen Bereich des Dorfes, und mit ihnen wächst die Macht des Häuptlings. Für die Altäre, die in sein Haus kommen, erhält er außerdem Tribut und Arbeit. Das ist ein altes Prinzip der egalitären Verwandtschaftsordnung, das nun ebenfalls langsam ausgeweitet wird. Die Erträge finden sich selbstverständlich ebenfalls zum größten Teil auf den Festen wieder oder werden in anderer Weise zurückverteilt, was die Ethnologen *Redistribution* nennen. Beim Häuptling

bleibt die Macht, die sich langsam institutionalisiert, örtlich ausweitet, zur Herrschaft wird. Die Brautpreise steigen übrigens allgemein in diesem Prozeß der Hierarchisierung, der von einem beträchtlichen Wachstum der Bevölkerung begleitet ist. Um mehr Überschuß zu produzieren, braucht der Häuptling mehr Leute, Sklaven. Und er muß ständig sein Gebiet erweitern, im Verhältnis eins zu zwölf. Die Inflation der Brautpreise führt zu einer steigenden Verschuldung ärmerer *lineages.* Auch andere »adlige« *lineages* steigen ab. Die Ökonomie trägt das Ganze nicht mehr. Das aufwendige Brandrodungssystem ist für diese verstärkte Ankurbelung nicht genügend ertragreich. Die Produktionsverhältnisse treten in Widerspruch zu den Produktivkräften, sagt der Marxist. Das hierarchische, zentralistische System fällt wieder zusammen und wird egalitär. Aus *gumsa* wird wieder *gumlao.* Wie? Ganz einfach. Die Erbitterung bei den Ärmeren über die Ausbeutung nimmt zu. Es gibt *gumlao*-Revolten. Die Brautpreise fallen wieder, eine allgemeine Entschuldung findet statt. Dann ist eine Zeitlang Ruhe. Und das alte Spiel kann wieder von vorn anfangen.

»Was lehrt uns das?« fragt Angelika. Ja, was lehrt uns das? Jedenfalls, daß die politische Theorie doch nicht so sicher ist. Politische Theorie ist im Grunde nur eine Umschreibung dafür, daß man von einem natürlichen Machttrieb des Menschen ausgeht, unabhängig vom Streben nach wirtschaftlicher Ausbeutung. Das Wesen des Wesens. Thomas Hobbes, *Leviathan,* 1651, Seite 64 der englischen Ausgabe: »So that is the first place, I put a general inclination of all mankind, a perpetual and restless desire of power after power, that ceaseth only in death.« Was sicherlich auch wieder übertrieben ist, wie uns die Jäger zeigen, die Jahrtausende anders gelebt haben. Und viele andere segmentäre Ackerbauern und Hirten, die egalitär geblieben sind, über Jahrhunderte. Mit dem langsamen Wachsen ökonomischer Möglichkeiten scheint sich das dann zu ändern. Abgesehen von den geographischen und klimatischen Bedingungen ist das wohl tatsächlich ein Lernprozeß, aber nur ein technologischer. Den Kachin ist er nicht ganz gelungen. Das war ihr Glück. So kamen sie in die Freiheit zurück.
»Die Freiheit?« meint Angelika. »Ja,« sage ich, »das ist ein anderes Problem.« Der Druck der Verwandtschaft in segmentären Gesellschaften ist auch nicht so ohne. Man ist sehr stark eingebunden in ihre Solidarität, auf die man in jeder Beziehung angewiesen ist. Die Freisetzung des Individuums durch den Staat von heute hat große Vorteile. »Du lebst doch immer nach dem Motto: Fang nie was mit Verwandtschaft an, sieh lieber dir die Landschaft an«, ergänzt sie. Ja, sie hat recht. Ich möchte nicht in einer staatslosen Gesellschaft leben. Aber ungefährlich ist der Staat von heute eben auch nicht. Er produziert Atomraketen, Datenspeicher, Hochsicherheitstrakte. Die Lösung liegt wohl in der Mitte. Weniger Staat, kleinere

Einheiten, mit der Möglichkeit des Wechsels. Jedenfalls keine Verwandtschaft. Allenfalls: Wahlverwandtschaft.
»Vielleicht geht es uns ja wie den Kachin«, Angelika gibt mir das Manuskript zurück. »Unsere Brandrodung können wir ja wohl auch nicht mehr unbegrenzt ausdehnen. Die Preise sind in den letzten Jahren ebenfalls ganz schön gestiegen. Die Verschuldung hat zugenommen. Es wird eine *gumlao*-Revolte kommen.«
Das Manuskript habe ich dann Michael geschickt. Nach wenigen Tagen kam ein Brief. »Hamburg, den 28. August 1982. Lieber Uwe, Donnerwetter. Du bist ja ein Anarch. Ich werde dich für den Goethepreis vorschlagen. Dein Michael.«

Literaturhinweise

Die Theorien über die Entstehung von Herrschaft finden sich zum größten Teil bei *Elman Service*, Ursprünge des Staats und der Zivilisation, 1977. Außerdem: *Lewis H. Morgan*, Die Urgesellschaft, Ndr. 1976, und *Friedrich Engels*, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats, MEW 21.25-173. Die hydraulische Theorie: *Karl August Wittfogel*, Die orientalische Despotie, 1962. Das Gegenbeispiel aus Madagaskar findet sich bei *Maurice Bloch*, The disconnection between power and rank as a process: an outline of the development of Kingdoms in Central Madagascar, in: J. Friedman, M. J. Rowlands (Herausgeber), The Evolution of Social Systems, 1978, S. 303-340. Die Unterwerfung der Bairu durch die Bahima in Ankole ist beschrieben von *Kalervo Oberg*, The Kingdom of Ankole in Uganda, in: M. Fortes, E. E. Evans-Pritchard (Herausgeber), African Political Systems, 1940, S. 121-162. Die Theorie vom Lernvorgang: *Klaus Eder*, Die Entstehung staatlich organisierter Gesellschaften, 1976, und *Jürgen Habermas*, Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus, 1976. Die Entwicklung in Melanesien und Polynesien ist oft beschrieben worden. Am besten: *Marshall Sahlins*, Stone Age Economics, 1972, S. 135-140. Über das Matriarchat und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften das von mir geschriebene Suhrkamp-Taschenbuch: Der Mythos vom Matriarchat (irreführender Titel, ich werde ihn mal ändern). Dort auch über die Paviane (Sachregister). Der Aufsatz von *Ralf Dahrendorf*, Amba und Amerikaner: Bemerkungen zur These der Universalität von Herrschaft, in: Europäisches Archiv für Soziologie, 5. Band, 1964, S. 83-98. Die Entgegnung von *Christian Sigrist* im selben Band, S. 272-276. Der von Dahrendorf beanstandete Sammelband: *John Middleton, David Tait* (Herausgeber), Tribes without Rulers, 1958. Die Zitate über Jägergesellschaften: *Kaj Birket-Smith*, Die Eskimos, 1948, S. 186 f.; *P. D. Hyades*, Ethnographie des Fuégiens, in: Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, 10. Band, 1887, S. 335; *Colin Turnbull*, Wayward Servants, 1965, S. 178 f.; *M. J. Meggitt*, Desert People. A study of the Walbiri Aborigines of Central Australia, 1962, S. 249. Die klassische Monographie einer anarchischen Hirtengesellschaft: *E. E. Evans-Pritchard*, The Nuer, 1940. Egalitäre Ackerbauern zum Beispiel: *Mary Douglas*, The Lele of the Kasai, 1963. Kurze und gute Beschreibungen auch bei *Lucy Mair*, African Societies, 1974. Das stark egalitäre Bewußtsein südamerikanischer Indianer: *Pierre Clastres*, Staatsfeinde, 1976.

Steven Lukes
Panoptikon
Macht und Herrschaft bei Weber, Marx, Foucault

1

Wenigstens in einem Punkt herrscht über die Macht Klarheit: man kann grundverschiedener Ansicht sein, worum es sich bei ihr überhaupt handelt und wie sie festzustellen ist. Das Spektrum der Definitionen reicht von trügerischer Klarheit (Russells »Erzielen angestrebter Erfolge«[1]) bis zum untrügerischen Nebel (Luhmanns Darstellung der Macht als »Medium symbolisch generalisierter Kommunikation«[2]). Für den einen geht es um eine Fähigkeit, für den anderen um deren Nutzung, für den dritten um ein Beziehungsgefüge. Macht soll die Eigenschaft von Individuen sein, von Kollektiven oder vielleicht auch die Ressource eines Systems. Manche Definitionen (die lieber unter sich bleiben wollen) schaffen eine feste Verbindung zwischen Macht und Absicht: zur Androhung von Gewalt, zum Vorliegen eines Konflikts und/oder einer Auflehnung oder auch zur Duldung von Befehlsgewalt. Für die einen ist Macht etwas Negatives und hat mit Zwang zu tun, die anderen sehen sie positiv und produktiv, wieder andere nehmen Dämonisches wahr und nicht – wie ihre Kontrahenten – Gütiges. In der Erörterung der Macht, so hat es den Anschein, anything goes.
Ich will nun dreierlei versuchen: Erstens möchte ich etwas Ordnung in der Anarchie der Definitionen herstellen, dazu werde ich in den Definitionen zwischen Großfamilien und einigen Nebenzweigen unterscheiden. Zweitens werde ich mich auf *ein* Sortiment von Auffassungen konzentrieren, die meiner Meinung nach die Auseinandersetzungen über Macht in der abendländischen Geistestradition bestimmt haben, nämlich die Vorstellungen von Macht als Kontrolle. Dazu werde ich drei Interpretationen dieser Vorstellungen von Macht als Kontrolle gegeneinander abwägen – die Ansätze von Weber, Marx und Michel Foucault –, um einige ihrer Grundelemente herauszubringen. Und schließlich will ich eine Erklärung wagen, warum es überhaupt sinnvoll ist, sich mit einer derartigen Analyse von Macht zu beschäftigen.

2

Es kann nicht schaden, zunächst einmal den *Grundgedanken* von Macht von dessen verschiedenen Auffassungen zu unterscheiden. Der Grundgedanke ist der gemeinsame Nenner all seiner verschiedenen Auffassungen;

jede Auffassung kann somit als Interpretation oder Anwendung eines Grundgedankens aufgefaßt werden. Die verschiedenen Auffassungen von Macht sind – analog zu dem, was John Rawls über die Auffassungen von Gerechtigkeit geschrieben hat – »das Ergebnis von verschiedenen Vorstellungen von Gesellschaft vor dem Hintergrund einander widersprechender Ansichten über natürliche Notwendigkeiten und Möglichkeiten des menschlichen Lebens«. Wenn wir diese Auffassung von Grund auf verstehen wollen, »müssen wir die Auffassung von gesellschaftlicher Zusammenarbeit deutlich machen, von der sie abgeleitet ist«.[3] Genauso möchte ich jetzt als den allgemeinsten und abstraktesten Grundgedanken von Macht – in Bezug zum gesellschaftlichen Leben – behaupten: *Die Macht eines oder mehrerer Handelnder A in Hinblick auf ein Ziel Z manifestiert sich dann, wenn A das Ziel Z durch das Einwilligen eines oder mehrerer Handelnder B erreicht.* Wir werden noch sehen, daß die verschiedenen Elemente selbst dieser grobschlächtigen Definition wild unterschiedlich interpretiert werden können; doch darin liegt angesichts der Aufgabe, die wir uns gesetzt haben, gerade ihre Stärke.

Ich behaupte nun zunächst einmal, daß, wenigstens in der abendländischen Tradition, zwei Möglichkeiten bestehen, diese Definition auszulegen. Die erste Interpretation verfährt *symmetrisch:* sie geht davon aus, daß das Einwilligen zwischen A und B einvernehmlich geschieht und daß beiden das Ziel Z gemeinsam ist. Die zweite Interpretation verfährt *asymmetrisch:* B's Einwilligung gilt als erzwungen, und das bedeutet, daß die Ziele von B nicht erreicht, nur zum Teil erreicht oder überhaupt nicht angesteuert werden, und wenn B die Ziele von A teilt, so ist das das Ergebnis und nicht die Bedingung der Macht von A. Die erste Interpretation liefert Auffassungen von Macht als Kooperation und Konsens, die zweite von Macht als Hierarchie und Herrschaft.

Zunächst ein Blick auf die symmetrischen Auffassungen: Ihre Geschichte reicht vom Altertum bis in die Gegenwart. Für Platon und Aristoteles, schrieb Franz Neumann, »ist die politische Macht die Gesamtmacht des Gemeinwesens«.[4] Cicero sagte, daß »Freiheit nur in der Stadt einen Platz findet, in der das Volk die höchste Macht hat«[5], und in den Digesten von Justinian wird die gesetzliche Kraft der Entscheidung eines Prinzen von der Tatsache abgeleitet, daß »das Volk ihm seine ganze Regierung und Macht übertragen hat«.[6] Mittelalterliche und moderne Vertragstheorien haben bezeichnenderweise diese Idee der Übertragung der kollektiven Macht des Volkes auf den Souverän übernommen. Man denke bei den modernen Theorien nur an die Lehre von Montesquieu, der zufolge »die Macht der Individuen . . . nicht ohne die Verbindung aller ihrer Willen vereinigt werden kann«[7], an Burke (»Wenn Menschen in Zusammenschlüssen handeln, wird Freiheit zu Macht«[8]) oder die liberale Variante, wie wir sie bei Hum-

boldt und T. H. Green finden und die lautet: »Freiheit im positiven Sinne« ist »eine Macht, die ein jeder durch die Hilfe oder Absicherung seiner Mitmenschen ausüben kann«.[9] Auch der Marxismus enthält eine konsensuelle Auffassung, angewandt auf das Vermächtnis, den Sozialismus aufzubauen. Was heißt Sowjetmacht?, fragt Lenin. Sie »ebnet den Weg zum Sozialismus. Sie gibt den vormals Unterdrückten die Gelegenheit, sich aufzurichten und in einem ständig fortschreitenden Maße die gesamte Regierung des Landes, die gesamte Wirtschaftsverwaltung und die Produktion in die eigenen Hände zu nehmen.«[10] Und unter den mehr oder weniger zeitgenössischen Autoren befürworten Hannah Arendt und Talcott Parsons konsensuelle Auffassungen. Die erstere unter Verweis auf eine klassisch republikanische Deutung von Politik, in der das Wesen der Macht »nicht von einer Befehl-Gehorsam-Beziehung bestimmt wird, dem »Geschäft der Unterdrückung«, sondern vielmehr »der menschlichen Fähigkeit« entspricht, »gemeinsam zu handeln«.[11] Für Parsons ist Macht die Ressource eines Systems, nämlich »die generalisierte Kapazität eines sozialen Systems, etwas im Interesse gemeinsamer Ziele durchzuführen«.[12]

Ich wende mich jetzt den asymmetrischen Auffassungen zu. Deren Geschichte ist nicht weniger ehrwürdig als die, die wir gerade behandelt haben, sie reicht von Thrasymmachos bis in unsere Tage. Ihre klassischen Vertreter waren Hobbes und Max Weber, beide betonten den Zusammenhang zwischen der Asymmetrie der Macht und sozialen Konflikten – aktuellen wie potentiellen. Für Hobbes galt: »Weil die Macht eines Menschen die eines anderen Menschen behindert oder ihr entgegensteht, ist Macht ganz einfach nichts anderes als das Mehr der Macht des einen gegenüber der eines anderen.«[13] Bei Weber heißt es: »Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.«[14]

Man kann die asymmetrischen Auffassungen sinnvollerweise in zwei Unterfamilien aufspalten. Die eine zielt auf Ungleichheit – sie behandelt Macht ganz ausdrücklich *als* Ungleichheit –, das heißt auf eine Vorstellung von Verteilung, die sich auf das unterschiedliche Vermögen von Handelnden bezieht, sich knappe, doch begehrte Vorteile und Ressourcen zu verschaffen. Die Theoretiker der sozialen Stratifikation verwenden gewöhnlich den Begriff Macht in eben diesem Sinne.[15] Sehr deutlich hat das Frank Parkin formuliert:

». . . von der Verteilung von Macht zu sprechen könnte auch als eine andere Beschreibung des Zustroms von Belohnungen gelten. Die Tatsache, daß die herrschende Klasse sich erfolgreich einen unangemessenen Anteil an Belohnungen zukommen lassen kann – im Vergleich zur untergeordneten Klasse –, ist gewissermaßen ein *Maßstab* der Macht der ersteren über die letztere. Anders gesagt, man braucht sich Macht gar nicht als etwas vorzustellen, das oberhalb

oder jenseits des Systems materieller oder gesellschaftlicher Belohnungen existiert, man kann sie vielmehr als eine Vorstellung oder Metapher deuten, mit der der Strom von Ressourcen beschrieben wird, die das System ausmachen. Und damit handelt es sich eben nicht um eine Dimension, die getrennt von der sozialen Stratifikation existiert.«[16]

Hier wird Macht als *Ungleichheit* aufgefaßt. Doch es geht auch anders, und damit will ich mich jetzt befassen: nämlich Macht als *Kontrolle.* Im alten System hat A einfach einen größeren Gewinn als B, wenn er B's Einwilligung innerhalb eines Verteilungssystems erreicht. Im neuen Modell ist A auf eine bestimmte Weise für das Zustandekommen der Einwilligung von B verantwortlich. Der Zusammenhang, das wird noch deutlich werden, steckt voller Probleme. Er wirft eine Reihe von Fragen auf, die einerseits mit philosophischen Voraussetzungen zusammenhängen, andererseits Probleme der Methodik berühren.

Eines aber, und das sollten wir festhalten, ist diese Sichtweise von Macht als Kontrolle *nicht.* Sie ist nicht *per se* pejorativ. Denn schließlich kann man in jedem gegebenen Fall eine derartige Kontrolle aus mehreren Gründen rechtfertigen: Nur ein Erz-Anarchist wird Kontrolle als unter keinerlei Umständen zu rechtfertigen betrachten. Zum zweiten handelt es sich auch nicht automatisch um eine »negative« Auffassung von Macht, deren Bedeutung Foucault »als eine Kraft, die Nein sagt«[17] charakterisiert. Insofern die Macht von A einschränkt, tut sie das doch stets in Hinblick auf ein Ziel von A, das diese Einschränkung bestimmt. Drittens geht es nicht um die Gleichsetzung von Macht mit *Repression,* denn das würde ja die Unterdrückung »befreiender« Alternativen voraussetzen, die in der fraglichen Situation latent vorhanden sein können, es aber nicht sein müssen.

Und noch eine abschließende Bemerkung zur generellen Unterscheidung zwischen symmetrischen und asymmetrischen Auffassungen. Wir befassen uns lediglich mit der analytischen Unterscheidung von verschiedenen Möglichkeiten, historische Gegebenheiten zu interpretieren, also nicht mit einer Definition der »Wirklichkeit«, in der es um das Erkennen bestimmter Phänomene geht. Es kann daher nur eine mäßige Überraschung sein, wenn identische historische »Beweisstücke« von sich befehdenden Denkern jeweils für ihre ureigene Sache vereinnahmt werden konnten. Man vergleiche nur die Perspektive Lenins mit der Webers, wenn es um den Aufbau des Sozialismus geht, oder die Positionen von Talcott Parsons und C. Wright Mills zur Struktur der Macht in der amerikanischen Gesellschaft.[18]

3

Betrachten wir die Auffassung von Macht als Kontrolle aus der Nähe. Ich möchte dazu drei einflußreiche, interessante und auf eine interessante Weise unterschiedliche Interpretationsmodi erörtern. Aus dem Vergleich ergibt

sich ein genaueres Bild der jeweils zugrunde liegenden Voraussetzungen und der möglichen Erklärungsfunktionen.

Weber, das haben wir bereits erwähnt, sah Macht als die Chance eines Handelnden, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichgültig, worauf die Chance beruht. Nach Weber gibt es eine extrem weite Bandbreite solcher Grundlagen, dadurch wird der Begriff »Macht« soziologisch »amorph«. Weber schlug deshalb als präzisere Fassung den Begriff »Herrschaft« vor.[19] Doch dann unterschied er zwischen Herrschaft in einem »äußerst allgemeinen« und einem »engeren« Sinn. Zum ersteren gehört beispielsweise »Herrschaft kraft Interessenkonstellation (insbesondere kraft monopolistischer Lage)«, doch Webers Herrschaftssoziologie bezieht sich allein auf den an zweiter Stelle genannten Sinn, nämlich »Herrschaft kraft Autorität (Befehlsgewalt und Gehorsamspflicht)«. In Webers Worten: »Wir wollen im folgenden den Begriff der Herrschaft im engeren Sinn gebrauchen, welcher der durch Interessenkonstellationen, insbesondere marktmäßig bedingten Macht, die überall formell auf dem freien Spiel der Interessen beruht, gerade entgegengesetzt ist, also identisch ist mit autoritärer Befehlsgewalt.« Der Bezugsrahmen von Webers Herrschaftssoziologie ist dabei noch enger, denn er insistiert nicht nur darauf, daß die verschiedenen Formen von Herrschaft Befehlsstrukturen sein sollen, es geht auch darum, daß sie willentliche Gefolgschaft erzeugen, »als ob die Beherrschten den Inhalt des Befehls um seiner selbst willen zur Maxime ihres Handelns gemacht hätten«. Deshalb: ». . . die bloße äußere Resultante: das Befolgtwerden des Befehls, genügt (nicht), denn der Sinn seines Hingenommenwerdens als einer ›geltenden‹ Norm ist für uns nicht gleichgültig.«[20]

Diese definitorischen Einschränkungen führen dazu, daß Webers Herrschaftssoziologie nicht nur alle Machtstrukturen ausschloß, die durch Märkte und ähnliche »Interessenkonstellationen« gebildet wurden (wie etwa das Verhältnis Schutzherr-Mündel oder auch nur die internationale Politik); ausgeschlossen bleiben auch Machtstrukturen, die vornehmlich auf Zwang beruhen, und die sind historisch sicher nicht gerade die Ausnahme. Weiterhin werden die Fälle nicht erwähnt, in denen dominierende Gruppen oder Regime in den Augen ihrer Untertanen keine Legitimität erwerben können, und es fehlen auch Legitimationskrisen oder die verschiedenen Formen von illegitimer Herrschaft.[21]

Aus zwei Gründen ist dieses Ergebnis umso verblüffender: Erstens kannte Weber ganz genau die Vielfalt von Motiven, die zum Befolgen von Befehlen führen können. Die Menschen können Unterwerfung heucheln, meint Weber, sich opportunistisch verhalten, aus Eigeninteresse handeln oder aus individueller Schwäche und Hilflosigkeit, da es keine akzeptable Alternative

gibt: »Ebenso in der konkreten Motivation: der Befehl kann im Einzelfall aus eigener Überzeugung von seiner Richtigkeit oder aus Pflichtgefühl oder aus Furcht oder aus ›stumpfer Gewöhnung‹ oder um eigener Vorteile willen ausgeführt werden . . .«[22]
Zweitens, weil Weber in Machtfragen ein Realist war: Er war sich stets klar über die eiserne Faust im Samthandschuh, und er hatte keinerlei Illusionen über egoistische Motive hinter altruistischen Gefühlen. Wie er ausdrücklich sagte, »werden von politischen Gemeinschaften dem einzelnen Beteiligten Zumutungen zu Leistungen gestellt, welche jedenfalls große Teile derselben nur deshalb erfüllen, weil sie die Chance physischen Zwanges dahinterstehend wissen«.[23]
Webers Soziologie der Macht als Herrschaft zielt also auf Befehlsstrukturen, in denen im allgemeinen die Legitimitätsansprüche der Herrschenden von ihren Untergebenen akzeptiert werden. Es geht um eine Erkundung der Hypothese, die die vorherrschenden Typen von Autorität beziehungsweise Begründungen für Gehorsam (in den verschiedenen traditionalen Formen, in der rational-legalen und in der charismatischen Variante) als grundlegend und erklärungswirksam für das Verhältnis zwischen Herr und Herr, Herr und Apparat und zwischen diesen beiden und den Beherrschten sowie den organisatorischen Strukturen postuliert. Als Ergebnis unserer Erörterung wollen wir festhalten, daß Weber schlicht davon ausging, daß die Begründungen für Gehorsamspflicht im allgemeinen von den Beherrschten akzeptiert wurden und daß er deshalb nicht weiter erforschte, a) wieweit Mythen der Legitimation akzeptiert wurden und von wem, und b) *wo* sie akzeptiert wurden und wie diese Akzeptanz abgesichert wurde.

Die marxistische Tradition hat sich bekanntlich gerade den Fragen der Herrschaft zugewandt, die Weber entweder ausgelassen oder nicht verfolgt hat. Sie behandelt »Herrschaft kraft Interessenkonstellationen« in der Theorie der Ausbeutung, und sie behandelt Ausmaß, Vorkommen und Mittel der Legitimitätsbeschaffung in der Theorie der Ideologie und (um Gramsci zu zitieren) Hegemonie.
Ausbeutung bezeichnet eine Beziehung zwischen Klassen. In der Periode nach der Stammes- und vor der kapitalistischen Klassengesellschaft wurde Surplus-Arbeit von den unmittelbaren Produzenten durch außerökonomischen Zwang abgepreßt, durch Frondienste, Sklaverei oder direkte Aneignung. Im Kapitalismus sind dagegen die ausbeuterischen Klassenverhältnisse in einem System des gleichen Tauschs zwischen formal freien Agenten versteckt, die ihren jeweiligen Eigeninteressen nachgehen: Das »versteckte Rätsel« der kapitalistischen Produktion löst sich in der Enthüllung dieser Beziehung, die in der Aneignung des Mehrwerts durch die herrschende Klasse besteht. Diese Lösung liegt natürlich darin, daß zwar die Arbeitskraft

zu ihrem Wert verkauft wird, daß aber Mehrarbeit Mehrwert schafft, den sich der Kapitalist aneignet. Ohne tiefer in die Feinheiten dieser Debatte zu steigen: die Klassenmacht oder Herrschaft, die bei dieser Ausbeutung offenbar wird, nötigt die ausgebeutete Klasse auf eine doppelte Weise. Denn obwohl der Arbeiter frei *scheint* (indem er ein Angebot annimmt, das abzulehnen ihm frei steht), ist er doch genötigt, denn er kann sich dem Lohnverhältnis nur um den Preis des Verhungerns entziehen. Und ist er, zweitens, in dieses Verhältnis eingetreten, so ist er gezwungen, einen Lohn zu akzeptieren, der niedriger ist als der Wert, den seine Arbeitskraft schafft. In der bürgerlichen Gesellschaft entsteht diese doppelte Nötigung aus den Besitzverhältnissen, die der kapitalistischen Klasse einen eindeutigen Geschäftsvorteil gegenüber der numerisch weit größeren proletarischen Klasse verschaffen.

Selbstverständlich ist auch die ideologische Hegemonie ein Klassenverhältnis. Marx' Theorie der Ideologie zeigte nicht unbedingt ein Höchstmaß an Kohärenz; manchmal behauptete er – wie Weber –, die herrschenden Ideen einer Gesellschaft seien die Ideen ihrer herrschenden Klasse. Dann wieder schwebte ihm vor, Klassenbewußtsein sei durch bestimmte Situationen determiniert, etwa derart, daß mit sich verschärfenden Widersprüchen im Kapitalismus die herrschende Ideologie ihre Macht über ein zunehmend geschlosseneres und revolutionäreres Proletariat nach und nach einbüßen würde. Lenin und Lukács haben diese Idee übernommen, haben allerdings daraus eine gegenteilige Schlußfolgerung gezogen: Sie gingen davon aus, daß die Lage der Arbeiter eine willfährige Gewerkschaftsmentalität hervorbringt, die nur von oben beseitigt werden kann, durch das gemeinsame Handeln (die Macht?) aufgeklärter Kader, die in der Lage sind, den Arbeitern ihr wahres Bewußtsein zu vermitteln, das wiederum auf der Einsicht in ihre (unterstellten) Klasseninteressen beruht. Erst Gramsci hat sich mit der ganzen Verstricktheit der Vorstellung von ideologischer Macht beschäftigt. Gramsci hat zwar nie bezweifelt, daß es sich bei Hegemonie um eine Form der kulturellen und ideologischen Klassenmacht handelt, doch er ließ vier Fragen offen: 1. Wieweit werden herrschende Legitimationsformen akzeptiert und von welchen Gruppen? 2. Wo Zustimmung herrscht, was ist das (schwankende) Gleichgewicht zwischen »Gewalt« und »Zustimmung«? 3. Wie wird Zustimmung gesichert und aufrechterhalten – und durch welche Institutionen? 4. Wie kann man anti-hegemonistische Einstellungen pflegen und entwickeln? Natürlich ging Gramsci immer davon aus, daß, so effektiv die ideologische Kontrolle bei der Beschaffung von Zustimmung für die herrschende Ordnung auch sein mag, die revolutionären Klassenziele in der unterdrückten Klasse doch immer fortbestehen würden – vielleicht nur im Verborgenen und verschlüsselt, doch stets in der Lage, bei geeigneter Gelegenheit aktiviert, artikuliert und mobilisiert zu werden.

Foucault lehnt zunächst einmal diese beiden Vorstellungen ab. Für ihn gilt keineswegs, daß Macht eine Beziehung zwischen Herrschern und Beherrschten oder zwischen herrschenden und beherrschten Klassen darstellt. Macht, schreibt Foucault, ist nicht

»... eine Gruppe von Institutionen und Mechanismen, die die Gefolgschaft von Bürgern eines gegebenen Staates sichert ... (noch) eine Form von Unterwerfung, die im Gegensatz zur Gewalt in der Form von Herrschaft auftritt, ... (noch) ein generelles System von Herrschaft einer über eine andere Gruppe ...«[24]

Die »juristische Vorstellung von Macht« (wie sie typisch bei Weber zu finden ist) lehnt er als zu begrenzt und irreführend ab, da nach ihr »alle Modi von Herrschaft, Unterwerfung oder Unterdrückung letztlich nur in Gehorsam münden«; wir müssen uns, sagt Foucault, von dieser »juristischen und negativen Darstellung von Macht« losmachen und »nicht länger an Macht in Begriffen wie Gesetz, Verbot, Freiheit oder Souveränität denken«.[25] Und zur sogenannten Klassenherrschaft: »Aus dem allgemeinen Phänomen der Herrschaft der Bourgeoisie kann alles abgeleitet werden.«[26] Macht dürfe nicht global analysiert werden, von oben nach unten, sondern vielmehr anhand einer »aufsteigenden Analyse«, die bei den »infinitesimalen Mechanismen« beginnt, deren Geschichten und Folgen nachspürt und erst ganz zum Schluß diese mit den »allgemeineren Mächten und ökonomischen Interessen« in Verbindung bringt. Zum Beispiel:

»... was die Inhaftierung von Geisteskranken ..., die Unterdrückung oder das Verbot von Sexualität angeht, müssen wir die Art und Weise betrachten, wie auf der jeweiligen Stufe der Familie, der unmittelbaren Umgebung, der Zellen oder der grundlegendsten gesellschaftlichen Einheiten diese Phänomene der Repression und des Ausschließens über ihre Instrumente und eine eigene Logik verfügten, die einer bestimmten Anzahl von Bedürfnissen entsprachen. Wir müssen die dafür verantwortlichen Faktoren aufspüren (jene, die das unmittelbare gesellschaftliche Umfeld ausmachten, die Familie, Eltern, Ärzte, undsoweiter), und wir dürfen sie nicht von vornherein unter der Formel einer verallgemeinerten Bourgeoisie zusammenwürfeln.«[27]

Dann können wir erkennen, daß »die Apparate der Überwachung, die Therapeutisierung der Sexualität, der Geistesgestörtheit, der Straffälligkeit, all die kleineren Machtmechanismen zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Geschichte die Interessen der Bourgeoisie zu vertreten begannen«.[28]
Für Foucault ist Macht die Bezeichnung für »eine komplexe strategische Situation in einer gegebenen Gesellschaft«, sie ist zu deuten als »die Vielfalt von Gewaltbeziehungen, die dem Bereich immanent sind, in dem wir wirken und eine Organisation konstituieren«. Macht wird »von unzähligen Punkten ausgeübt, im Zusammenspiel nicht-egalitärer und beweglicher Beziehungen«.[29] Foucault beharrt darauf, daß die Analyse der Macht sich nicht

»... mit Macht auf der Ebene bewußter Intentionen oder Entscheidungen befassen soll; sie soll nicht versuchen, Macht aus einer internen Perspektive zu betrachten, und sie soll damit aufhören, mit dem Finger auf das Labyrinth und die nicht zu beantwortende Frage zu deuten:

›Wer also hat die Macht und was hat er vor? Was ist das Ziel eines Menschen, dem es um Macht geht?‹ Statt dessen geht es darum, Macht dort zu untersuchen, wo Absichten, falls vorhanden, in tatsächliche und wirkungsvolle Praktiken gekleidet sind.«

Obwohl also Machtbeziehungen das Verfolgen von Zielen und intentional Handelnde zueinander in eine Relation setzen, leitet sich Macht nicht »aus dem Entschluß eines Individuums« oder »einer regierenden Kaste« oder einer »Staatselite« ab: die begrenzten Ziele zahlloser Individuen resultieren in »großen anonymen Strategien«. Die Logik von Machtbeziehungen ist »vollkommen klar, ihre Absichten sind entschlüsselbar, und doch ist es häufig der Fall, daß es niemanden gibt, der sie erfunden hat, und daß man nur von wenigen behaupten kann, sie hätten sie formuliert«.[30]
Darüber hinaus schaffen oder »konstituieren« Machtbeziehungen auch Individuen, deren Verhalten und deren Absichten. Deshalb spricht Foucault von »fortlaufenden Unterwerfungen auf der Ebene jener kontinuierlichen und ununterbrochenen Prozesse, die unsere Körper einzwängen, unsere Gesten regieren, unser Verhalten diktieren, undsoweiter«. Deutlicher:

»Man darf sich das Individuum nicht als eine Art Elementarkern vorstellen, ein primitives Atom, ein multipler und träger Stoff, woran sich die Macht heftet und wogegen sie zufällig schlägt, wobei sie dann die Individuen unterdrückt oder zerknickt. Es ist vielmehr schon eine der Auswirkungen von Macht, daß gewisse Körper, gewisse Gesten, gewisse Diskurse und gewisse Begierden als Individuen erkannt und als Individuen aufgebaut werden . . . Das Individuum, das Macht konstituiert hat, ist gleichzeitig ihr Medium.«[31]

Während wir Macht juristisch fassen, in Begriffen der Souveränität, des Gesetzes, von Rechten undsoweiter, entwirft Foucault ein Bild der modernen Gesellschaft, deren Wirklichkeit von »fortwährenden und beständigen Überwachungssystemen« bestimmt ist, begleitet von »schlagkräftigen Instrumenten für die Bildung und Akkumulierung von Wissen, Methoden der Beobachtung, Techniken der Registrierung, Prozeduren der Überprüfung und Erforschung, Kontrollapparaten«, kurz gesagt: »der Wissenschaft vom Menschen«. Das scheint Foucault unter einer »Gesellschaft der Normalisierung« zu verstehen.[32]

4.
Ich habe eingangs angeregt, den Grundgedanken von Macht wie folgt zu analysieren: Macht wird deutlich, wenn Handelnder oder Handelnde A ihr Ziel Z aufgrund der Einwilligung von Handelndem oder Handelnden B erreichen. Ich habe noch hinzugefügt, daß Macht als Kontrolle dann sichtbar wird, wenn diese Einwilligung B's auf irgendeine Weise erzwungen wurde. Werfen wir jetzt einen Blick auf die Positionen, die wir gerade erörtert haben, unter dem Blickwinkel dieser vorläufigen Analyse.
Betrachten wir zunächst die Handelnden A und B. Für Weber sind das im Prinzip Individuen – insbesondere Herrscher und Untertanen –, wobei man

nebenher ruhig erwähnen darf, daß die letzteren in seiner Herrschaftssoziologie ein ziemliches Schattendasein fristen. Parkin hat dazu angemerkt: »Weber sagt erstaunlich wenig über die Beziehungen zwischen feudalen Herrschern und den gewöhnlichen Massen oder auch nur über die Beziehungen zwischen den Massen und den unmittelbaren Bütteln ihrer Herren«.[33] Bei Marx (und in diesem Punkt folgen ihm die meisten Marxisten) werden aus den Handelnden soziale Klassen, oder Individuen lediglich als Personifizierungen von sozialen Klassen. Dazu schrieb Marx im Vorwort zum *Kapital:*

»... es handelt sich hier um die Personen nur, soweit sie die Personifikation ökonomischer Kategorien sind, Träger von bestimmten Klassenverhältnissen und Interessen. Weniger als jeder andere kann mein Stadtpunkt, der die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt, den einzelnen verantwortlich machen, für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag.«[34]

Für Foucault sind die Handelnden Individuen, doch mit einem besonderen Dreh, der in diesem letzten Zitat bereits vorweggenommen wird: sie sind sowohl Produkte wie Medien von Machtbeziehungen. Ich kann hier nicht ausführen, was das bedeuten könnte, kann nur darauf hinweisen, daß Foucault offenbar an eine Perspektive denkt, in der Macht ein unpersönlicher Mechanismus wird und in der Handelnde, die diese Macht ausüben und ihr unterworfen sind, als »Elemente ihrer Artikulation« und gleichzeitig als »eine ihrer ersten Auswirkungen« betrachtet werden. Foucault betrachtet Benthams Panoptikon als Paradigma der modernen »Machttechnologien«. Es handelt sich um

»... eine Maschine, die jeden gefangenhält, solche, die Macht ausüben, genauso wie die, über die sie ausgeübt wird. Mir scheint das bezeichnend für die Gesellschaften, die im 19. Jahrhundert gebildet wurden. Die Macht ist nicht mehr wesentlich an ein Individuum geknüpft, das sie als Geburtsrecht besitzt oder anwendet, sie ist zu einer Maschine geworden, die keinem gehört.«[35]

Untersuchen wir jetzt die Ziele der Handelnden. Bei Max Weber liegt der Fall ziemlich unkompliziert: Was die Handelnden sagen oder anstellen, beleuchtet deren Ziele. Natürlich weiß auch Weber ganz genau, daß die *Motive* des Subjektes der Macht, Gehorsam zu leisten, komplex und bisweilen verborgen sein können, doch das bleibt unbeachtet. Bei Marx und dem Marxismus wird die Sache verwickelter. Die Theorie der Ausbeutung behandelt sowohl Kapitalisten wie Arbeiter als durchschnittlich rationale Wirtschaftende, die ihre Interessen verfolgen – in diesem Fall entweder Maximalprofite oder Löhne. Doch die Theorie der Ideologie läßt eine neue Möglichkeit auftauchen: die Ziele der Handelnden könnten selbst durch Machtbeziehungen geformt sein. Marx ist den Implikationen dieser Idee nie nachgegangen. Die Anschauung von Lenin-Lukács (in der Lukács die philosophische Begründung für Lenins Praxis lieferte) postuliert die Unter-

drückung »echter« Klasseninteressen, von denen der jeweilige Klassenkämpfer vielleicht gar nichts weiß – obwohl Lenin eine Verbindung zu »fundamentalen Klasseninstikten« herstellte. Gramsci packt dieses Problem frontal an und erwägt die Möglichkeit eines »multiplen Bewußtseins«, in dem verschiedene, miteinander streitende Ziele koexistieren und in dem dominante Formen der Ideologie gleichzeitig neben »authentischen« Klassenzielen auftreten können, die sowohl den Handelnden wie den Beobachtern verborgen sind und nur unter außergewöhnlichen Umständen entschleiert werden. Für Foucault hingegen scheinen unsere Ziele – verpackt in Diskursen, die die Macht geschaffen hat – aus Begierden zu entstehen, die sich in Verhaltensformen ausdrücken, die wiederum samt und sonders als Eigenschaften eines Subjektes gedeutet werden können, das aus Machtbeziehungen gezeugt wird.

Wie also soll man die Beziehung wechselseitiger Zwänge zwischen Handelnden verstehen? Weber, davon war die Rede, läßt ein breites Spektrum von Machtbasen zu, also Methoden, Einwilligung zu erzielen. Doch seine Herrschaftssoziologie konzentriert sich auf eine Beziehung, die durch Befehlsgewalt konstituiert und durch physischen Zwang aufrechterhalten wird. Sich einer Befehlsgewalt zu fügen, bedeutet, als ausreichenden Grund für eine Tat oder eine Überzeugung anzunehmen, daß der Befehl oder die Weisung von jemandem kommt, dessen Anspruch man anerkennt. Befehlsgewalt auszuüben heißt, Gehorsam oder Glauben zu finden, weil man darauf einen anerkannten Anspruch hat. Damit ist aber gesagt, daß Herrschaftsbeziehungen – einmal abgesehen von ihrer Komponente physischen Zwangs – nur dann als nötigend betrachtet werden können, wenn ihre Anerkennung auf irgendeine Weise erzwungen wurde, wenn etwa die vorgebrachten Gründe vorgetäuscht oder selbstsüchtig sind, oder wenn der Handlungsspielraum der Machtlosen so eingeengt wurde, daß sie den Anspruch auf Macht nur als einen Begleitumstand ihres Schicksals sehen. Doch wenn das nicht der Fall ist, warum sollten dann Untertanen und Anhänger ihren Herrschern nicht konsensuell und aus freien Stücken Legitimation verleihen? Ich habe ein wenig den Verdacht, daß Weber Autoritätsverhältnisse deshalb als Kontrolle und Herrschaft einstufte, weil er davon ausging, daß eine solche Aufbürdung – erschwert durch die Angst vor physischer Gewalt – tatsächlich der Normalfall sei. Für die marxistische Theorie der Ausbeutung rühren der Zwang und die Nötigung daher, daß die Arbeiter (als Kollektiv) den Lohnverhältnissen nicht entkommen können und daß ihnen dadurch ein Teil des Mehrwerts vorenthalten wird. Hegemonie enthält – aus der marxistischen Perspektive – Nötigung, da sie die Verwirklichung, die Verfolgung und sogar die Artikulation alternativer authentischer Klassenziele verhindert. Auch für die Foucaultschen Machtverhältnisse kann gelten, daß sie nötigen, denn sie unterdrücken Autonomie, Kreativität

und die Entfaltung menschlicher Anlagen – oder sogar körperlicher Vergnügungen. In Foucaults Sprache finden sich häufig Belege für diese Interpretation (»Unterdrückung«, »Unterwerfung«, »Repression« undsoweiter.) So redet er auch von der Notwendigkeit einer nicht-disziplinierenden Form der Macht und »einer neuen Form von Recht, das gleichzeitig anti-disziplinierend und zugleich befreit vom Souveränitätsprinzip sein muß«.[36] Diese Gedanken scheinen bei seiner Idee von einer »normalisierten Gesellschaft« mitzuschwingen. Andererseits erklärt er »eine besondere Scheu vor dieser Vorstellung von Repression«[37], und die Stoßrichtung seiner ganzen Theorie zielt auf die These, daß das »Subjekt« das Ergebnis von Machtbeziehungen sei und daß so subjektive Vorstellungen wie Autonomie, Kreativität und Befreiung nur Teil eines anderen, machterzeugten Diskurses seien, der darüber hinaus nur dazu dient, die wahre Natur der Machtverhältnisse zu verschleiern. »Macht«, schreibt Foucault, »ist immer schon da, man befindet sich nie außerhalb von ihr, es gibt keine Randzonen, in denen die, die mit dem System gebrochen haben, herumtanzen können«.[38] Dann aber ist nicht klar, warum die »einwilligenden« Subjekte der Macht als von anderen genötigt aufgefaßt werden sollten, da *ex hypothesi* sie und jene anderen nicht anders können, als so zu glauben und sich so zu verhalten.

5

Was bleibt als Schlußfolgerung? Ich würde sagen, Foucault hat recht, wenn er sich einer Anschauung von Macht konfrontiert sieht, die tief in unserem Reden verwurzelt ist und es durchdringt. Doch ich würde auch sagen, daß er das, wogegen er sich wendet, nicht hinreichend deutlich macht und daß er deshalb dieser Anschauung nicht entkommt, ja nicht entkommen kann.

Was ist das für eine Anschauung? Ich habe sie »Macht als Kontrolle« genannt, und ich will jetzt auf ein paar Voraussetzungen eingehen, die sich aus unserer Diskussion ergeben haben. Erstens und vor allem anderen setzt diese Anschauung – wie der Begriff Machtverhältnisse – *Akteure* voraus, die begründet handeln, Ziele verfolgen, zwischen Alternativen wählen. Diese Macht besteht ja, zweitens, gerade darin, daß die Ziele einiger durch die Verhinderung der Erreichung der Ziele anderer verwirklicht werden oder daß andere zur Umformulierung ihrer Ziele gezwungen werden. Um, drittens, diesen Sachverhalt herauszuschälen, muß eine Beziehung zwischen den Handlungen (oder auch Nicht-Handlungen) jener »einiger« und den Konsequenzen der Handlungen hergestellt werden (obwohl, wie Foucault ganz richtig sieht, es sich nicht unbedingt um beabsichtigte Konsequenzen handeln muß). Viertens gehört auch dazu, daß die »blockierten« Alternativen identifiziert werden – in der Gestalt von »relevanten Alternativen«: was hätte das Opfer der Macht getan oder geglaubt, hätte es die Macht nicht gegeben? Diese Alternativen mögen aber, fünftens, den Akteuren gar nicht

klar geworden sein, vielmehr könnten sie ja viel effizienter gewirkt haben – so würde die marxistische Theorie der Ideologie argumentieren –, wenn sie nicht erkannt worden wären. Nun müssen, sechstens, diese Alternativen in irgendeiner Beziehung zu den tatsächlichen oder latenten Zielen der Akteure stehen, sonst haben wir es – wie Lukács-Lenin es sehen – nur mit willkürlichen Ansprüchen zu tun, die sich auf die Unterdrückung erwünschter Möglichkeiten beziehen. Mit anderen Worten: das *Erzwungene* innerhalb der Machtbeziehung muß deutlich gemacht werden. Schließlich liegt auf der Hand, daß die unterstellten Alternativen, die in allem stecken, was man Macht zuschreibt, ihrerseits Handelnde voraussetzen, die begründet und zielgerichtet vorgehen und zwischen Alternativen auswählen.

Wie gesagt, Foucault scheint diese Anschauung widerlegen zu wollen. Er greift nicht nur die juristische Fassung von Macht an, sondern auch die sehr viel allgemeinere Vorstellung, nach der soziale Beziehungen und Prozesse nur in Begriffen menschlichen Handelns adäquat gedeutet und verstanden werden können, das heißt (teilweise) durch Begründungen, Ziele und Entscheidungen der Menschen, eingeschlossen ihre Voraussetzungen und alle ungewollten Konsequenzen. Kurz gesagt, liegt Foucaults Plan (den er übrigens keineswegs als einziger verfolgt) darin, menschliche Tätigkeiten vom *explanans* ins *explanandum* zu befördern; insbesondere geht es ihm darum, eine Analyse von Machtverhältnissen vorzulegen, die unpersönliche Mechanismen und Apparate als das *explanans* herausarbeiten und die Individuen, deren Reden und deren Verhalten als das *explanandum.*

Doch ich habe schon angedeutet, daß Foucault weder in dem, was er sagt, noch in dem, wie er es vorträgt, den Fängen der traditionellen Anschauung entkommen kann. Auf jeden Fall lebt auch in seinen Diskursen das Subjekt noch. Und ich frage mich überhaupt, ob das Ziel, menschliches Handeln aus der Erklärung von Macht zu bewerten – ganz zu schweigen von gesellschaftlichem Leben ganz allgemein –, der Mühe wert ist. (Auf dem Gebiet der symmetrischen Auffassungen von Macht scheint Niklas Luhmann eine Art Doppelgängerrolle zu Foucault einzunehmen.) Wenn diese Anschauungen überhaupt so etwas wie Zukunft haben, dann wohl eher auf dem Gebiet der Neurobiologie als dem der Sozialwissenschaften. Doch ohne überzeugende Erfolge aus einer dieser Richtungen (und vielleicht sogar, wenn es diese gäbe) frage ich mich, ob wir auf die traditionellen Erklärungen verzichten können. Schließlich wollen wir wissen, *wer* individuell oder als Kollektiv Macht besitzt oder ausübt. Natürlich hat Foucault recht, wenn er auf die Komplexität dieser Frage hinweist. Doch er hat noch nicht gezeigt, daß sie unnütz oder falsch gestellt ist.

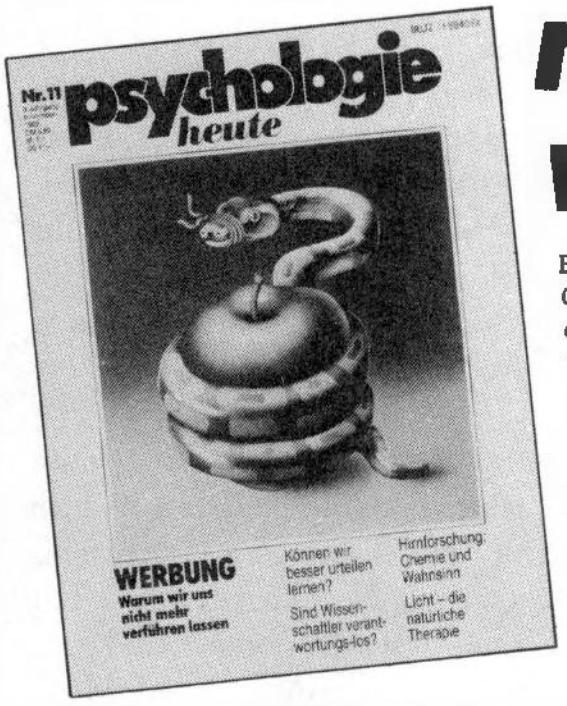
Aus dem Englischen von Tilman Spengler

Anmerkungen

1 B. Russell, *Power*, London 1938, S. 35.
2 N. Luhmann, *Trust and Power*, 1979, S. 108; im Original: *Macht*, Stuttgart 1975.
3 J. Rawls, *A Theory of Justice*, Oxford 1972, S. 9 f.
4 F. Neumann, »Approaches to the Study of Political Power«, in: *The Democratic and Authoritarian State*, New York 1964, S. 5.
5 Cicero, *De Re Publica*, Buch 1, Art. 31.
6 *Digesta Justitiani Augusti*, Buch 1, Kap. 4, Sect. 1.
7 Montesquieu, *L'Esprit des Lois*, Buch 1, Kap. 3.
8 E. Burke, *Reflections on the Revolution in France*, London 1910, S. 7.
9 T. H. Green, »Lecture on Liberal Legislation and Freedom of Contract«, in: *Works*, 6. Auflage, Bd. 3, London 1911, S. 370-373.
10 V. I. Lenin, »What is Soviet Power?«, in: *Selected Works*, London 1969, S. 476–477.
11 H. Arendt, *On Violence*, London 1970. S. 40-44.
12 T. Parsons, »Authority, Legitimation and Political Action«, in: C. J. Friedrich, Hrsg., *Authority Nomos I.*, Cambridge, Mass. 1958, S. 206.
13 T. Hobbes, *Elements of Law Natural and Politic*, Teil 1, Kapitel 8, Sektionen 3 und 4.
14 M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Bd.1, Köln 1964, S. 38.
15 Vgl. vor allem G. Lenski, *Power and Privilege*, New York 1966, S. 45.
16 F. Parkin, *Class Inequality and Political Order*, London 1971, S. 46.
17 Anthony Giddens lehnt eine solche Anschauung ab. Vgl. dazu sein Buch *Central Problems in Social Theory*, London 1979, insb. Kap. 2. Er behauptet: »Im Zentrum von Herrschaft und Macht liegt die Fähigkeit zu Transformation im menschlichen Handeln, hier liegt der Ursprung all dessen, was im sozialen Leben befreiend und produktiv, doch genauso auch repressiv und zerstörerisch ist.« In: A. Giddens, *A Contemporary Critique of Historical Materialism*, London 1981, S. 51, dort findet sich auch das Zitat von Foucault.
18 Vgl. C. Wright Mills, *The Power Elite*, New York und London 1956, und T. Parsons, »The Distribution of Power in American Society«; es handelt sich dabei um eine Besprechung von Mills' Buch in *World Politics*, Oktober 1957.
19 M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Bd. 2, Köln 1964, S. 692.
20 *ibid*, S. 692, 695.
21 Vgl. F. Parkin, *Max Weber*, Chichester und London 1982, Kap. 3.
22 *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 695.
23 *ibid*, S. 658.
24 M. Foucault, *Histoire de la sexualité 1. La Volonté de savoir*, Paris 1976, S. 121.
25 *ibid*, S. 113, 119.
26 M. Foucault, *Power/Knowledge*, hrsg. von C. Gordon, Brighton 1980, S. 100.
27 *ibid*, S. 99.
28 *ibid*, S. 101.
29 *Histoire de la sexualité*, S. 121, 123.
30 *ibid*, S. 125.
31 *Power/Knowledge*, S. 98.
32 *ibid*, S. 105, 102, 107.
33 Parkin, *Max Weber*, S. 83.
34 *Marx-Engels Werke*, Berlin 1961-66, Bd. 23, S. 16.
35 M. Foucault, *Power/Knowledge*, S. 98, 156.
36 *ibid*, S. 108.
37 *ibid*, S. 92.
38 *ibid*, S. 141.

Werbung.

Warum lassen wir uns nicht mehr verführen?



Es ist ein gut gehütetes Geheimnis der Werbebranche, daß die Werbung an Wirkung verloren hat. Vor allem dort, wo sie im Verbraucher nichts weiter als ein "Konsumäffchen" sieht, das bereitwillig in die Regale greift, wenn man nur stark genug an seine unterschwelligen Emotionen appelliert. Verbraucher merken heute die Absicht - und sind verstimmt.

WEITERE THEMEN IM NOVEMBER-HEFT:

Das Pilatus-Syndrom: Trotz Hiroshima, Harrisburg und Global 2000 waschen Wissenschaftler ihre Hände in Unschuld, wenn es um die Folgen ihrer Erkenntnisse geht.

Chemie und Wahnsinn: was passiert im Gehirn, wenn es "normal" funktioniert und wenn es "verrückt" spielt?

Kann Licht Depressionen heilen? Wie Farbe, Intensität und Dauer des Lichts unser psychisches Wohlbefinden beeinflussen.

PSYCHOLOGIE HEUTE:

kritisch, genau, aufklärend. Die Zeitschrift, die das Bewußtsein schärft für den Zusammenhang zwischen individuellem Lebensplan und gesellschaftlichen Verhältnissen.

PSYCHOLOGIE HEUTE

ist am Kiosk wie auch im Buchhandel erhältlich.

Bestellen Sie ein Probeabonnement zum Vorzugspreis von DM 10,- (3 Hefte ab nächster Ausgabe) beim: Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

Name/Vorname

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Datum/Unterschrift

Diese Bestellung kann ich innerhalb einer Woche widerrufen.

5115

Kirsten Bergerhoff / Marianne Geib / Katrin v. Plottnitz
Kraftproben
Das Lehrer-Schüler-Spiel

Nach sechs Wochen Ferien fängt die Schule wieder an. Ich kann die letzte Feriennacht nie gut schlafen und träume regelmäßig vom Schulterror. Diesmal ist es eine neue 10. Klasse, der Chemieraum ein wellenförmiger Hörsaal. Die Wand zur Sammlung fehlt, überall stehen Regale voller Geräte und Chemikalien. Die Schüler spielen Nachlaufen und Verstecken. Immer wieder schauen grinsende Gesichter durch die Bechergläser und Säureflaschen. Niemand hört auf mich, keiner setzt sich hin. Ich bin machtlos.

Die erste Stunde Chemie in einer 8. Klasse. Es ist bereits die sechste Stunde am Vormittag und heiß. Die Klasse ist extrem unruhig. Trotz meiner freundlichen Bitten und Ermahnungen droht ein allgemeines Geschwätz. ›Motivationsanreiz‹ wäre jetzt das Stichwort unserer Ausbilder gewesen. Ich brülle statt dessen laut los, hier habe jetzt Ruhe zu sein; sie brauchten keine Machtprobe zu versuchen, die Macht hätte ich, und am Anfang seien solche langweiligen Einführungen in die Unterrichtsorganisation nun einmal notwendig. Ich würde ihnen einen interessanten Chemieunterricht bieten wollen, sei aber nicht bereit, ihr Chaos und Geschwätz zu ertragen.

Motivationsanreiz – etwas finden, was die Schüler aufweckt, anregt. Ist doch leicht in der Chemie: Schwarzpulver mischen, Stinkbomben machen, Schnaps brennen, Magnesium anzünden, Knallgas herstellen, die Schule hochjagen, die Lehrer verdampfen, wegdestillieren, dekantieren, fraktionieren . . .
Motivationsanreiz. Doch, manchmal gibt es durchaus ein geeignetes Experiment, das man nachmittags vorbereiten kann. Es gibt auch spannende Schülerübungen – vorausgesetzt, alle Geräte sind vorhanden, die Etatmittel reichen für Chemikalien, die Gruppen sind klein genug. Es gibt gute Filme, die man bestellen kann und – wenn sie nicht gerade ausgeliehen sind – auch eine Woche später bekommt. Manchmal stößt man auch im Lehrplan auf Themen, die den Schülern Spaß machen, und einmal im Halbjahr kann man einen Lehrausflug zur Besichtigung der technischen Praxis machen. – Ich habe 24 Wochenstunden, 8 Lerngruppen mit jeweils ca. 30 Schülern.

10. Klasse. Ein Sauhaufen, sagen die Kollegen. Unterricht findet kaum statt. Ich werde gleich von Anfang an hart auftreten und blase mich innerlich auf wie ein Ochsenfrosch. Nur keine Schwäche zeigen. Plötzlich stinkt es hinten in der Klasse ganz fürchterlich. Die Schüler rufen, raus hier, es stinkt. Ich bleibe fest. Wer planscht, muß auch putzen, heißt es in der Sesamstraße, »wer stinkt, soll auch sitzenbleiben und erstinken«, sage ich. Damit mir selber nicht schlecht wird, stelle ich mich ans offene Fenster. Die Schüler sind überrascht, sie harren aus, ich habe gewonnen.

Es ist fast nur ein Raunen in der Schule. Niemand spricht offen darüber. Ein Schüler mit Strumpf über dem Gesicht ist in einen Klassenraum gestürzt und hat dem Kollegen E. eine Sahnetorte ins Gesicht geschmissen. E. war nie auffällig. Niemand weiß eine Erklärung. Auch nach Wochen wird nicht einmal unter Schülern der Name des Sahnetortentäters gehandelt.

Bis jetzt saß oder stand ich *vor* der Klasse, der 9., 10., 11., 12. oder 13. Ich konnte beinahe über die Köpfe der Schüler schauen. Das Blinkzeichen signalisiert das Ende der Stunde. Die Schüler drehen sich aus ihren Stühlen, sie erheben sich, wenden sich ab, beziehen sich aufeinander. Ich bin plötzlich umgeben von Menschen, die zwei oder drei Köpfe größer sind als ich. Auf der Höhe, wo ich eben noch Gesichter gesehen habe, gibt es nur noch breite Kreuze, Rücken, Brustbilder. Wenn ich jetzt mit ihnen rede, muß ich hochsehen, aufschauen. Ich bin viel kleiner als die meisten von ihnen.
Pause: Ich gehe vom Neubau in den ersten Stock des alten Gebäudes. Dort ist das Lehrerzimmer. Die Schüler sind schon unterwegs, stehen oder laufen in den Gängen und im Hof herum, lachen, rauchen, bewegen sich entspannt, brauchen Platz nach dem langen Sitzen. Ich kämpfe mich an diesen Gruppen vorbei, keiner weicht aus, keiner bemerkt mich, ich muß sehen, wie ich durchkomme. Auf der ganzen Breite der Treppe strömen mir brabbelnde, lachende, schreiende Menschen entgegen. Ich bewege mich gegen den Strom, ganz rechts, eng an das Geländer gedrängt, an dem ich mich festhalte und hochziehe. Endlich bin ich angekommen, ich habe sie im Rücken, die Stimmen werden leiser. Pause.
Es blinkt, die Pause ist vorbei. Vor den verschlossenen Klassenzimmern stehen laute, schubsende Schülertrauben. Ich arbeite mich zur Tür vor, schließe auf. Die nachdrängenden Schüler reißen mich stolpernd in den Raum. Ich stehe vor der Klasse am Lehrertisch, auf der anderen Seite, ihnen gegenüber. Dieses Gewusel und Gerede kann ich abstellen, hier weiß ich, wie das geht, jetzt kenne ich mich wieder aus. Sie sitzen, meine Stimme beherrscht den Raum. Ich kann ihnen beinahe über die Köpfe schauen. Der Unterricht läuft.

Die Zeiten des Katheders, des erhöhten und erhöhenden Lehrerplatzes sind längst vorüber. Heute sehen Lehrerpulte wie Schülertische aus, stehen auf gleicher Höhe und tragen die gleichen Inschriften und Kritzeleien, weil sie zuweilen ausgetauscht werden.
Einer dieser Tische steht schief auf dem freien Platz vor der Wandtafel, als die Kollegin S. den Klassenraum betritt. Es gibt keinen freien Stuhl mehr, das ist nichts Ungewöhnliches. Also rückt sich S. den Tisch zurecht und setzt sich auf die Platte. Plötzlich ist es ungewöhnlich ruhig, etwas stimmt hier nicht. Sie fragt, was los sei, aber niemand antwortet. In die Stille hinein sagt plötzlich einer: Sie sitzen drin, und alle lachen. Etwas Zähflüssiges, Schmieriges klebt am Rock und auf der Bank. Kai ist in der Pause von einem kräftigen Nieser überrascht worden, hatte kein Taschentuch und tauschte seinen Tisch kurzerhand gegen den Lehrertisch ein, mit wohlwollender Unterstützung der Klassenkameraden. S. ist zwar etwas angewidert, aber pädagogische Maßnahmen ergreift sie nicht. Ähnliche Ferkeleien gehören schon lange zu ihrem Berufsalltag, und sie hat sich mit ihrer »Berufskleidung« darauf eingestellt. »Sauerei« sagt sie und beginnt mit dem Unterricht.

M. ist pädagogisch geschickt. Zu dem neuen Unterrichtsthema sammeln die Unterprimaner Gesichtspunkte, die ihrer Meinung nach berücksichtigt werden sollten. Mit etwas Stirnrunzeln, Abwiegeln, Lob und gespieltem Interesse erreicht M., daß das Thema nach kurzer Zeit so gegliedert ist, wie sie es schon vor einer Woche für gut befunden und seither vorbereitet hat. Jetzt zieht sie einen Stoß Texte hervor, die genau zu dem ersten Unterthema passen, auf das sich die Schüler gerade geeinigt haben. Einige zeigen sich beeindruckt, sie finden das geradezu genial. Alle sind zufrieden, sie haben das Gefühl zu arbeiten, zu bestimmen, was gemacht wird; ein gutes, freundliches Arbeitsklima ist entstanden. M. wie Manipulation.

P. kommt in die Klasse. Er ist groß, breit, geht tatkräftig federnd und legt nach kurzer Anwesenheitskontrolle mit seinem Unterrichtsstoff los. Klar, laut, bestimmt, mit einem Befehlston, der keinen Widerspruch zuläßt. P. weiß, was richtig ist, er weiß, daß Schüler so sind. Die Schüler haben nicht Angst vor P., sondern vor dem überdimensionierten Vater mit dem Rohrstock. Autoritäre Lehrer haben es gut. In den Klassen herrscht Ruhe, in den Kursen werden sie weniger gewählt, also sind ihre Kurse kleiner, und das heißt weniger Korrekturen. Es wird etwas gelernt, Hausaufgaben werden gemacht. So einfach ist das.

G. hat auch Ruhe. Sie läßt sich nie auf Auseinandersetzungen ein. Wenn die Schüler unruhig sind, wird sie leise. Sie stellt sich neben oder hinter den Schwätzer und beobachtet ihn schweigend und lächelnd. Der Psychotrick

funktioniert fast immer. G. borgt ihre Macht vom Überich, vom schlechten Gewissen, von dem großen Zeigefinger des Vaters.

K. hat die Macht nicht. Er agiert nicht, er reagiert. Jede abweichende Schülerfrage treibt ihn zu Abschweifungen. Ein Geschwätz ärgert ihn, ein Stückchen Apfelsinenschale, das durch den Klassenraum fliegt, bringt ihn aus der Fassung. Die Schüler können ihn ›tanzen‹ lassen, wie sie wollen. Sie wollen ihn oft tanzen lassen.

T.s Fächer sind Deutsch und Erdkunde; weder die Zehnjährigen noch die fast Erwachsenen möchten etwas von dem wissen, was er sie lehren könnte. Es läuft immer nach dem gleichen Muster ab: nach wenigen Stunden in einer neuen Klasse hat er verloren: Papierflieger schweben, Orangenschalen sausen durch die Luft, Papierkügelchen, mit Spucke angefeuchtet, fliegen im Raum umher, es pfeift, singt, heult, Schüler werden von Nieskrämpfen geschüttelt; in höheren Klassen spielt man Skat und hört Musik aus dem Transistorgerät. Schließlich hat T. einen Einfall. Die Landesbildstelle verleiht eine Vielzahl von Filmen zu Unterrichtszwecken. Er wird ihr bester Kunde. Montags, wenn die bestellten Filme erst im Laufe des Vormittags geliefert werden, ist er meistens krank. Und ab Dienstag läuft in jeder Klasse, in jedem Kurs ein Film. Der Raum ist abgedunkelt, die Schüler sind Schatten. Zwar pfeift, singt und heult es immer noch zuweilen, manchmal ist es aber auch ruhig, weil viele Schüler nach der Anwesenheitskontrolle verschwinden und erst wieder dasitzen, wenn es hell wird. Als ein Kollege einmal die Tür öffnet, um eine Nachricht zu überbringen, läuft gerade »Meine erste Tanzstunde«. Am Ende sind alle Filme mehrfach gezeigt, er meldet sich immer häufiger krank und wird am Schluß des Schuljahres auf eigenen Wunsch in die Provinz versetzt.

Die Referendarin B. hat im ersten Halbjahr ihrer Ausbildung Sexualkunde in der 10. Klasse zu unterrichten. B. will ihre ersten Unterrichtserfahrungen nicht mit diesem Thema machen. Die Klasse will auch nicht, zumindest nicht in dieser Stunde und nicht die Frage »Beziehungen der Geschlechter untereinander«. Jörg fängt in dieser Konfliktsituation an, Klarinette zu spielen. Er hat nachher Orchesterprobe. Klaus holt die Querflöte heraus. B. bittet die Schüler, aufzuhören, doch niemand achtet auf sie. B. findet die Musik ja auch schön, aber sie hat Angst vor den kontrollierenden Ohren auf dem Flur. Wie schnell wird sich das herumsprechen? Was wird in der nächsten Stunde passieren?

H. will eine Kursarbeit schreiben lassen. Die Schüler wollen nicht, H. hat nach ihrer Meinung nicht genug mit ihnen geübt. H. droht mit Folgen, der

Direktor und die Note 6 werden genannt. Die Schüler stehen wortlos nacheinander auf und gehen. Keiner schreibt.
Kein Lehrer kann wirklich etwas tun, wenn die Schüler geschlossen nein sagen. Aber das geschieht fast nie. Denn zu Hause stehen sie ja allein vor den schimpfenden, strafenden oder schlagenden Eltern. Davor haben sie Angst. Die Stärke der Gruppe erproben sie kaum einmal, sie sind sich zu selten einig.

Ich werde zum Zwecke der Beförderung von Schulleiter und Schulamtsdirektor besichtigt. Ich will mir aus dieser Überprüfung nichts machen, beide Herren sind ohnehin keine Chemiker oder Biologen. Aber ich schlafe schon seit einer Woche schlecht und rede dauernd von diesem Besuch. In der Stunde bin ich hoffnungslos nervös, bei den ersten Sätzen zittert meine Stimme. Das Verhältnis von Macht und Abhängigkeit zwischen Lehrer und Schülern hat sich verkehrt. Als in der Referendarzeit in eine ähnliche Besichtigungsstunde einmal unvermutet der Schulleiter hereinplatzte, sind alle Schüler schlagartig verstummt. Ich habe verzweifelt monologisiert, habe geschwitzt, gezittert, schließlich innerlich aufgegeben. Leider konnte ich noch nie im richtigen Moment ohnmächtig werden. Erst im Traum habe ich gebrüllt: »Raus, Sie Direktor, Sie merken doch, Sie stören.« Heute helfen mir die Schüler. Sie beteiligen sich weit mehr als sonst, sie nutzen ihre Macht nicht.

Fachtagungen, Lehrgänge, Konferenzen – Zusammentreffen mit vielen Kollegen. Gelegentlich, besser regelmäßig flippe ich aus: zumindest für die Naturwissenschaftler muß wohl gelten, daß sie alle fachlich inkompetent, faul, borniert, politisch zurückgeblieben und phantasielos sind. Mit wem soll ich diskutieren? In der Studienzeit wollte ich mit Freunden eine Privatuni eröffnen, um endlich das zu lernen und zu lehren, was wir für sinnvoll hielten. Jetzt will ich Kultusministerin werden oder eine eigene Schule leiten. Die Kollegen absetzen, in die Wüste schicken. Radieschen sollen sie zupfen, nach meiner Flöte sollen sie tanzen, und zwar schnell.

I. muß den Studienleiter vertreten und Kurswahlen organisieren. Eine Menge zusätzlicher Arbeit, aber jetzt kommt sie endlich zum Zuge. Für kurze Zeit wird sie zum fast wichtigsten Herrscher der Oberstufe und will vieles ändern. Schüler in der Oberstufe können ihre Fächer und ihre Lehrer nämlich wählen, glauben sie. Aber Kollege A. in Mathe gibt gute Noten; er wird von 100 Schülern gewählt. Kollege B. ist schon weniger beliebt; er wird zehnmal gewählt. Kollege C. ist verschrien, seine Noten sind scharf; keine Wahl. Und dann gleicht der Studienleiter aus: die Schüler d, e, f . . . kommen, obwohl sie A gewählt haben, in den Kurs von C. Gerät ein schwacher

Schüler in mehreren Fächern an solche C.'s, ist er geliefert – Selektionsspiel.
I. wird nicht allein verteilen, sondern alle Kriterien offenlegen, die Betroffenen beteiligen und schlimmstenfalls eben losen. Diese Arbeit kostet sie doppelt so viel Kraft und Zeit wie den Studienleiter, aber sie wird von den Schülern anerkannt. Macht und Anerkennung. – Auch Studienleiter sind auswechselbar. (I.s Vater hat immer gesagt, ein guter Diktator sei die beste Staatsform.)

Biologie-Leistungskurs 12, Thema: Lernverhalten. Ich bitte die Schüler, einen weiteren Selbstversuch zum Lernverhalten zu machen. Sie sollen den linken Arm waagerecht 20 cm über den Tisch nach vorn ausstrecken und dabei mit der rechten Hand alles aufschreiben, was ihnen währenddessen einfällt. Keiner fragt, warum; keiner fragt, wie lange; alle heben den Arm – zunehmend verkrampft. Sie schaffen es lange. Bis einer verzweifelt den Arm fallen läßt und stöhnt: »Ich kann nicht mehr, warum machen wir das eigentlich!« – Hätten sie auch Kopfstand gemacht? Was hätten sie alles gemacht?

Nach zwölf Tagen Landheimaufenthalt kommt Kollege F. mit 35 elf- und zwölfjährigen Kindern vor der Schule an. Er steigt als erster aus dem Bus, die Eltern warten schon. Geschafft! Alle sind gesund, wenn auch etwas übernächtigt; niemand hat sich den Arm gebrochen, keiner ist ins offene Fahrtenmesser gestürzt, der Jugoslawe hat endlich einen Freund. Jetzt nur nach Hause, ein heißes Bad und dann ins Bett. Martins Mutter strahlt F. an und sagt ohne Arg in der Stimme: »Sie haben sich bestimmt gut erholt.« In der letzten Elternsprechstunde hatte sie sich lange über den immer schlimmer werdenden Ungehorsam ihres Sohnes ausgelassen. F. wünscht ihr im Stillen viele, viele Kinder.

Wir haben in der letzten Woche über ›Lehrermacht‹ nachgedacht und Episoden, Szenen, Situationen aufgeschrieben, die nun vor mir liegen. Ich notiere gerade, was mir heute noch dazu eingefallen ist, da kommt P. nach Hause. Er sieht die Überschrift, grinst belustigt, herablassend und sagt: »Lehrermacht – lächerlich! Was gibt es denn heute abend zu essen?« P. ist Präsident einer Gruppe kanadischer Firmen, die sich mit Mineralexploration beschäftigen, und seine Sekretärin würde auch bellen, wenn er sie dazu aufforderte.

Marlis Gerhardt
Die Angst vor der Macht

Wir sind ein kleiner Kreis von Journalistinnen; seit Jahren schon treffen wir uns ziemlich regelmäßig. Als Frauengruppe verstehen wir uns nicht, und schon gar nicht als Schwestern, eher als eine freie Assoziation weiblicher Individuen. Wenn uns etwas verbindet, dann ist es der Job, die Arbeit in einer Anstalt des öffentlichen Rechts, die Erfahrungen mit einem Metier, das nach wie vor nicht unbedingt frauenfreundlich ist.

Beim letzten Treffen, abends in der obligatorischen italienischen Kneipe, ging es wieder einmal um das ewig gleiche und immer gleich aktuelle Klagelied: um die Besetzung der Chefetagen in den Medien mit Personen ausschließlich männlichen Geschlechts.

Dabei fiel eher zufällig das Stichwort Quotierung. Eine von uns stellte die Frage, ob ein Gesetz, das die Besetzung derartiger Positionen in der bel étage der Hierarchien mit Frauen zwingend vorschreibe, nicht notwendig und nützlich sei, um überhaupt etwas zu bewegen. Die Reaktion war überraschend: Es blieb nicht bei der Ablehnung formaler Regelungen, für die es ja durchaus Argumente gibt. Auf einmal ging es um etwas ganz anderes, nämlich um emotionale Appelle und existentielle Bekenntnisse. Gerade diejenigen, die sich sonst immer um besondere Sachlichkeit bemühen und betont cool argumentieren, versuchten zu beweisen, daß jede eventuelle Teilhabe von Frauen an der Macht ein Unding sei. Auf einmal hieß es, Frauen, die das Bedürfnis nach Aufstieg und Karriere hätten, gehörten sowieso zur Kategorie der Monstren. Mit Hingabe geradezu wurde nach Beispielen und Namen gesucht, nach Warnbildern also, die dazu angetan sein sollten, einem die mögliche Lust an einer möglichen Karriere endgültig auszutreiben. Und außerdem, hieß es jetzt, gebe es doch genug vernünftige Männer, die durchaus in der Lage seien, die Dreckarbeit mit der Macht für uns mitzuerledigen. Aus der zuvor so heftig beklagten Benachteiligung wurde am Ende ein ethischer Imperativ abgeleitet: Das hohe Lied der weiblichen Machthungerlosigkeit. Damit aber war das Problem auf geradezu exemplarische Art und Weise erledigt und verdrängt; aus der Not war eine Tugend geworden, aus der verhinderten Karriere ein freiwilliger Verzicht. Der Allgemeinplatz, daß Frauen und Macht nichts miteinander zu tun haben, ersetzte jedes andere, konkretere Argument.

Die Popularität dieses Allgemeinplatzes hat durchaus Gründe: Das, was früher einmal Frauenmacht hieß, die sogenannten weiblichen Waffen also, die Erpressungen hinter den Kulissen, die großen Hysterien, die Manöver der rabiaten Hausfrau – all das gibt es zwar noch, aber es ist nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Jede halbwegs um Autonomie bemühte Frau findet derartige Strategien unwürdig und unbrauchbar. Die Mantel- und Degenstücke aber, die wir aus der männlichen Geschichte kennen, das ewige Gezerfe um die Macht, erscheint uns noch fremder als die Listen und Tricks der viktorianischen Großmütter. Die Früchte dieses Spektakels und die damit verbundenen Möglichkeiten werden daher mit allen nur denkbaren Argumenten zu sauren Trauben erklärt.
Jacques Lacan hat wahrscheinlich recht, wenn er insistiert, die Symbole der Macht seien in unserer Kultur eben exklusiv männlich besetzt und der »Glanz« der phallischen Insignien verdunkele daher seit Hunderten von Jahren »das Weibliche«. Der Glanz ist zwar schäbig genug geworden, um uns »Verdunkelte« nicht mehr allzusehr zu blenden; geblieben ist trotzdem das, was an den Wörtern und Symbolen klebt: die Gleichsetzung von Mann, Macht und Phallus. Schon das Wort »Macht« allein löst daher sehr oft weibliche Berührungsängste aus, die Berührung wird denn auch nach Möglichkeit vermieden.
Ist die totale Enthaltsamkeit nicht möglich, kommt es zu einem halsbrecherischen Kompromiß, der ungefähr so aussieht: Karriere schon, heißt es dann, aber nur ein bißchen; Einfluß ja, aber ebenfalls nur in homöopathischer Dosierung: das »Bißchen« ist unser historischer Kompromiß zwischen Ja und Nein, zwischen Macht und Ohnmacht. Eine derartige Lösung hat zudem den Vorteil, daß es ohne weiteres möglich ist, weiterhin das fleißige Lieschen oder die Orchidee zu spielen, ohne an den Verhältnissen auch nur zu rühren. In der Praxis funktioniert das auch ganz gut: Die Männer, die einem vor die Nase gesetzt werden, können entweder zu autoritären Chauvis erklärt werden, mit denen ohnehin nichts anzufangen ist, oder aber sie werden zu der einen, ganz großen Ausnahme stilisiert, in deren Gnadensonne es sich leben läßt.

Jene eiskalten Engel der Emanzipation dagegen, die ungerührt über Männerleichen hinwegschreiten, um ihre eigene feministische Karriere zu machen, müssen eine Erfindung der Regenbogenpresse sein; ein Tagtraum. Mir jedenfalls ist es nie gelungen, ein derartiges Wesen auch nur aus der Ferne kennenzulernen. Genauer gesagt: ich kenne es zwar, aber nur aus den Erzählungen männlicher Kollegen, die einen Freund haben, der wiederum einen Freund hat, der erzählt haben soll, was er Schreckliches mit einer derartigen Amazone erleben mußte.
In der Realität sind feministische Frauen immer noch Spezialistinnen für

Trauerarbeit. Wenn von Frauenmacht die Rede ist, dann handelt es sich entweder um etwas, das mindestens 2000 Jahre zurückliegt und sich in mythischer Ferne verliert, oder um eine ebenso ferne Zukunft.
Viele der Leserinnenbriefe und Erfahrungsberichte, die die Frauenpresse seit Jahr und Tag mit großer Geduld abdruckt, lesen sich so, als lebten wir in einem Zustand vollständiger Rechtlosigkeit und Ohnmacht. Ein manichäisches Weltbild wird entworfen, in dem es nur Täter und Opfer, Schuldige und Unschuldige, Allmächtige und Ausgelieferte gibt. Begründet wird dies mit der subjektiven Erfahrung und mit Evidenzerlebnissen, zu denen sich dann auch nichts Kritisches mehr sagen läßt. Die breit dargestellten Gefühle der Ohnmacht werden zu einer Art Waffe gemacht; wer sich nicht mit ihnen identifizieren kann, ist selbst schuld und fühlt falsch.
Was in den 70er Jahren einen Sinn hatte, das Aufdecken des weiblichen Unbehagens in der männlichen Kultur, ist in derartigen Berichten und Reportagen oft schon zum Ritual geworden. Die ritualisierte Ohnmacht aber eignet sich nur allzu gut, immer wieder eine depressive Position zu bestätigen, die zu den erworbenen Eigenschaften aller unterdrückten Minderheiten zu gehören scheint. Das Fatale daran ist: Die Leidensgeschichte fängt dann an, sich selbst zu genügen. Es geht nicht mehr darum, durch Schaden klug zu werden, das bloße Ausstellen der eigenen Beschädigung reicht schon.

Bezeichnend für eine derartige Strategie der Ohnmacht ist ein Artikel, der vor einem Jahr in der Zeitschrift *Courage* erschien. Dieser Artikel ist nicht *»die Courage«*; er ist eher ein Symptom für eine verbreitete Stimmung an den Rändern der Frauenbewegung.
Unter dem Titel »All-Macht« geht es um Killersatelliten, um Abwehrraketen und um die Hochrüstungspolitik der Großmächte allgemein. Ehe die Autorin, die mit Meo zeichnet, auf die Daten und Fakten kommt, die sie sehr genau recherchiert hat, macht sie ihre Leserinnen mit ihren Gefühlen bekannt. Da heißt es dann zum Beispiel: »Ich bin überfordert, versuche, das Ganze zu halten, auszuhalten, halte dabei meistens fest, angespannt, erstarre – buchstäblich – und falle. Zu Tode erstarrt. So erfahre ich mich. Hilfe dabei? Da fällt mir nur die Liebe ein.«
Ihre Verzweiflung und Erstarrung begründet Meo mit der besonderen Unzuständigkeit von Frauen für alle Dinge, die in dieser Gesellschaft verhandelt werden. So katapultiert sie sich selbst mit Energie aus dem, was geschieht, heraus. Wir alle sind, wie sie glaubt, denkt und fühlt, »nicht gerüstet für die Massengesellschaft«, wohl aber »geschaffen für die überschaubare Kleingruppe«. Deshalb haben wir uns entschlossen, überhaupt nichts zu tun und von allem, was uns angeht, die Finger zu lassen. Nichts zu tun bedeutet in den Augen Meos: »Wir machen keine Politik, gründen keine Partei, kei-

nen Staat. Wir sind vereinzelt und am Menschen orientiert, am Naheliegenden.«
Auch mit der Technik haben wir selbstverständlich nichts im Sinn, und für die vielen »Entwicklungen und Möglichkeiten«, die, wie Meo einräumt, auf der Straße liegen, scheinen wir nicht begabt genug zu sein. Selbst dann, wenn wir »in Ansätzen« mitmachen, geht uns das wider unsere Natur, denn »wir sind nicht geschaffen dafür. Da ist Sehnsucht nach Grenzen, Gesetzen, Boden unter den Füßen, Ordnung.«
Ich weiß nicht, woher Meo so genau weiß, was »wir« alles nicht können, wofür »wir« nicht gemacht und nicht gerüstet sind. Meine eigene Sehnsucht nach Gesetz und Ordnung und nach »Boden« hält sich jedenfalls in Grenzen; zudem kenne ich einige Männer, die sich nichts mehr wünschen als eben diese statische Existenz, die aber anscheinend uns vorbehalten ist.
Auch mit dem Prinzip Hoffnung, das die Autorin zum Trost anzubieten hat, habe ich Schwierigkeiten. Dann zum Beispiel, wenn auf einmal die große Mutter Biologie zu Hilfe gerufen wird: »Noch setze ich auf die Biologie. Gehe von unserem genetischen Programm aus. Ich fürchte mich tatsächlich vor Männern, ob schwarz oder weiß . . . Von Männern fühle ich mich bedroht. Das ist in mir. Da habe ich Angst. Eingefleischte Angst. Das ist so. Ob ich will oder nicht. Gewalt. Sexualität.«
Die totale Kapitulation gegenüber der männlichen »Allmacht« ist in den letzten Jahren selten so eindrücklich formuliert worden wie hier. Die Autorin identifiziert sich mit einigen patriarchalischen Mythen des frühen 19. Jahrhunderts über das hilflose Kindweib, erklärt sie zu unserer ersten und eigentlichen Natur und leitet daraus ab, daß es für unser Geschlecht sowieso no future gibt. Zwar sind wir unschuldig am bösen Lauf der Welt, dafür aber sind wir auch draußen und auf die pure Ohnmacht verwiesen. Und selbst an unserer Ohnmacht, Angst und Passivität sind wir unschuldig; die tragische Biologie, der wir verfallen sind, hat es so gewollt.
Der Verzweiflung entgeht die Autorin mit einem sehr alten Trick. Sie setzt sich hin und wartet aufs Wunderbare: auf die Liebe und auf das Rettende, das uns vielleicht einmal in den Schoß fällt, ehe es zu spät ist.

Die neue Iphigenie an der Schreibmaschine hat nicht einmal mehr den Ehrgeiz ihrer klassischen Vorgängerinnen, die zerstrittene Männerwelt zu versöhnen. Sie hält sich lieber so weit draußen auf, daß jeder Anlaß zur Aktion entfällt. Die vielen Daten und Details, die auf das Bekenntnis folgen, sind ziemlich unwichtig. Letztlich geht es gar nicht um Hochrüstungspolitik und Technologie, sondern nur ums pure Gefühl. Oder anders: da die Kapitulation der Recherche vorangeht, bedarf es eigentlich keiner empirischen Fakten mehr. Das geschlossene System von Gefühl und Moral, Schuldzuweisung und Selbstentlastung braucht keine Ergänzung; es ruht in sich und

genügt sich selbst. Gefühl ist alles, und die eingeborene Moral ersetzt das Denken.
Die Psychoanalytikerin Ursula H., die ich zufällig treffe, hat auf die Frage nach dem Sinn derartiger Rituale eine schnelle Antwort. Entweder sei die Ohnmachtserklärung ein »Trick«, um hintenherum doch etwas zu erreichen, oder es handle sich eben um »den primären weiblichen Masochismus«. Sie selbst habe, erzählt sie, derartige Schwächeanfälle nie gehabt; ihr Problem sei eher die Schwäche der Männer, mit denen sie privat und im Beruf zu tun habe. Ursula H. hat ihren Freud gut gelernt. Nur: wenn alle Frauen *den* Masochismus haben, warum ist dann gerade sie davon verschont geblieben? Und warum sind wir beide überhaupt in der Lage, *über* ein Leiden zu reden, das wir eigentlich am Leibe spüren müßten? Sind wir verkappte Männer, denken wir »unweiblich«, oder haben uns eventuell Studium und Beruf und das damit verbundene Drum und Dran vor dem Übel bewahrt? Dann wäre dies vielleicht schon die Therapie.

Ganz so einfach, wie ich es gern hätte, ist es nicht. Die Erfahrungen mit der Selbsterfahrungsgruppe zum Beispiel sprechen gegen die allzu glatte Lösung: Zehn Frauen treffen sich am Rande eines Kongresses in Sachen Seele. In einem dreitägigen Intensiv-Seminar geht es um Frauentherapie und um Selbsterfahrung für Fortgeschrittene. Ich bin die einzige Teilnehmerin, die nicht vom Fach ist; die anderen arbeiten als Ärztinnen und Therapeutinnen. Sie alle beherrschen ihr Handwerk ziemlich perfekt. Über Gefühle können sie atemberaubend gut sprechen, dies betrachten sie auch als ihre spezifische Stärke. Zwei Tage lang geht es ausschließlich ums Emotionale, um Zweierbeziehungen und Kollisionen. Die eigene Beziehung zum Mann oder Freund wird als geglückt beschrieben. Die spektakulären Veranstaltungen spielen sich um die Ecke, im offiziellen Kongreßzentrum ab; die Stars der Psycho-Szene haben dort ihre Auftritte.
Am dritten Tag, am Ende des Seminars, fällt Sonja, die in der Gruppe eine Art Star ist, aus der Rolle, sie weicht plötzlich vom bisherigen Text ab. Sonja nämlich spricht nicht mehr über gute Gefühle und weibliche Stärke. Sie erklärt vielmehr, sie sei voller Neid auf die Gurus und die Prominenten, die den Kongreß nach außen hin repräsentieren und die neuen Trends unter sich festlegen. Ihnen gegenüber fühlt sie sich nicht stark, sondern klein und häßlich, unterlegen und ohnmächtig.
Als nach Sonjas Ausbruch das bisher sorgfältig vermiedene Thema »Macht« aufgenommen wird, als einige Rollenspiele versucht werden, ändert sich das psychische Klima in der Gruppe. Keine der Teilnehmerinnen ist in der Lage, das »Machtspiel« – es geht um einen simulierten Vortrag vor einem kritischen Gremium von Männern – einigermaßen durchzuhalten. Die Stimme und die Sprache versagen, fast alle spielen jetzt die Rolle der ängstlichen

Schülerin, die sich ihrer Unzulänglichkeit bewußt ist. Erst am Abend sprechen zwei der Teilnehmerinnen über ihre Angst vor Macht-Phantasien und Macht-Wünschen. Derartiges auch nur zuzulassen erscheint ihnen gefährlich; es löst in ihnen die Angst aus, »verrückt« zu werden. Auf die Frage, was es denn bedeute, »verrückt« zu werden, kommen diffuse und unklare Antworten. Alle Antworten aber sprechen von der einen Angst, aus der Welt der Anderen herauszufallen, nicht mehr »normal« zu sein, isoliert zu werden. Die ziemlich häretischen Vorstellungen von der eigenen Wissenschaft, die einige haben, müssen ebenso verleugnet werden wie die Macht-Wünsche, die nicht im weiblichen Normal-Sein aufgehen. Die Selbstzensur bezieht sich nicht mehr aufs Denken; sie bezieht sich nur noch auf das, was öffentlich gesagt und getan wird.

Not macht erfinderisch, und offenbar ist die private Schizophrenie zwischen Außenansicht und Innenansicht leichter zu ertragen als die Grenzüberschreitung. Die akademische Tochter ist vielleicht im Geheimen eine Häretikerin, nur darf dies niemand erfahren. Für die Normalität, die sie simuliert, für ihre Anpassung ans traditionelle weibliche Ideal, zahlt sie fast jeden Preis. Bestraft wird das Kunststück der Ich-Spaltung allerdings mit der Unterdrückung einiger Wünsche und mit bösen Träumen.
Meine Freundin die Dramaturgin zum Beispiel, die dieses doppelte Spiel noch perfekter beherrscht als die Freud-Schülerinnen, träumt immer wieder den einen Traum: sie tritt im Zirkus auf, posiert auf offener Bühne, hat einen glanzvollen Auftritt, und wird am Ende ihres Kunststücks von einem alten Mann mit einem langen Bart erschossen, der sich in einer Loge versteckt hielt. Noch im Traum weiß sie, daß sie getötet worden ist, weil es ihr verboten war, auf der Bühne aufzutreten und auf Beifall zu warten.
Der Traum der Dramaturgin ist keine private Obsession. Er ist eher ein Bild unserer kollektiven Angst vor der Rache der steinalt gewordenen Vätergesellschaft. Er enthält ein Lehrstück für Töchter: Wer sich in die Mitte drängt, muß mit Sanktionen rechnen; wer weiterhin die Ohnmächtige am Rande spielt, hat dagegen nichts zu befürchten.

Hans Ulrich Reck
Lüstern in die Ohnmacht
Reflexionen über das Leben in Freiräumen

I

»Ich finde, auch für kulturelle Arbeit müßte man bestimmte Spielregeln aufstellen.«*

S. treibt sich früh um, unentschieden, immer am Rand der Institutionen. Als Professorensohn sieht er nur verstellte, autoritär besetzte Wege zum Intellekt. Er durchläuft, assistierend, einige Theater. Ein wenig Ausland, Spuren von Unterwegssein, immer aber auf dem Sprung nach Hause, abrufbar. Ob aus Furcht, nicht konkurrieren zu können, ob aus Vorsicht, korrupt zu werden – bevor er richtig in der Arbeit Fuß faßt, arbeitet er ständig an Konzepten einer anderen, lebensnahen, visionären Kultur. Das Bestehende ist ihm im Grunde keine Erfahrung wert, der Wunsch wird ihm unbemerkt zum Leben selber. Mit dreißig leitet er, hinter und neben dem egalitär Geforderten, ein alternatives Kulturzentrum. Die Reibungen und Kollisionen, die Aushöhlung des Tätigkeitsgeflechts, das die Sehnsüchte nicht mehr einlöst, beantwortet er mit einer verkrampften Beschwörung: harte Realität und Wunschnebel vermischen sich, das Wirkliche erscheint gleichsam natürlich: in der Empfindungsutopie. Die Beschwörung einer neuen Sinneswelt trifft ihn asketisch zerwühlt an, unachtsam, auf Streichhölzern kauend, Haare ziselierend. Die zunehmend rüde ausgehandelten Probleme der ›Solidarität‹, die geheimen Wege von Macht und Abgrenzung, erleben ihn mit einem Kopf, der in den Händen sich verbirgt. Wie wenn der ganze Organismus sich in eine Gebärmutter zurückkrümmen könnte. Seine Angst vor Einsamkeit überholt er durch einen Zwang zur Gemeinschaft, wie er sie pausenlos definiert. Aber die Euphorie des Mangels hält an: Sicherungen entstehen, Grenzen werden gezogen. Heimatlos findet er die Aura der Zu-

* Dieses und die folgenden Motti aus: *Bericht über das erste Jahr der ›Kulturwerkstatt‹*, 12 Seiten, Basel, September 1981. Die Beiträge sind nicht individuell gezeichnet. Die ›Kulturwerkstatt‹ ist ein Modellversuch einer selbstverwalteten Kulturarbeit. Als solcher ist er anerkannt und gefördert. Der Ort: das Kasernenarsenal in der proletarischen Unterstadt von Basel, rechtsufrig. Es geht hier nicht um die Geschichte, die sich ohnehin nicht ›zeigt‹, sondern um ihren Erkenntniswert. Wer verharrt, sieht sie anders, als wer weggeht. Es wirkt sozusagen nicht der gleiche Druck. Vordem vereinte Geschichten brechen auseinander und haben verblüffend schnell nichts mehr gemein. Der exemplarische Zugriff: sich ein Beispiel nehmen an dem, was man nicht zum Exempel machen möchte. Er zielt aufs Zentrum, indem er aus der Distanzierung – dem größtmöglichen Gewinn an Aufschlußwerten – Brüche verzeichnet.

gehörigkeit in dem, was er verdrängt, um es zu praktizieren: in der Politik der Macht, für die einzig die Person einsteht. Dort, in der Nische, hat S. sich eingerichtet. Er hat den Zeitpunkt verpaßt, wegzugehen.
R. führt einsame Dialoge mit Konzepten, Ideen. An sie hält er sich, wenn er – paradox – mit einer fast aufdringlichen Präsenz des Physischen sich vor dem Zugriff auf Menschen sichert, indem er vorab sich erklärt, andere in seine Vorstellungen einbezieht, ihre Aufgaben vom evidenten Ziel ableitet. Jahre, in denen die Wände enger werden. Durchbrüche bleiben aus, R. weicht ihrem Druck und flieht in den Schein eines konkreten Lebens, das im atmosphärischen Genuß des Direkten versprechen soll, was der Gedanke allein und sein Maß nicht gehalten haben. Die Rückstände an Reibungserfahrungen will er aufholen, indem er – gegen Einsichten – die Dynamik von Wünschen unterstützt, die, von unten kommend, sich hart konfrontieren mit der Ordnungswelt, der die Gedanken immer schon frei, nutzlos, bar jeder Wirkung sind. Ein spät Gekommener entdeckt den Rückstand der Entwicklungen und überantwortet den bestechenden Ideen, was nur die aktuelle Abreibung und Umwandlung ermöglichen könnte. Das Konkrete überläßt er lieber anderen. Überfordern ist das Prinzip. Konkret gilt ihm, was scheitern muß. Mit dem Wegdrängen des Zusammenhangs schützt er sich vor den Notwendigkeiten. Er setzt auf die noblere, verschwiegene Macht der Idee, um die dreckige Macht der persönlichen Konkurrenzen zu umgehen, die über die Realisierungschancen zunehmend bestimmt. Die Idee soll wahr bleiben, ohne umgesetzt zu werden. Er rettet die Reinheit der Idee, indem er sich vor den Konsequenzen drückt, indem er sie aus der Macht herauslöst, um sie, aber immerhin doch nicht sich, von anderen prostituieren und mißbrauchen zu lassen. Der Sieg seiner Idee soll mit der Wirkungslosigkeit seiner zurückgedrängten und doch nicht überwältigten Macht erkauft sein. Solche Tugend möchte er als Dank von außen sammeln. Das mißlingt. Wie immer umgeht er die harte Konfrontation und die Gegenwart der Kämpfe, indem er weggeht. Anders als auf dem Weg wollte er sich nicht einrichten, er schreckt vor den Nischen zurück, wohl weil er ihnen verfallen wäre. Er hat verpaßt zu bleiben.

II

> »Ich kämpfe gegen die Resignation und für eine Utopie, die ich noch haben muß, oder?«

Man möchte ein abgeschirmtes Glück nicht verletzen, zögert bei jedem ironischen Wort über einen Lebensversuch, der den alten Menschen abstreifen will. Anflüge von Brüderlichkeit, erst recht ein Idyllisches, gehe es auch noch so verzehrend mit dem Wirklichen um, möchten nicht verachtet sein. Ironie ist unvermeidlich: das Zerstörte und Verstörende läßt sich so einfach

nicht verwandeln. Die Verwandlung: die Sehnsucht, aus dieser Welt zu gehen, vertauscht sich in die Sucht, als neuer Mensch in sie einzudringen, präsent zu sein, vorzuzeigen, machtvoll mit diesem Leben umzugehen, das dann zunehmend im Gestrüpp der häßlichen alten Gewohnheiten hängenbleibt, will einer nicht unverzüglich zertreten werden, wenn er einmal nach draußen geht. Geschichten über Menschen sind hermetisch. Physiognomien wie die von S. und R. sind nur Beispiele für das, was ihre unmittelbaren Geschichten nicht zeigen. Was heißt das, leben?

Pathetisch ist notwendig jedes Programm der Alternativen: sie stehen zwischen der Konstruktion (des ›neuen Menschen‹) und der Katastrophe (der ›alten Welt‹). Dort stehenbleiben: das geht nicht ohne Verstümmelung ab. Zwischen Katastrophe und Selbstversagung sollen Gegengewichte die Aufschübe aushalten: das Einmalige, das Hier und Jetzt, das Konkrete, der gelebte Augenblick, das Überleben. Die Welt: Atmosphäre der Empfindsamkeiten, wünscht das Begreifen weg. Es wäre der verstärkte Aufschub. Dagegen das Hier: was ich mir nehme; das Konkrete: was ich für mich bin. Das Kollektiv: die Reinheit meiner Tugend findet Einklang im Zärtlichkeitsbedürfnis deiner vertriebenen Seele. Kraftlinien, die sich quer stellen – Eigenschaften, die zäh auf anderes zurückführen, das sich nicht so leicht verliert, die Trauer ums Verlorene, die über die Erinnerungsbilder sich in die Reden einschleicht und dort sich festhakt. Dagegen die Zeichen des Neuen: sie prallen in sich selber auf Rechtfertigungen, Zwänge. Taugt die Vorstellung, im Selbstbetrug sei auf Dauer gut zu leben? Das Sich-Einfügen in Perspektiven ist einfacher, als den Prägungen einen neuen Mechanismus abzugewinnen. Wieviel und wessen es bedürfte, um die hinter den Parolen hartnäckig versteckte Selbsttrauer in eine reelle Arbeit an ihr umzuformen, ist schwer abzuwägen. Die scheinbare Selbsttätigkeit führt im neuen Leben die alten Charakterpanzer mit sich. Schnell stellen schwere Umkehrungen sich ein: abgrenzend statt integrierend, phobisch statt mutig, heuchlerisch statt aufmerksam, betonierend statt befreiend. Häutungen und Metamorphosen, Prägungen und Aufbrüche werfen Licht auf das Drinnen und Draußen, auf die Verschränkung der Beziehungen zwischen katastrophaler Macht und utopistisch eingeklagter, konkret verfestigter Ohnmacht.

Mit unerschütterlicher Gelassenheit nehmen die Alternativen die großen Bedrohungen hin. Normales will man nicht. Man gibt vor, es abschließend zu kennen. Exotik ist schon eher Thema, eben: Chancenbilder, nicht Drohungen. Mit Außenseitern kokettiert man bis zur Unterwürfigkeit. Ihr Bild läßt sich mit dem prallen Leben verbinden, das man sich von allem macht, was man nicht ist. Die Erzeugung eines neuen Menschen, das absolut Konkrete, Wahrhaftigkeiten der eigenen Kultur, Missionarisches, das nicht nur animieren, sondern den Gang der Welt korrigieren soll – das alles ist Oberfläche, Wegmarken einer verordneten Orientierung. Genauer besehen, ent-

springt es dem Mangel und der Zerrissenheit der Wünsche in dem, was man an hartem Stoff dafür ins Spiel einwerfen kann. Das spiegelt das Angewiesensein auf die Macht, die man im Freipaß der eigenen Ohnmacht überwinden will. Wer ihr und nicht einer Normalität sich verschreibt, der braucht mindestens wie diese die Macht. Ihre Wirkung und der Gegenspieler, den wir uns mit ihr einrichten, erübrigt jede Arbeit an einem Einverständnis. Wem nichts gelingt und wer nichts zu sagen hat, der tut etwas Tapferes.

Dämpfen, beschneiden, kontrollieren, liquidieren, ausmerzen, unterwerfen – das sind keine expliziten Akte, nichts Neues. Sie sind ganz einfach ins Gehirn und die Seele gerückt. Was nur aus Ohnmacht sich artikulieren läßt, das zwingt zur Macht. Tatsachen erübrigen nicht bloß die Zustimmung, sondern ihren Entstehungsprozeß. Repertoire des traumlosen Glücks: Sensibilität und Seelenmassage, Psychodynamik und Body-Touching, solidarische Arbeit ohne Chef, Ende der Arbeitsteilungen, Einbringen des Subjektiven, Fliegenkönnen, das Erlebnis der Erde, Strand unter dem urbanen Asphalt, Asphalt und ›Ghetto Vibes‹, Mutter und Boden – das Blutvolle, Eigene wallt. Hier läßt sich alles intonieren, was auf dem Grund der Angst lebt und Selbstbeschränkung für den segensreichen Ausgang hält. Hauptsache, es wirkt. Und warum sollte es nicht? Was andernorts als Machtterror denunziert wird, heißt hier Egalität und direkte Demokratie.

III

> »Ich finde, das Ganze, das wir hier machen, ist wirklich ein Neuland, das sich eben noch entwickeln muß. Also meine Erfahrung war, daß ich noch mehr Erfahrungen machen muß.«

Nischen liegen immer auf der lichtabgewandten Seite des Weges. Wer an ihnen vorbeigeht und sie flüchtig erhaschen will, der muß über Vorkenntnisse und eine gewisse Routine verfügen (zuletzt bestünde sie darin, daß ein Fotoapparat umgehängt ist). Damit einer Nischen übersehen kann, muß er wissen, daß ihr Geheimnis sich nur durchs Nichteindringen bewahren läßt. Die Eroberung wie die Einzäunung der Nische kennt die Dialektik zwischen dem Neuland der Erkenntnisse und den Effekten der Wiederholung. Nischen sind Fluchtorte und Erholungsstätten, bieten Abenteuerkitzel und ästhetische Intensivierung nur, wenn sie auf Landkarten – sei's auch als Leerstellen – verzeichnet sind. Die Beobachtung, im Unbekannten fänden sich immer schon Schrittspuren eines anderen, der früher gekommen sei, die Enttäuschung über Sensation und Pioniergeist, das plötzlich, schockartig enthüllte Abgegriffene einer nur vorgespiegelten Exklusivität und Unberührtheit, die Ausweglosigkeit im Labyrinth – das alles macht, daß die Übersichtlichkeit des Neuen (die ja größer ist, weil sie am Erwartungshori-

zont eines total Anderen fixiert ist) das Bild des Zurückgelassenen in kräftigeren Farben malt. Was an Nischen sich verdichtet, ist die Exotik der reinen Ein- und Ausgänge. Sie ist aber nur dem möglich, der jeden seiner Schritte an der direkten Sichtlinie zum Licht ausrichtet. Das Versprechen der Nischen ist also nicht jenes gänzlich Andere, das Eigenes werden soll, sondern: daß das Alte dem Blick nicht verlorengehen kann. Das beruhigt. Die Vorstellung von Nischen ist deshalb die einer Oase, in den Städten ganz unmetaphorisch gemeint: Oasen der Ruhe. Die Nische lebt davon, daß ein Zentrum derart undurchdringlich und unverrückbar geworden ist, daß es sich Lücken an *seiner* Peripherie leistet. Der abgeschlossene Eigenwert, die Inwendigkeit, der Traumwert der Nische, ihre Zeichen und Spuren, Rituale und Netze sind definiert von der Umgebung, von der Gewalt zum Zusammenhang.

IV

> »Das ist schon viel, daß es überhaupt steht, und immer noch steht, und man nicht resigniert hat, daß man immer noch versucht weiterzumachen, den Kampf gegen die Resignation und für die Utopie immer noch im Hintergrund hat.«

Die Orte der neuen Kultur sind in der Schweiz einfach zu finden: auf dem Areal der alten Kasernen (St. Gallen, Bern, Basel, demnächst Zürich, um nur die größeren zu nennen). Heute hat sich das Militär mehr an die Ränder, wenn nicht ins Grüne verzogen, und so findet in den alten Gemäuern die neue Kultur Zuflucht. Eine beinahe aufdringliche, geschichtliche Sinnfälligkeit: der Antifluch aus der Retorte. Ebenso sinnfällig die Unterstützung der Experimente: das post festum-Plädoyer für ein wenig Sozialkitt, der nötig geworden ist, weil ins Idyllenbild der dumpfen Unendlichkeit sich doch die Fabrikschlote, Techniken und Autobahnen gefressen haben, was hier wiederum – gerade der Idylle wegen – die Seelen beschäftigt. Zwischen Zynismus und karitativ verbrämter Sozialkontrolle geht die Liebe auf Spielwiesen. Ein wenig Bürgernähe kann nicht schaden. Der Kuchen ist ohnehin verteilt, die Autobahnen sind verlegt, die Industrie zerschneidet die Städte, der Beton erdrückt innen wie außen, läßt sich schlechter sprengen denn je, ist armiert, die Menschen haben sich der Arbeit unterworfen, sind von der Wirtschaft aufgesogen und auch sonst adäquat vergesellschaftet, erst recht durch die eingetrichterten Selbstverständlichkeiten des rituellen Alltags. Etwas Raum gibt es da wieder fürs Lustprinzip, für Andeutungen seelischer Komplexität, immer Konsum orientierend zwar, aber doch: fördern, stützen, unterstützen, animieren. Wie leblos das Gelebte doch geworden ist. Mit Emphase trifft sich der verängstigte Verwaltungsappell mit der konkreten Utopie der revolthäscherischen Alternativen: die Selbstorganisation im

Dezentralen (was immer das wirklich soll bedeuten können), Basisinitiativen, das soziale Gefäß zwischen Fabrik und Dreck, direkt im Abgassog – das ist der neue Geist in seiner körperlichen Gestalt, der gelungene Griff nach dem direkten Leben.
Das Zugeständnis an die Nischen zeigt nicht, daß die Macht im Innern bröckelt. Eher, daß an die Lücken ernstlich keiner glauben kann. Der Bestand hängt davon ab, daß das Außen nicht angetastet wird. Darüber braucht erst gar nicht mehr gestritten zu werden. Das ist Übereinstimmung im voraus. Prototypen, eigentlich sind es Schattenfiguren, des Wohlwollens – auch sie gehören zum Szenario. Unterschiede sind Nuancen, die Personen haben sich in Funktionen verleiblicht. Der Mann von der Kirche bewegt sich routiniert. Mittels Valium und jahrzehntelanger intimer Kenntnisse im sozialen Netz zwischen Taufe, Trauung, Scheidung, Kremation absolviert er den tour d'horizon durch alles, was sozial überhaupt, wie agonal auch immer, sich regt. Ohne ihn geht nichts, und mit ihm auf jeden Fall nicht das, was die Selbstorganisierenden wünschen mögen. Es geht so lange langsamer, bis es nicht mehr so geht. Um seine Person drängelt sich die gottgefügte Aura des Gläubigen ebenso wie die Initiatoren von Projekten, die sich in Mitarbeiter an deren Kastration verwandeln. Weiter sind im Spiel Etablierte, die mit der Pension eine Art Spurensicherung des vertagten, nun aufstoßenden schlechten Sozialgewissens betreiben möchten. Besonders gut funktioniert die rafferische Sozialneurose – die vorgängige Kapitalpsychose ergänzend – beim alten Aristokraten städtischen Geblüts. Wegen Chemiefusion vorzeitig in den Ruhestand versetzt, widmet er seine Qualitäten, weil er Ruhen halt doch nicht gewohnt ist, nun ein wenig der Gegenwart und der Gesellschaft. Sein Kulturbegriff pendelt zwischen Betriebsfesten honorabler Firmen und der Modernisierung der evangelischen Passionsspiele. Umgebungsarbeiten tätigt er bei Meisterzünften, Loge, Rotary-Club und Handelskammer.
Diese neuen Patrons der Alternativkultur sind neben die neuen Kreativen und die neuen Geschäftsführer getreten. Fast schon zu einfach, Fortgang und Resultat eines Projekts zu notieren: Das als emphatisches Plädoyer für einen Freistaat (Liebäugeln mit Christiania) Inszenierte verkommt in wenigen Jahren und verpuppt sich zur Spielwiese von Ordnungsvorstellungen, administrativen Diensten und Jungkreativen. Trotzig halten diese gegen die formierte Gesellschaft den alternativen Schein des leicht Anrüchigen aufrecht und bringen: Schwule statt Chauvies, Lesben statt Sekretärinnen, Vorzeigeriten statt Kultur, Autonome statt Pfadfinder, Ausländer statt Manager, Progressive statt Freisinnige. Allerdings entsprechen ihre Seelenregungen in ihrer machtdynamischen Zielsetzung jenen der Machthaber, auch wenn an der Oberfläche meist einiges sich auseinanderreibt, was ja wiederum Ansatzstellen für Hebel bietet. Die Mechanik ist offensichtlich: die

trübe Wirklichkeit wird zur Allmacht der Utopie geschwätzig verklärt, das Sklavenleben zum freien Herrschaftsfeld experimenteller Sinnentätigkeit und sozialer Spätliebe erhoben.

V

> »Nicht gepaßt hat mir die Erfahrung, daß wir anfangs meinten, jetzt kommt die große Freiheit, und dann feststellen mußten, daß es die große Unfreiheit war.«

Versuche, Gegenzeichen zu setzen, Gegengewichte zu leben, nehmen rapide zu. Die konkreten Alternativen werden vielfältig, erobern verschiedenste Bereiche. Ihre Idee ist naheliegend und brisant, das Konkrete so leicht zu haben wie nie zuvor. Es bleibt verbindlich der Anspruch, das Universale eines anderen Lebens einzulösen im Konkreten. Er setzt sich der Frage aus: was zeigt das neue Menschenbild, was ist die Wirklichkeit der Grundarbeit zwischen Biodynamik und Bühnenbild, was ist sie wert, was hat es mit dem Entdecken der verschütteten Zärtlichkeiten und Bedürfnisse auf sich, was mit der Gemeinschaft, dem Aufbrechen der allseitig beschworenen Zwänge? Was bleibt, wenn der alte Mensch weggedrängt und der neue am Nullpunkt ist?

Nicht die drohende Katastrophe, einzig die Verhaltensweise der Menschen berechtigt, den Katastrophismus in die Personen selber zu projizieren. Die wuchernden Drohungen, die aus der Seele jener herausspiegeln, die in stetiger Regressionsarbeit den Einwirkungen auf die eigenen Tätigkeiten zu entkommen suchen, geben zu Überlegungen Anlaß. Die Lust am Freiraum, am Schonungsvollen, das Pathos der freigewählten Ohnmacht, die Deutlichkeit, mit der die Selbstbeschwörung sich dem Werbehaushalt des utopischen Krämerladens einverleibt – all das wirkt präzise im offiziellen Bestand, spiegelt Vernunft und Unvernunft der Zustände. Daß das Freifeld der Nische am Nullpunkt beginnt, bedeutet faktisch, daß der Großteil der Energie für die nichtüberspringbaren Taktiken der Selbstkaschierung, die Kämpfe um Mitteilung und Anhörung draufgeht. Aus dem Phänomen der Regression wird allerdings kaum je der Schluß gezogen, es handle sich dabei um eine eigentümliche Konstellation ganz ›normaler‹ Macht. Aber genau darum geht es, um ihre Konstellation und um die Unumgänglichkeit, die Normalität zu verdrängen. Das Naturrecht der Empfindungen und der Sinne, die die reine Selbstgestaltung ständig gewahrt und anerkannt wissen möchte, entspricht dabei nicht so sehr der unmittelbaren Macht, auf die jede Gegengesellschaft zumindest langfristig nicht verzichten kann, als der Ohnmacht, in der man sich eingerichtet hat. Sie steht für beides: die Ungebrochenheit der Herrschaft und das Versprechen einer Macht, die in den Lüsten eines Selbst keimt, dereinst ein Allgemeines zu werden, wenn nur alle sei-

nem exemplarischen Bild folgen würden. Das alternative Lebensfeld wurzelt in der Nichtunterscheidung zwischen diesen beiden Polen eines Ohnmachtszusammenhangs – in der unmittelbaren Identifizierung bringt man das vitale Machtproblem zum Verschwinden. Man könnte auch sagen, dieses Verschwinden sei das Medium, mit dem sich Verdrängtes auf einen späteren, heftigeren Ausbruch vorbereitet.

Alle bisherigen Ansichten über die Handlungsmaßnahmen von Revolutionen und Revolten, Utopien und Gegenmächten gehen davon aus, daß die objektiven Bedingungen dem ›Subjekt‹ eine neue, umgewälzte, veränderte Wirklichkeit aufzwingen. Es besteht Übereinkunft, daß Herrschaft und Macht das Ursprüngliche, Grund und Bewegendes sind. Die reine Entwicklung der Macht erzwinge jene Ohnmacht, die, versteht sie sich selber, d. h. lebt sie sich nur richtig, auf lange Sicht die Unterentwicklung und hilflose Barbarei des unterdrückten Lebens der kraftvollen Disposition des ermächtigten Subjekts unterordnet. Die gradlinige Summe, nicht der explizite Bruch, der auf anderem gründet, ist dieser Vorstellung zufolge die Front, an der das Problem der Macht sich selber löst. Die Idee ist dabei, das Bestehende erzeuge notwendig eine Unterentwicklung, deren Logik sich problemlos mit allen aktuellen Erscheinungen verbinden läßt.

Das Geheimnis der Macht liegt also im Bereich der Ohnmacht begründet. Die alternativen Nischen sind nicht deshalb interessant, weil sie aktionistisch gefährlich würden, sondern weil sie verdeutlichen, was es mit dem von ihnen so laut beklagten allgemeinen Zustand des Lebens auf sich hat. Die Nischen verbinden nämlich die Ohnmachtsbeteuerung gegen außen mit einer rigide machtpolitischen Lebenspraxis im Innern, ja, man könnte sagen, sie tun das eine des anderen wegen. Wenn wir Selbstdarstellungen folgen, sehen wir, daß Praxis Rituale, Techniken und Gesten der ohnmächtigen, verschwiegenen Machtbeschwörung bedeutet. Die Ohnmacht ist so lange der Schlüssel der Macht, wie sie das leise geschichtsphilosophische und lebenspraktische Versprechen einlöst, an die Macht gelangen zu können, weil sie rein ist. Ohne Macht wäre sie hilflos, umgekehrt brauchen wir sie als unsere einzige wirkliche Macht. Das bedeutet natürlich nicht, daß wir keine Techniken oder Waffen hätten, das bedeutet nur, daß unser Seelenleben auf den Motivationsfaktor Macht nicht verzichten kann. Darin aber soll die Natur mit der Geschichte sich aussöhnen – die Versöhnung soll Kultur werden. Ihr Konzept ist die freie Vereinigung und Versöhnung widerstreitender Kräfte. Der Naturzustand des Ohnmächtigen aber gibt seiner Kultur nur recht, wenn er die Geschichte als wahre menschliche Seele anerkennt. Die ist ohne die Geschichte der Kriege nicht zu haben. Wenn die alternativen Gruppen heute die Reinheit der Natur – innen und außen – suchen, Natur der Natur also, Läuterungsmodell, dann etablieren sie den natürlichen Unglückszustand (außerhalb der Gesellschaft) auf höherer Stufe: als

methodischen Krieg aller gegen alle, d. h. als regulierte und verbalisierte Technik des Faustrechts.

VI

»Qualität würde ich verstehen als: es ist ein Prozeß im Gang.«

Einrichten einer kleinen, handhabbaren Welt; der Aktivismus aus Verzweiflung ist tabu. Verzweiflung wird zur Humoreske, Gähnen und ›Power‹. Artikulation: Programme der Niederlagen, Eiszeit. In der konkreten Dynamik verpflichtet der krampfhafte Hang zum Positiven. Störendes muß weggedrängt werden.

Auch wenn einer zwischen den Ohnmachtsansprüchen und der Verachtung aufgerieben wird: nichts hindert ihn, den Weg der lüsternen Ohnmachtspropaganda weiter zu beschreiten, um wenigstens ein eigenes, kleines Machtfeld zu sichern. Als Verfolgter etabliert der Alternative sein Leiden institutionell. Als Etablierter verscherbelt er die zugeschanzten Privilegien mit dem großartigen Pathos des Solidarischen weiter. Mit beidem gewinnt er: er hält seine Ohnmacht konstant und durch alle Aggressionen hindurch eine gewisse Empfindungslust aufrecht. Das Resultat der leidend inszenierten Vereinsamung ist ein experimentelles Training an der zunehmenden Brüchigkeit: das Selbstempfinden, das einer hat, wenn er durch Selbstversagung vor jeder Berührung mit der Macht, d. h. mit der Drohung seiner anstehenden Herrschaft, sich abschottet. Die wirkliche Ohnmacht ist sein Zustand, seine höchste Macht.

VII

»Daß alles mit allem zusammenhängt, ist etwas, das einen kaputtmachen kann in dieser Arbeit.«

Der Gefühlswert ›Heimat‹ parodiert sich in einer Szene, welche die Herstellung des Lebens durch Symbole eines trotzigen Scheiterns ersetzt. Der Ordnungsfaktor ist die verdrängte Kontinuität mit der Selbstunterdrückung, die man verbal verbannen will. Das Verschwenderische gegen eine leere, ›freie‹ Zeit bedeutet: alles liegt am Ort. Um ihn drängen die Subjekte sich wie um den Altar der Einweihung. Die Übergeltung des Ortes macht aus: was an Gewalt der Fremdbestimmungen subjektiv spürbar ist, wird in die abstrakte Übermacht des Subjektiven umgemünzt. Seine Euphorie im beschworenen Offenen, Freien entspringt dem Zynismus derer, die nur allzugut sich in der Geographie des Wirklichen auskennen, um seine experimentelle Intensivierung als Brutstätte dem verordneten neuen Menschen abfordern zu können. Die randständige Ohnmacht ist eine großzügige Geste des Zentrums, die Lebenstätigkeit der trügerische Mythos einer irrtümlichen (systematisch ir-

renden) Selbstwahl. Der neue Mensch verfällt der Identität der Ränder, die symbiotisch angewiesen sind auf das, was sie zu Rändern gemacht hat. Die Unterstützung von oben reagiert auf das Abhandengekommene des Lebens ebenso wie die plausiblen Alternativen mit dem Anspruch, gänzlich anders zu leben. Die Bescheidenheit ist hier Zynismus, dort Koketterie.
Auch auf der anderen Seite eine geschlossene Welt: es gibt keinen Rückzug von der Beweislast, alltäglich vorzuführen, was denn ›neues Leben‹ zum machtvollen Bild am Menschen selber werden lassen muß. Der Beweis kann nicht ausgehalten werden. Man weicht zurück ins Angestammte und richtet sich endgültig ein in der Ohnmacht als dem Produktionsfaktor am Leben selber. Aber wer strukturiert, wer reglementiert, wer verordnet, was sind die Kosten, wie führt die formierte Einigkeit ohne Selbstentsagung zum versprochenen Glück?
Fragen, die verschwinden müssen – das ist eine Möglichkeit. Zwischen lustvoller Selbstzerfleischung und negativ besetztem Kollektiv taucht bei entsprechendem Einsatz die Melancholie des Ohnmächtigen für immer im Machtfeld der auf direkte Äußerungen reduzierten Personen unter. Das gibt Pausen: der wirkliche Konsens besteht im eingeübten und wiederholten Nichtbegreifen der Erfahrungen. Das macht noch bei aggressiven Ausbrüchen die stumpfe Gemütlichkeit der anderen Egalität aus. Gibt es sonst nichts, dann ist immerhin das eigene Elend selbst zu verwalten. Die Selbstfindung reduziert sich dabei auf die in ›positive Lebenshaltungen‹ übersetzte Selbstunterdrückung. Triebmoment ist nicht die Sache, die Utopie, das Leben, die Aktion, die Strategie, sondern der blindwütige Wunsch, in einer mörderischen und auf banale Weise abgewirtschafteten Welt Subjekt zu sein. Und das deshalb, weil man Subjekt zu sein wünscht.

VIII

»Gefallen hat mir, daß es das Ding überhaupt gibt, daß man überhaupt den Mut hatte, so ein Ding auf die Beine zu stellen.«

Das Lüsterne an der Ohnmacht legt erst die ›Totalität der Geschichte‹ nahe, ein Arsenal der Umkehrungen am Menschen, der Denk- und Triebregulierungen, Erfahrungsreduktionen. Wunschkraft des Ganzen: das reine Drängen, die Definition als Gewaltverhältnis, die Präsenz in der Zentrale, der Ort, Dasein, Tribunal, Pakt – eingetaucht in Behäbigkeit und tabuisierte, zugleich umgeleitete und verdichtete Angst. Die Psychopathologie des Normalen zeigt, daß immer der ungehört gemachte Schrei nach Liebe gewalttätig wird. Ein unüberwundener Zusammenhang von Täter und Opfer kehrt in der Nische der Ohnmacht neu zurück, die aggressive Sinnenwelt des Konkretisierten erhält neue Dimensionen. An den Grund aber reicht der Einblick in die Seelenmechanik verdrängter Herrschaftsgelüste nicht. Man

muß ihn ergänzen durch die Beobachtung der stilisierten Ohnmacht, für deren bestechlichen Glanz sich übers ganze Spektrum der nachrevolutionären Praktiken hindurch leicht Zeugnisse beibringen lassen. Erst der Blick auf die verfestigte Ohnmachtslust führt zum Bedingungsgefüge des Herrschens zurück, zur Reibungsfläche, an der Macht sich entfaltet. Im Zentrum steht der ungeklärte Status des Opfers.

IX

> »Daß ich das Gefühl hatte von den Leuten, mit denen ich zusammenarbeitete, daß diese das Gleiche wollten. Daß alle hier etwas machen wollen, aber daß es schwierig ist, das irgendwie auf einen Nenner zu bringen.«

›Erfahrungen macht jeder selber.‹ Es hat sich als unmöglich erwiesen, Erfahrungen zu vermitteln oder: Erfahrungen so zu artikulieren, daß ein anderer im Bewußtsein, ihr Gehalt sei abwegig, sie gleichsam hätte auslassen, integrieren oder überspringen können. Die Schranke. Man möchte verschieben. Auch ausmerzen wohl, ab und zu wenigstens. Es ist eine eigentümliche Sache mit der Macht. Je tiefer man in sie eindringt, desto deutlicher wird, daß sie dem Ohnmächtigen verpflichtet ist, der in Absetzung von sich selber die Bewältigung am Eigenen nach außen übergibt, freigeben möchte. Die Vorstellung ist, jener Akt der Entäußerung bleibe im Innenraum und würde ihm dereinst wieder zugutekommen. Macht wäre also etwas, das man nicht verlieren kann? Sie zu erobern bedeutet im Pathos des Revolutionären etwas anderes: das Versprechen, das man ihr und ihrer Entfernung aufzwang, wie selbstverständlich zurückzufordern. Macht – sie wäre immer schon von diesem Versprechen besetzt, deshalb müßte man sich auf sie nicht einlassen. Am ›neuen Menschen‹ klebt der Übermensch ebenso wie am Ohnmachtskult die Gier nach grenzenloser Herrschaft. Nicht die Macht, allein ihre Begrenztheit soll darin geflohen werden. Vielleicht liegt der Grund, daß noch jede Befreiung die Macht nicht zertrümmern konnte, in den Leerstellen, die sich aufblähen, wenn die Ohnmacht aus ihrer Abhängigkeit von der Macht sich löst und mit der Beobachtung konfrontiert wird, daß jene nur aus ihr entstand. Schock der Befreiung: die Enthüllung der verbindlichen Widerstände, die sich in alles eingesenkt haben. Das Ungelöste am Zustand, der sich in die Unterdrückung, und nicht allein gegen sie, eingelebt hat. Die »Peinigung des Opfers« – so verfänglich der erste Blick auf diese Formulierung auch ist – bildet das Gegenstück zum faschistischen Terror, der die Peinigung aus der Unwertigkeit des Opfers herleitet. Hier steht vielmehr seine Überwertigkeit zur Debatte. Zu ihrer Auflösung wurden mannigfaltige Dialektiken erfunden. Ihre letzte, vorerst: die Gestik der Ohnmacht würde in sich so machtvoll werden, daß ihr alle Schalthebel wie von selber

zufallen. Offenbar soll es einen Zusammenhang zwischen Freiheit und Peinigung geben, der die Qual der Folter an der Angst vor der möglichen Stärke des Gefolterten zerbricht. Das liegt jedem nahe, der terrorisiert wird. Erst recht dem Glauben, der die gegebenen Raster durch einen anderen Weg aufbrechen will: die Selbstversagung als utopisches Potential einzusetzen, um dem Mangel an Leben wenigstens die Triebschübe zu verabreichen, die einer seelenlosen, ausgezehrten kapitalisierten Psyche als Bild noch zugemutet werden können. Wer unterliegt, der bezeugt die mögliche Überlegenheit über den Sieger. Die Ohnmachtslust greift schützend dem Prozeß des Unterliegens vor. Dabei übersieht das Opfer, daß vorab nur es selber sich in einem Opferzusammenhang erblickt und einzig lebt, weil es die ungelöste Situation seiner freien Unfreiheit verkörpert. Das Opfer, das zum Blick des Täters spricht, erhält seine endgültige Gestalt durch die Unterwerfung unter die Macht. Es verschwindet damit die Kenntlichkeit des Problems, dessen Grund eine in sich zerbrochene Unfähigkeit ist, die keiner Dialektik von Macht und Freiheit mehr zugerechnet werden kann. Läge Rettung darin, den eigenen Zustand auf eine neue Disposition der Welt auszudehnen? Das Leiden ins Unermeßliche zu steigern, um Klarheit zu gewinnen, wie einzugreifen sei, ist die militante Variante, die melancholische: die Ohnmacht lustvoll, magisch bannend, zu steigern, damit aus den Trümmern dem Eigenen die Macht der Welt zufällt.

Es schießt sich nicht mehr so leicht auf Uhren wie in der Französischen Revolution. Also Warten auf eine ›andere Zeit‹? Das Bewußtsein des Leidens ist dem Ohnmachtskult vorzuziehen, der die Umwandlung der Macht in Lernfelder zugunsten des Zwangsmythos preisgibt, er verkörpere schon jene Überwindung. Es stehen deshalb Täter für die Evidenz der Macht, Opfer für die Evidenz der eigenen Lebenspraxis, weil man nichts auf die Kostenseiten der Macht wie des wirklichen Leidens setzen will. Das neue Credo: die allseitige Offenheit. Offen für alles, rettet der Widerspruch sich ins Leiden. Der Halt, den es findet, besteht darin, daß es die illusionär abgeschworene Macht der Welt maßlos fördert.

Möglich, daß ohne die Verblendung in der Ohnmacht gar nichts mehr gemacht werden könnte. Das Machen, die Spuren, sie sind prinzipiell mehr als das geschlossene Bild der Welt, auch wenn ihre Feststellung und die Frage nach den Wegen trivial ist. Wie die Macht, ihre Diagnose zu bewältigen sind, dafür gibt es negative Voraussetzungen: Kenntnisse über den Status des Opfers und der Befehlsstacheln. Sie ruft Elias Canetti *(Masse und Macht)* in Erinnerung: nur die genaue Kenntnis der Selbsttäuschungs- und Wiederholungszwänge vermag der Macht ›ins Antlitz‹ zu sehen und Befehlen standzuhalten. Es bleibt allerdings die Vermutung bestehen, es hätte sich zwischen Befund und Umsetzung eine Anzahl eigenständiger Brüche geschaltet. Die Antwort auf den Pessimismus läßt sich immerhin skizzieren.

Das Verhältnis zwischen der Totalität der verwalteten Welt und der Nische gibt keine griffige Verständigung über Strategien, Taktiken und Selbstinterpretationen mehr ab. Es gilt, dem eindimensionalen Abbildverhältnis von lüsterner Konkretheit und legitimatorischer Abstraktion zu entgehen. Die Praxis des Subjekts wäre einzig eine, die beharrt, standhält und in Kenntnis der in ihm eingelagerten Gegensätze sich entwickeln würde. Eine konservative also: Arbeit am Bewußtsein, in eine Richtung allerdings vordringend, die Bezüge zu organischen Lebenskräften nicht preisgibt. Und es gibt eine Tradition dieses Subjekts: das Selbstreflexionsverhältnis, das nicht zurückgenommen werden kann. Es beginnt neu bei den ›selbstverständlichen Voraussetzungen‹. Sein Resultat umkreist den Gegenstand einer begriffenen Normalität, gewiß keines Extrems. Es wäre auch das Ende einer Dialektik, die sich langfristig immer dadurch der Macht versichern will, daß sie den routinierten Verdrängungsumgang mit den tradierten Befehlsstacheln mörderisch als Zugang zur ›Geschichte‹ lehrt. Wenig genug, aber was könnte denn der Anspruch an eine Selbstverständlichkeit sonst sein. Immerhin gibt es einen vorgezeichneten Modus dieser subjektiven Praxis, der lange vergessen wurde: die Selbstironie als emanzipiertes Verhältnis zum Eigenen. Die Wahrnehmung liegt an dieser Ironie: die wäre eine, die das Objektive an sich selber zerbrechen lassen würde. Als Erkenntnis- und Handlungsprinzip ist das keine Attitüde, und das Konservative, das unweigerlich jede Praxis des Subjekts an sich hat, entpuppt sich in neuem Sinne an einer alten Metapher: die versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen bringen, daß man ihnen ihre eigene Melodie vorsingt. Nur, Melodien, die nicht gesungen werden, geraten schnell in Vergessenheit. Und mit dem Singen steht's seit längerem auch nicht zum besten. Rote Fahnen wurden zu oft routiniert geschwenkt. Aus der Ferne besticht das. Näher kommend, erschrickt man: der Fetzen der Hoffnung ist in Purpur gekleidet und ohne Riß. Er wirft Schatten.

Roter Kalender 1983

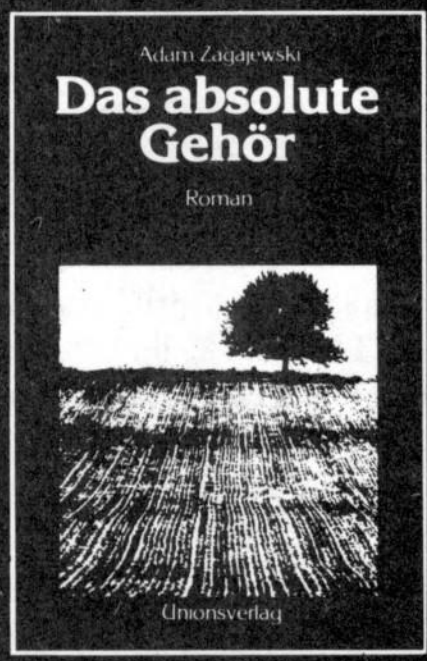
Roter Kalender 1983
192 Seiten
DM 5.–
ISBN 3 88022 410 2

Diemal gehts um: Totjubeln/Pennt Köln? / Wie sehen Menschenfresser eigentlich aus? / „Wie wir uns die Zeit einteilen" und andere lustige Geschichten aus DDR-Lesebüchern / Nürnberger Massenverhaftungen / Beziehungskisten / Rezepte / Nur nicht dran denken / Uran / Kriegsdienstverweigern / Ob der Zweck die Steine heiligt / den Streit um ein „e" / Wie organisiere ich eine Hungersnot / die Grünen / Hansaplast / Ermittlungsausschüsse / Glücklich und ausgeglichen / Szenario in Kreuzberg / Was mensch gegen Kriegssteuern machen kann / Besuch in Polen / das Normale am Fixen / Das Jahr der Behinderten / Maria und Josef / Geheimcodes bei Zeugnissen. Außerdem gibts natürlich wie immer jede Menge Gedichte, Comics, Tips und Adressen, Ferientermine und was man sonst noch so das Jahr über braucht.

Rotbuch

Rotbuch Verlag · Potsdamer Str. 98 · 1 Berlin 30

Ein neuer Roman aus Polen



Einer der bedeutendsten polnischen Schriftsteller der jüngeren Generation zeichnet in einem subtilen, dichten Roman die Atmosphäre und den Geisteszustand seiner Epoche und seines Landes. Pavel Wolski, ein junger Intellektueller in einer Provinzstadt, ist auf der Suche nach den Möglichkeiten von Selbstverwirklichung und Wahrheit. Er gerät in Konflikt mit seinen Vorgesetzten und Studenten, aber auch mit seinen Freunden. Am Schluss hat er seine Stelle verloren, doch die Hoffnung bleibt, dass er sich ein Stück näher gekommen ist.

Adam Zagajewski lebt in Krakau, er veröffentlichte Lyrik, Essays und einen Roman sowie auf deutsch das Spiegelbuch »Polen – Staat im Schatten der Sowjetunion«.

220 Seiten, gebunden, 28.–

unionsverlag

Zollikerstr. 138 CH-8008 Zürich

Stefan Welzk
Tortura 84

Wirtschafts- und Handelsblatt (eigener Bericht):
»Vom 18. bis 24. April hatte auf dem Ausstellungsgelände am Theresienhügel die TORTURA 84 ihre Pforten geöffnet, die Internationale Fachmesse des Folter- und Vernehmungsgewerbes. Es hat sich hier einmal mehr bewahrheitet, daß das Verhältnis von unternehmerischem Weitblick und wirtschaftlichem Augenmaß die Gesundheit einer Branche bestimmt. Rückläufig war das Angebot an nostalgisch orientierten Imitata und Hobbyartikeln. Zum einen ist die Rechtslage der Versandhäuser hier noch voller Unsicherheiten, zum zweiten ist bei einem historisch ausgerichteten Sortiment eine Vielfalt der Herstellungstechnologien erforderlich, die eher Lohnaufträge als Eigenproduktionen spezialisierter Firmen als angebracht erscheinen läßt. Joint ventures mit der pharmazeutischen Industrie zur Entwicklung spurenlos wirkender Vernehmungschemikalien haben gleichfalls nicht die erwarteten Früchte getragen. Sie überstiegen den von den Unternehmen dieser noch relativ kleinen Branche finanzierbaren Fond für Forschung und Entwicklung. Der Forschungsaufwand stand im Mißverhältnis zu den derzeitigen Absatzchancen. Die durchaus realistische Hoffnung auf staatliche Subventionen scheiterte an der Kurzsichtigkeit der Ministerialen. Es bleibt zu hoffen, daß hier nicht erneut – wie früher bereits im Fall der Computertechnik – ein expandierender Weltmarkt an die amerikanische Konkurrenz verlorengeht. (An einigen nordamerikanischen Universitäten ist die Torturologie bereits fester Bestandteil des interdisziplinären Forschungsprogramms.)
Allen Aposteln eines ökonomischen Verzichtes aus überzogenem Idealismus sei noch einmal in Erinnerung gebracht, daß noch niemals in der Geschichte die Abstinenz einiger Firmen die Nachfrage hat ändern können. Das Resultat war stets nur der Verlust von Arbeitsplätzen, die bezeichnenderweise ja nicht die Arbeitsplätze dieser Agitatoren oder ministeriellen Idealisten sind.
Insgesamt war die Situation, wie sie sich in Angebot und Abschlüssen darstellte, jedoch keineswegs unerfreulich. Gewiß, die technologische Vielfältigkeit der Branche birgt Risiken. Firmen zersplittern ihre Investitionen, versuchen, in elektronischen, chemischen und mechanischen Vernehmungs-

apparaturen, gar noch in Vernehmungsarchitektur gleichermaßen gut sortiert zu sein. Eine konkurrenzfähige Steh- oder Wasserzelle muß jedoch bei dem heutigen verfeinerten Bedarf schon anders aussehen als ein zu kleiner swimming pool, bei dem die Fliesenleger noch nicht gekommen sind.
Die attraktiven Exportmärkte in der Dritten Welt haben manche originelle Kreation entstehen lassen. Im besonderen die Verbesserung der Meß- und Steuerfeinheit ermöglicht Apparaturen, mit denen Rückenmark und Gehirn direkt angegangen werden können, ohne daß gleich, wie etwa beim Ansetzen des Schläfenbohrers, das Ausfallen des Befragten zu befürchten ist. Von der aufwendigen, highly sophisticated Laserstichapparatur, die selbst innerste Teile des Organismus erreicht, und der Rüttel- und Rotationszelle für große Vernehmungszentren bis zur verblüffend simplen hochwirksamen Gehörgangsfräse für einen dezentralisierten, weit im Gelände arbeitenden Überwachungsservice war eine reiche Produktpalette geboten.
Auf lebhaftes Interesse stieß das Angebot elektronischer Torturica, die sowohl vom Stromnetz wie von größeren Akkumulatoren unabhängig und leicht im Gewicht sind. Sie dürften eine unschätzbare Hilfe für Guerilla-Suchtrupps im unwegsamen Gelände werden. Ein wirklicher Hit der Ausstellung war der »Baukasten Folterelektronik«, der nicht nur mit einem Satz multipel kombinierbarer Grundelemente samt Zusatzteilen 84 Techniken ermöglicht, sondern zugleich eine entscheidende Neuheit bietet – eine von Fachärzten des Max-Planck-Instituts für Psycho-Chirurgie getestete Ohnmachtssperre.
Insgesamt zeigte der Trend, komplizierteste Vernehmungstechnologien auch für völlig unspezialisiertes, ja ungeschultes Personal handhabbar zu machen, doch eine bemerkenswerte Fähigkeit, der Nachfrage gerecht zu werden. Für konservative Rechtsstaaten attraktiv ist die von der amerikanischen TIT entwickelte Medea (memory destruction apparatus). Sie entlastet die Sicherheitsdienste vom Problem späterer Zeugenaussagen der Befragten und dürfte deshalb zur Bewahrung manchen Menschenlebens beitragen.
Anzuerkennen ist der auch in dieser Branche von den Marktführern eingeschlagene Weg zum System: Offeriert werden zunehmend nicht nur Apparaturen, sondern Dienstleistungskomplexe – perfekt geschulte und ausgestattete Teams zum Lang- oder Kurzzeitleasing rund um den Globus.
Eine dekorativ-phantastische Komponente jenseits des Geschäfts wurde der Ausstellung mit einer Sammlung von Geräten der »Heiligen Inquisition« zugefügt. Sie verdeutlichte eindrucksvoll den enormen Entwicklungsschub, der seit dieser »Steinzeitepoche der Vernehmungstechnologie« durchlaufen worden ist.
Die Branche bewies Mut zu vor Jahren noch für undenkbar gehaltenen Entwicklungen und im besonderen in Marketing und Werbung ein deutlich

gestärktes Selbstbewußtsein, zumal die Diffamierung seitens Radikaler und Utopisten letztlich ohne Wirkung geblieben ist. Die Marktregulative beweisen doch immer wieder ihre überlegene Kraft gegen alles ideologische Störfeuer. Im besonderen eröffnet das Gesetz zur Verbesserung des Haft- und Schutzrechts hier auch endlich einen über den Hobbymarkt hinausgehenden Inlandsabsatz.
Summarisch läßt sich feststellen, daß eine stetig steigende Exportnachfrage und ein aufblühender Inlandsmarkt sich hier mit unternehmerischem Können harmonisch ergänzen. Daß in einer so jungen Branche – es sei erinnert, daß bis vor sechs Jahren noch keine einzige deutsche Firma ausschließlich auf Torturica spezialisiert war – viele der Anfänger auf der Strecke bleiben, ist ein natürlicher Ausleseprozeß. Die Folter- und Vernehmungstechnologie ist keine Spielwiese für Romantiker und technisch versierte Phantasten, welcher Couleur auch immer. Sie ist ein solider und wohlintegrierter Bestandteil unseres Wirtschaftsgeschehens – nur als solcher hat sie eine Chance, und dies hat sich auch in den Führungspersönlichkeiten auszuweisen. Trotz einiger deplacierter Außenseiter war die TORTURA 84 weder ein Jahrmarktsgruselkabinett noch eine Exhibition aus der Pornobranche. Sie bot ein Zeugnis von Marktbewußtsein und Sachlichkeit.«

Ein Mann sitzt vor den Hebeln einer Schockmaschine und jagt Stromstöße durch den Körper eines anderen. Jener ist, hinter einer Glasscheibe, auf einen stählernen Stuhl geschnallt. An seinem Körper sind Elektroden befestigt. Unter seiner Hand befindet sich ein »Antwortkasten« mit Knöpfen. Es sind ihm vorher Wortpaare vorgelesen worden, die er jetzt erinnern soll. Die Aufgabe ist offensichtlich unlösbar, niemand könnte sich in derart kurzer Zeit so viele Wortpaare einprägen. Jede falsche Antwort bestraft der Mann an der Schockmaschine mit einem Stromstoß, mit jedem Fehler wird die Spannung um 15 Volt gesteigert. Zwischen 75 und 150 Volt hört der Mann am Schaltpult Ächzen und Klagen; schmerzvolle, überraschte Ausrufe zwischen 165 und 230 Volt; wütenden Protest und schmerzliches Flehen zwischen 245 und 300 Volt; verzweifelte Schreie, Stöhnen, Schluchzen und dringliches Flehen zwischen 315 und 375 Volt. Ab 390 Volt herrscht Stille. Die Person im stählernen Stuhl reagiert nicht mehr, ist vermutlich tot oder ohnmächtig. Trotzdem verabreicht der Mann an der Schockmaschine weitere, stärkere Stromstöße, bis zum Ende der Skala, 450 Volt, denn Schweigen wird als falsche Antwort gewertet.
Die Szene spielt in München, 1970. Der Mann an der Schockmaschine ist durch keinerlei Drohungen oder Druckmittel genötigt, den anderen zu quälen, noch sind ihm dafür Vorteile oder finanzielle Belohnung in Aussicht gestellt. Er ist einer von über hundert Männern aus Regierungsstellen und

privaten Unternehmen, die sich freiwillig zu diesem »Lernexperiment« bereit erklärt haben. Er weiß nicht, daß der andere – scheinbar ein Freiwilliger wie er und soeben durch fingiertes Los zum »Lernenden« bestimmt – keine Stromstöße erleidet, seine Schreie vom Band kommen, daß nicht dieser getestet wird, sondern er selbst. Diese »Abraham«-Versuche zielten darauf ab, das Potential für Gewalt und destruktives Verhalten zu verdeutlichen. Nur 7 von 46 Versuchspersonen weigerten sich, die Stromstöße bis zur Höchstgrenze von 450 Volt fortzusetzen.
Einer zweiten Gruppe von 25 Personen wird vor Versuchsbeginn jeweils die Nichtlegitimität der Versuche demonstriert. Jede von ihnen bekommt erklärt, sie müsse noch einige Minuten warten, könne jedoch dabei Zeuge des Experimentablaufs sein. Ihr wird, nach einigen Schmerzensschreien, die folgende fingierte Szene zwischen dem anwesenden Versuchsleiter und dem »Lehrer« an der Schockmaschine vorgeführt:

»L: Er (der Lernende) sagt, wir sollen aufhören! Er hält das nicht mehr aus.
VL: Machen Sie weiter!
L: Aber er sagt, wir sollen aufhören!
VL: Es ist für das Experiment erforderlich, daß Sie weitermachen, also machen Sie weiter!
Der Lehrer verliest noch einige Fragen und erteilt zwei weitere Schocks, Stufe 13 und 14, nach denen Schreie ertönen.
L: Nein, das mache ich nicht mehr mit, das ist ja Quälerei!
VL: Machen Sie weiter!
L: Nein.
VL: Es ist für das Experiment erforderlich, daß Sie weitermachen.
L: Das Experiment! Wer sind Sie eigentlich? Sind Sie ein Mitglied der Max-Planck-Gesellschaft?
VL: Nein.
L: Sind Sie Student?
VL: Ja.
L: Wird das Experiment von jemandem beaufsichtigt?
VL: Nein.
L: Dann mache ich nicht weiter (steht auf).
VL: Sie haben keine andere Möglichkeit als weiterzumachen!
L: Natürlich habe ich eine andere Möglichkeit. Ich kann zum Beispiel gehen (nimmt seine Jacke und geht zur Tür).
VL: Na gut, dann eben nicht. (Der Versuchsleiter schaltet die Maschine aus, bedeutet der Versuchsperson, er werde gleich zurückkommen, und verläßt das Zimmer zusammen mit dem Lehrer.)«
(David Mark Mantell, »Das Potential zur Gewalt in Deutschland. Eine Replikation und Erweiterung des Milgramschen Experiments«, *Der Nervenarzt* 42, 1971, S. 253)

Nur zwei von 25 Personen lehnten daraufhin die Teilnahme am Experiment ab, die Mehrheit führte trotz dieser Demonstration von Illegitimität und Verweigerung die Versuche bis zur Höchstspannung von 450 Volt.
In einer weiteren Variation des Versuchs (30 Personen) wurde den Versuchspersonen gesagt, es sei ihre Entscheidung, ob und inwieweit sie ihre

»Schüler« bestrafen. Der Versuchsleiter sei nur anwesend, um technische Fragen zu beantworten. Nur 7 Prozent gingen daraufhin bis zur Höchstgrenze von 450 Volt, aber immerhin über 50 Prozent noch bis über 220 Volt hinaus.
In nachfolgenden Interviews und auf Fragebögen gaben 93 Prozent der Versuchspersonen an, hundertprozentig von der Echtheit des Experiments überzeugt gewesen zu sein. 93 Prozent glaubten, der Lernende habe Schmerzen erlitten, 70 Prozent hielten die Schmerzen für stark. Nur 6 Prozent waren willens, in einem weiteren Versuch die Stelle des »Schülers« einzunehmen. 49 Prozent dachten, der Lernende sei tot, ohnmächtig oder hätte sterben können.

Laut Beschluß des baden-württembergischen Verwaltungsgerichtshofes vom Mai 1982 bedeutet zu erwartende Folter im Heimatland keine politische Verfolgung und begründet insofern keine Asylberechtigung in der Bundesrepublik. Die Urteilsbegründung konstatiert: »Werden linksgerichtete Kurden, gegen die wegen des Verdachts ermittelt wird, ein Staatsschutzdelikt begangen zu haben, gefoltert oder sonst mißhandelt, so liegt hierin in aller Regel keine politische Verfolgung im Sinne des Artikels 16 Absatz 2, Satz 2 GG. Denn Folter und Mißhandlungen sind in der Türkei ein allgemeines Phänomen, von dem nicht bloß politisch aktive Kurden betroffen sind.« Der Türkei wurde unlängst von der Bundesrepublik außerplanmäßig Auslandshilfe von einigen hundert Millionen Mark zur Verfügung gestellt.

Herrschaft, Macht ist eine Ausbeutungsstruktur. Deren Effizienz muß zumindest so hoch sein, daß sie ihre Betriebskosten erwirtschaftet. Die Auszubeutenden müssen mithin zum ersten leistungsfähig und zum zweiten ausbeutbar bleiben. Dies grenzt den Bereich praktizierbarer Macht nach beiden Seiten ab. Als etwa Karl V. 1556 als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und König von Spanien abdankte, war die spanische Krone schlicht bankrott. Die Kosten der Feldzüge, die ein Reich von Amsterdam bis Sizilien zusammenzuhalten versuchten, lagen weit über den Erträgen aus diesem Imperium. Auf der anderen Seite sind Intensivmodelle der Ausbeutung wie Auschwitz oder das Demokratische Kampuchea nicht längerfristig stabil. Der rapide Fortschritt von Wissenschaft, Technik und Organisation hat diese Grenzen in Bewegung gesetzt. Er hat die realisierbare Perfektion von Macht und die Möglichkeiten staatlichen Terrors maßlos erweitert und zugleich in der Industriehemisphäre durch Wohlstandszuwachs deren Erforderlichkeit gemindert. Der Televisor-Vision Orwells und der gentechnologischen Vision Huxleys sind keine vergleichbaren nachgefolgt – die Epoche

verzeichnete stetiges Wirtschaftswachstum. Lediglich der Bedarf bestimmt mithin gegenwärtig, bis in welche Extreme Staatsmacht eskaliert. (Galt vor wenigen Jahrzehnten der Gebrauch der Folter als historisch überwunden – der Faschismus und der Stalinismus insofern als Atavismus –, so wird sie heute von der großen Mehrzahl der Staaten praktiziert. Kein Zweifel, es ist der stärkere Verelendungseffekt des Neokolonialismus gegenüber dem Kolonialismus, der die Transformation »befreiter« Gebiete in schlecht verwaltete Konzentrationslager bewirkt, ebenso wie der wirtschaftliche Niedergang traditionsreiche und stabile Demokratien wie Uruguay und Chile in Folterdiktaturen verwandelt hat.)

Die Stagnation der Wirtschaft, die evidente Konzept- und Erfolgslosigkeit aller Wirtschaftspolitik, die unaufhaltbar expandierende Arbeitslosigkeit, die Marginalisierung der Jugend verdeutlichen rundum das Ende dieser Erfolgsepoche. Abgesehen vom Verelendungsschub der ölimportierenden Entwicklungsländer sind die greifbar nahen ökologischen Grenzen – Schadstoffbelastbarkeit noch eher als Ressourcenverfügung – dabei noch nicht einmal von Einfluß. Es ist evident, daß die wirtschaftliche Dauerkrise die Konkurrenz der Unternehmen, Regionen und Staaten forciert, folglich die Rücksichtnahme auf diese Allmende-Güter schwächt und deshalb absehbar die Regierungen mit exorbitanten Regulierungs-, Katastrophenmanagement-, Disziplinierungs- und Elendsverwaltungsproblemen konfrontiert. Der Bedarf an Macht- und Kontrolltechnologie wird rasch wachsen.

Die Industriegesellschaften sind dieser Eskalation der Macht in eigentümlicher Wehrlosigkeit preisgegeben. Die technologische Perfektion der Machtmittel – Überwachung, Repression, Manipulation – ist bekannt. Ihr Einsatz wird hier jedoch eine unvergleichliche Intensität, Effizienz und Homogenität erreichen. Denn während die Staatsmacht die Gesellschaften der Dritten Welt erst ansatzweise durchdringt, sind die Industrienationen bereits jahrhundertelang von einer effizienten und flächendeckenden Verwaltung überzogen. Etwa die automatisierte Kontrolle jedes in jedem Haushalt gesprochenen Satzes durch die computergesteuerte Registrierung von Gesprächen mit Reizworten bietet kaum ein technisches Problem. Zugleich erleichtert die ausreichende Verfügbarkeit an technisch gebildetem oder bildbarem Personal den Breiteneinsatz von Machttechnologie.

Charakteristisch für die Menschen der Industriegesellschaft ist zudem eine weitgehende Bereitschaft, Aufträge, »Jobs« auszuführen, deren Sinn ihnen nicht deutlich oder völlig irrelevant für sie ist. Eine derartige Bereitschaft ist Niklas Luhmann zufolge Voraussetzung der Praktizierung von Macht und damit von sozialer Evolution. Wir kennen keine komplexeren Sozialgebilde ohne das Phänomen der Macht, ohne die Fähigkeit, Anweisungen von anderen ausführen zu lassen, die diesen nicht inhaltlich begründet werden

müssen. Diese *Indifferenz* ist in der Regel nicht absolut und muß deshalb keinen barbarischen Despotismus begründen. Gegenüber kraß sittenwidrigen Aufträgen mögen die Diener der Macht eine Verweigerungsbereitschaft aufrechterhalten. Ihre Neutralität muß lediglich das alltägliche, normale Funktionieren des Staates sichern und nicht dessen Auswüchse. Diese »Grauzone der Indifferenz« ist nun jedoch gerade in jenen Gesellschaften exzessiv erweitert, deren beispiellose Machtmittel eine besondere Sensibilität erfordern würden:

Der »soziale Taylorismus« moderner Verwaltungen, die Komplexität und arbeitsteilige Zerstückelung von Maßnahmen schwächt die *Wahrnehmungsfähigkeit* für deren Inhalt. Des weiteren existieren im Unterschied zu traditionellen Gesellschaften kaum soziale *Gegenstrukturen* wie Clan, dörfliche Gemeinschaft, Zünfte, unabdingbare Imperative von Religionen, personenbezogene Autorität und dgl., die den staatlichen Machtanspruch ausbalancieren könnten. Die als Substitut postulierte Gewaltenteilung ist unter dem grenzenlosen Selbstentfaltungsprozeß der Verwaltung zur blassen Fiktion verschwommen. (Auch personell sind die Parlamente inzwischen von der Exekutive dominiert und die Parlamentarier auf deren Kooperation angewiesen.)

Die Industriegesellschaft ist atomisiert und homogenisiert. Ihre Mitglieder leiden zunehmend unter Kompetenzschwund, Orientierungslosigkeit und Persönlichkeitsverlust. Damit ist deren *Resistenz* gegen fragwürdige, obszöne Ansprüche der Macht alarmierend geschwächt: Die Schule, erster und entscheidender Einbruch der Staatsmacht in die individuelle Erfahrung, destruiert Initiative, Sensibilität und eigenes Urteil zum Nutzen schmal abgegrenzter Kompetenzen. Ihr Disziplinierungseffekt erzeugt eine Mischung aus Lethargie und Aggressivität. Dieser Effekt überwiegt bei weitem die Vermittlung aufnehmbarer und hilfreicher Information. Ein Ausbildungsprozeß von historisch beispielloser Ausdehnung erzeugt spezifische Fähigkeiten, deren Beherrschung Wohlstand und sozialen Erfolg verheißt. Solchermaßen vorbereitet auf eine Leistungsgesellschaft finden sich die Individuen statt dessen in einer Umwelt wieder, in der tendenziell die materielle Versorgung als Gratifikation für Konformität gewährt wird. Die Degeneration von Arbeit zum Job, der kaum noch physische oder psychische Leistung verlangt, sondern vor allem schlichte Präsenz, läßt Kompetenz irrelevant werden.

Spätestens diese Inkongruenz zwischen Sozialisation und sozialer Wirklichkeit und die extrem niedrigen Ansprüche an die subjektive Kompetenz führen zu einem brutalen Erlebnis persönlicher Entwertung und zu einer fortan virulenten Entwertungsangst. Sie zeitigen im Zuge reaktiver Regressionen eine ungewöhnliche Intensität der Primärbedürfnisse. Derartige kompensatorische Bedürfnisse aber sind prinzipiell nicht abstillbar. Trotz einer histo-

risch einmaligen Konsumintensität öffnet sich deshalb die Schere zwischen Bedürfnis und Befriedigung. Dieser Mechanismus stabilisiert die Struktur von Konsumgesellschaft und führt zugleich zu ihrer permanenten quantitativen Überforderung. Mit Konsumhunger und Verlust autonomer Überlebensfähigkeit wächst die Angst, von der Versorgungsinstanz Staat abgenabelt zu werden. Soziale Gemeinschaft verkommt zur Versicherungsgesellschaft. Subjektive Entwertung und Persönlichkeitsverlust erzeugen eine übersteigerte Sehnsucht nach Identifikation und Autorität. Die Folge ist eine abnehmende Orientierung an inhaltlich bestimmten Normen, ein ausgeprägt unkritisches Verhalten gegenüber der Macht, ein Niederkämpfen des eigenen Urteils, wenn es mit deren Ansprüchen kollidiert. (Die oben geschilderten »Abraham«-Versuche haben das mit erschreckender Deutlichkeit demonstriert.) Diese Formierung der Individuen korrespondiert ideal den Ansprüchen eines hochtechnologisch fundierten maßlosen Machtapparates.

Der Atomisierung der Gesellschaft in vereinsamte und unselbständige Individuen entspricht die Atomisierung der Arbeit in sinnlos anmutende repetitive Tätigkeitsstücke. Ein Abarbeiten des Gegenstandes, eine Auseinandersetzung mit der Natur, wird vom Einzelnen kaum noch erfahren. Dieses Abarbeiten des Gegenstandes hat in der historischen Entfaltung der Gattung Mensch den Knechten immer wieder Kompetenzen zuwachsen lassen, die sie schließlich zum Sturz der Herren befähigt haben. Die Herren verlieren in dem Maße an Kraft, wie sie, der Welt nur noch über die Knechte teilhaftig, auf deren bloßen Genuß konzentriert sind. Die Dialektik von Herr- und Knechtschaft wird heute jedoch aufgelöst infolge der Degeneration der Arbeit. Damit verlieren zwar beide die Welt, aber nicht die Herren die Knechte. Natur, durch jene Dialektik dem Menschen unzureichend, aber immerhin noch greifbar vermittelt, entfällt, verkommt. Ein sozial nicht bewältigter technischer Fortschritt produziert eine Regression der Individuen, eine Uneingrenzbarkeit von Macht. Soziale Evolution, ihres entscheidenden Selbstkorrektivs beraubt, gerät in die Sackgasse.

Präventivstrategien haben folglich die *Perfektion* der Macht zu verhindern oder zu zersetzen, die *Perzeption* des Machtgebrauchs zu schärfen, die *Penetration* der Gesellschaft durch den Staat zurückzudrängen, die *Indifferenz* gegenüber der Macht zu mildern und den *Bedarf* an Macht herabzusetzen. Konsequenzen für politische Struktur, für Erziehung, soziale Organisation und Arbeitswelt zielen fast jeweils auf objektive Interessengegensätze. Diese Konfliktgrenzen verlaufen quer durch die politischen Systeme, Staaten und Individuen. Denn nicht die Entwertung der subjektiven Erfahrung und schließlich die Selbstdestruktion ist Hauptursache für das eigenartige Unglücklichsein in der modernen Verwaltungsgesellschaft, sondern deren permanentes Scheitern. Da die Subjekte auf eine Einheit ihrer Erfahrung, auf

erfahrungsgeleitetes Handeln gar nicht verzichten *können*, dieser ihr spontaner Anspruch sich aber nicht mit den sozialen Bedingungen verträgt, ist vor aller biographischer Verwirklichung jene Übereinstimmung von Empfinden, Wollen und Handeln unmöglich gemacht, deren Erfahrung das Glück ist. Statt des erträumten Absterbens des Staates droht der Erstikkungstod im Staat. »Dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch«, diese Einsicht Nietzsches kann der nächsten Generation zur unmittelbaren Erfahrung werden.

Der Countdown zum Atomkrieg läuft. Wird er nicht unterbrochen, ist die Katastrophe unausweichlich. Friedensforschung muß die herkömmliche Politik herausfordern. Sie muß anregen, beunruhigen und Wege aufzeigen, wie Frieden und Sicherheit in der Welt ohne die Drohgebärden mit atomaren Angriffswaffen möglich sind.
Traditionelle Wissenschaft leistet das fast nicht mehr. Das Schicksal der auf Anregung von Gustav Heinemann gegründeten Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung (DGFK) beweist einmal mehr: Kritische Friedensforschung wird in der Bundesrepublik zunehmend eingeengt. Die von CDU und CSU regierten Länder machten durch ihren Austritt aus den DGFK-Gremien die Gesellschaft funktionsunfähig.
Nur in Verbindung mit rationalen Friedenskonzepten kann die wachsende Friedenssehnsucht vieler Menschen politisch wirksam werden. In Starnberg hat Alfred Mechtersheimer ein von politischen und finanziellen Interessen unabhängiges »Forschungsinstitut für Friedenspolitik« gegründet. Das Ziel ist, gangbare Wege aus der drohenden Kriegsgefahr hin zu einem friedlichen Europa aufzuzeigen. Die Finanzierung erfolgt von Bürgern, die sich von der nuklearen Abschreckungspolitik nicht beschützt, sondern bedroht fühlen.
Mechtersheimers Institut ist eine Herausforderung. Es braucht noch mehr Förderer, die diesem Experiment zum Erfolg verhelfen. Beteiligen Sie sich und unterstützen Sie das Institut! Unabhängige Friedensforschung ist wegen der wachsenden Kriegsgefahr das Gebot der Stunde.

Forschungsinstitut für Friedenspolitik e. V.
Bahnhofstraße 7, 8130 Starnberg, Telefon 08151/89147
Konto 92738 – 805, Postscheckamt München, BLZ 700 100 80

Dieter Grönling, geb. 1950, lebt in Berlin und ist freier Mitarbeiter bei Funk und Fernsehen. Der Text in diesem Kursbuch ist ein Auszug aus einer dreistündigen Rundfunksendung über Jamaika, die er für den RIAS Berlin geschrieben hat.

Gerd Kröncke, geb. 1943, ist Korrespondent der Süddeutschen Zeitung in Düsseldorf.

Sebastian Cobler, geb. 1948, arbeitet als Publizist und Jurist in Frankfurt am Main.

George Tabori, geb. 1914 in Budapest, lebt seit 1969 in der Bundesrepublik; schreibt Drehbücher und Bühnenstücke und arbeitet als freier Regisseur. Zuletzt erschien von ihm der Erzählungsband *Son of a bitch* (Hanser Verlag, 1981).

Detlef Michel, geb. 1944, lebt in Berlin; schreibt Stücke und Filme.

György Dalos, geb. 1943 in Budapest, ist Übersetzer und Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm *Neunzehnhundertfünfundachtzig. Ein historischer Bericht* (Rotbuch Verlag, 1982)

John Hannah, geb. 1957 in London, lebt zur Zeit als freier Schriftsteller und Mitarbeiter des *pflasterstrand* in Frankfurt am Main.

Michael Lukas Moeller, geb. 1937, ist Psychoanalytiker und arbeitet als Professor für seelische Gesundheit am Zentrum für Psychosomatische Medizin der Universität Gießen.

Christian Enzensbergers lehrt in München Englische Literaturgeschichte. Er ist der Autor von *Literatur und Interesse*. Seine Erzählung ist Teil einer längeren, noch nicht abgeschlossenen Arbeit mit dem Titel *Was ist was. Eine allgemeine Geschichte meiner selbst.*

Uwe Wesel, geb. 1933, ist Professor für Rechtsgeschichte und Zivilrecht an der Freien Universität Berlin.

Steven Lukes lehrt Soziologie und Politische Wissenschaften am Balliol-College in Oxford. Der hier abgedruckte Text ist eine veränderte Fassung seines Referats auf dem diesjährigen Deutschen Soziologentag in Bamberg. Die englische Originalfassung seines Beitrags wird in der Broschüre zum Deutschen Soziologentag abgedruckt.

Kirsten Bergerhoff, Marianne Geib und Katrin v. Plottnitz sind Lehrerinnen in Frankfurt am Main.

Marlis Gerhardt, geb. 1940, arbeitet in der Kulturredaktion des Süddeutschen Rundfunks. Zuletzt erschien von ihr *Kein bürgerlicher Stern, nichts, nichts konnte mich je beschwichtigen. Essay zur Kränkung der Frau* (Luchterhand Verlag, 1982).

Hans Ulrich Reck, geb. 1953, lebt als freier Schriftsteller – vor allem journalistische und essayistische Arbeiten – bei Basel. Zur Zeit arbeitet er an einer mehrbändigen Studie »Revolutionsphantasien«.

Stefan Welzk, studierte Physik, Mathematik, Germanistik, Philosophie und Ökonomie und arbeitet zur Zeit an der Universität Amsterdam.

Kursbuch 71 **Zur Lage der Nation** März 1983

Kursbuch 72 **Die neuen Kinder** Juni 1983

(Einen ausführlicheren Ankündigungstext finden Sie auf unserem Beihefter in diesem Kursbuch zwischen Seite 64 und 65.)

Akakijevicj, Akakij: bič *Kursbuch 63*, 1981; S. 29
Auwärter, Manfred/Kirsch, Edit: Kein Kinderspiel. Der Erwerb des Alltags im Kindergarten *Kursbuch 63*, 1981; S. 101

Behr, Hans-Georg: Alltag mit Wölfen *Kursbuch 62*, 1980; S. 40
Behr, Hans-Georg: Die ehrenwerte Gesellschaft. Konzept für ein bundesrepublikanisches Party-Spiel *Kursbuch 63*, 1981; S. 41
Bergerhoff, Kirsten: Kraftproben. Das Lehrer-Schüler-Spiel *Kursbuch 70*, 1982; S. 150
Biondi, Franco: »Das ist meine Heimat, Mann!« *Kursbuch 62*, 1980; S. 91
Blechschmidt, Aike: Munter in die Achtziger? *Kursbuch 69*, 1982; S. 164
Böhme, Irene: Abgegriffene Münzen *Kursbuch 63*, 1981; S. 33
Böhme, Irene: Schön ist der Westen *Kursbuch 69*, 1982; S. 1
Bopp, Jörg: Trauer-Power. Zur Jugendrevolte 1981 *Kursbuch 65*, 1981; S. 151
Bussink, Gerrit/Jansen, Tineke: Bericht aus Kraakstadt *Kursbuch 65*, 1981; S. 51

Campbell, Beatrix: Mit dem Feind schlafen? Heterosexualität als politisches Problem *Kursbuch 63*, 1981; S. 147
Cobler, Sebastian: Die Sonnenstaatsverdrossenheit des Dr. Herold. Epitaph auf ein Interview mit dem BKA-Präsidenten *Kursbuch 61*, 1980; S. 63
Cobler, Sebastian: DAZUSY, PSI und MOPPS. Computer auf den Spuren von »Risikopersonen« *Kursbuch 66*, 1981; S. 7
Cobler, Sebastian: »Die grüne Sache«. Karrieren fürs Volk *Kursbuch 70*, 1982; S. 23
Coy, Wolfgang: Geheime Schriften – geheime Dienste *Kursbuch 66*, 1981; S. 83

Dalos, György: Herr und Knecht. Zwei Phantombilder *Kursbuch 70*, 1982; S. 56
Defoe, Daniel: Über Versicherungen *Kursbuch 61*, 1980; S. 32
Delsaut, Yvette: Die doppelte Hochzeit *Kursbuch 63*, 1981; S. 121
Demski, Eva: Wie macht man das – Grundausbildung 82 *Kursbuch 67*, 1982; S. 29
Dienstag, Matthis: Deutschland – eine Angstkultur? Fragment eines ethnologischen Reiseberichts *Kursbuch 61*, 1980, S. 73
Dische, Irene: Besichtigung eines Hochs *Kursbuch 64*, 1981; S. 1

Eissler, Kurt R.: Die Seele des Rekruten. Zur Psychopathologie der US-Armee *Kursbuch 67*, 1982; S. 9
Enzensberger, Christian: Die Erfindung des Königs *Kursbuch 70*, 1982; S. 114
Enzensberger, Hans Magnus: Verteidigung der Normalität *Kursbuch 68*, 1982; S. 51
Erdheim, Mario: Fremdkörper *Kursbuch 62*, 1980; S. 49
Erdheim, Mario: Nach aller Regel *Kursbuch 63*, 1981; S. 179
Erdheim, Mario: »Heiße« Gesellschaften und »kaltes« Militär *Kursbuch 67*, 1982; S. 59

Feigl, Hubert: Wetterwaffen *Kursbuch 64*, 1981; S. 93
Fischer, Ludwig: Alle Wetter. Begegnung mit einem Gesprächssammler *Kursbuch 64*, 1981; S. 13
Fischer, Peter O.: Vom Essen der fremden Speisen *Kursbuch 62*, 1980; S. 82
Flohn, Hermann: Das Wetter der nächsten 100 Jahre. Eine Perspektive *Kursbuch 64*, 1982; S. 165
Fölsing, Albrecht: Gefahren in Ziffern und Zahlen. Über das Problem der Risikobewältigung in der Technik *Kursbuch 61*, 1980; S. 178

Fölsing, Albrecht: Die Hohe Schule der Kryptologie *Kursbuch 66*, 1981; S. 92
Franz, Fritz: Einwanderer ohne Einwanderungsland *Kursbuch 62*, 1980; S. 159
Fröhlich, Sabine: Wie es ist, so bleibt es nicht *Kursbuch 64*, 1981; S. 75

Geib, Marianne: siehe Bergerhoff, Kirsten *Kursbuch 70*, 1982; S. 150
Gentelle, Pierre/Neyvoz, Jean-Pierre: Das unterirdische China. Massen und Masken *Kursbuch 61*, 1980; S. 149
Gerhardt, Marlis: Die Angst vor der Macht *Kursbuch 70*, 1982; S. 156
Goetz, Rainald: Adressengeschäfte *Kursbuch 66*, 1981; S. 1
Gregory, André/Shawn, Wallace/Malle, Louis: So eine Art letzte Chance. Mein Essen mit André *Kursbuch 68*, 1982; S. 101
Grönling, Dieter: »Du mußt kämpfen, Mann.« Gunmen auf Jamaika *Kursbuch 70*, 1982; S. 1
Gustafsson, Madeleine: Mein Kater ist mit einer Maus verheiratet. Ein Blick auf das »schwedische Modell« *Kursbuch 62*, 1980; S. 147

Härlin, Benny: Von Haus zu Haus – Berliner Bewegungsstudien *Kursbuch 65*, 1981; S. 1
Härlin, Benny/Sontheimer, Michael: Nehmt Abschied! Eine Reise in die Nicht-Zukunft *Kursbuch 68*, 1982; S. 65
Hamberger, Sylvia: Das Eis des Kolumbus *Kursbuch 64*, 1981; S. 83
Hannah, John: Vielleicht liegt's nur an Langeweile *Kursbuch 65*, 1981; S. 125
Hannah, John: Knecht als Herr – Über die Macht im Kleinen *Kursbuch 70*, 1982; S. 65
Hansen, Niko: Seemann, laß das Träumen *Kursbuch 67*, 1982; S. 49
Haubl, Rolf/Marck, Gerd-Peter: Die Bombe lieben lernen *Kursbuch 62*, 1980; S. 173
Haubrich, Walter: Die alten Hüter der ewigen Werte. Militär in Spanien *Kursbuch 67*, 1982; S. 111
Heinsohn, Gunnar/Steiger, Otto: Die Kinder Europas. Von der gewaltsamen Menschenproduktion zur »menschlichen Springflut« *Kursbuch 62*, 1980; S. 135
Herdt, Ludwig/Holl, Günter: Ein akademischer Salon der Siebziger *Kursbuch 63*, 1981; S. 57
Herr, Michael: High On War *Kursbuch 67*, 1982; S. 174
Hey, Richard: Mit dem Eis leben *Kursbuch 68*, 1982; S. 149
Holl, Günter: siehe Herdt, Ludwig *Kursbuch 63*, 1981; S. 57
Horx, Matthias: Alte Utopie und neue Welt. Frankfurter Szenen *Kursbuch 65*, 1981; S. 91
Horx, Matthias: Briefe aus dem Bunker *Kursbuch 68*, 1982; S. 1
Huber, Joseph: Der Markt der Sicherheiten *Kursbuch 61*, 1980; S. 44
Huber, Joseph: Die vier Jahreszeiten der westdeutschen Wirtschaft *Kursbuch 69*, 1982; S. 29

Jansen, Tineke: siehe Bussink, Gerrit *Kursbuch 65*, 1981; S. 51
Jeggle, Utz: Vom richtigen Wetter. Regeln aus der kleinbäuerlichen Welt *Kursbuch 64*, 1981; S. 115
Jogschies, Rainer B.: Zwei Täter *Kursbuch 65*, 1981; S. 107
Johnson, Grant: Auf dem Weg zum elektronischen Wehrdorf *Kursbuch 66*, 1981; S. 47
Jüngling, Wolfgang: Wetterkunden *Kursbuch 64*, 1981; S. 185

Kahn, Hermann: KLAF – Eine Versicherung gegen Atomkriegs-Schäden *Kursbuch 61*, 1980; S. 165
Kaltenegger, Marie-Luise: Als Soldat und brav. Gespräche mit Nationalgardisten in einem Gefängnis in Nicaragua *Kursbuch 67*, 1982; S. 1

Katzschner, Lutz: Wärmeinsel Stadt *Kursbuch 64*, 1981; S. 146
Kirchhoff, Bodo: Nach Abzug der Scham *Kursbuch 68*, 1982; S. 119
Kirchner, Anka: Ida Maurer, Rosenkranzkettlerin *Kursbuch 69*, 1982; S. 99
Kirsch, Edit: siehe Auwärter, Manfred *Kursbuch 63*, 1981; S. 101
Kleff, Hans-Günter: Die Fremden in unserem Land *Kursbuch 62*, 1981; S. 27
Kleßmann, Christoph: Der Zug nach dem Westen: Polen im Ruhrgebiet *Kursbuch 62*, 1981; S. 59
Kluge, Alexander: »Die Gefühle fest im Griff des Verstandes« *Kursbuch 68*, 1982; S. 138
Kölsch, Jochen: In Gefahr und großer Not . . . *Kursbuch 61*, 1980; S. 22
Kramer, Fritz: Fremd und freundlich *Kursbuch 62*, 1980; S. 17
Kramer, Fritz: Irre Hunde. Indianische Kyniker – das Spiel um die Ehre *Kursbuch 63*, 1981; S. 1
Kramer, Fritz/Winchester, Pamela: Bombenkulte *Kursbuch 68*, 1982; S. 170
Kröncke, Gerd: Die neuen Barone von Ruhr und Emscher *Kursbuch 70*, 1982; S. 16
Krone, Gabriele: Japaner in Düsseldorf *Kursbuch 62*, 1980; S. 83

Laurie, Peter: Unter den Straßen von London *Kursbuch 61*, 1980; S. 131
Leggewie, Claus: Deutschland – Land aus Gold. Zur Ökonomie des Arbeitsemigranten *Kursbuch 62*, 1980; S. 121
Leggewie, Claus: Unser Ein- und Auskommen *Kursbuch 69*, 1982; S. 7
Lem, Stanislaw: Die demographische Implosion *Kursbuch 61*, 1980; S. 119
Le Roy Ladurie, Emmanuel: Auch das Klima hat eine Geschichte *Kursbuch 64*, 1981; S. 105
Loßmann, Matthias: Die schimmernde Wehr. Psychologische Kriegführung in der Bundesrepublik *Kursbuch 67*, 1982; S. 161
Lukes, Steven: Panoptikon. Macht und Herrschaft bei Weber, Marx, Foucault *Kursbuch 70*, 1982; S. 135

Malle, Louis: siehe Gregory, André u. a. *Kursbuch 68*, 1982; S. 101
Marcello, Dieter: Nur der Hygiene wegen. Personaldatenverarbeitung bei Daimler-Benz *Kursbuch 66*, 1981; S. 145
Marck, Gerd-Peter: siehe Haubl, Rolf *Kursbuch 62*, 1980; S. 173
Mechtersheimer, Alfred: Mit Sicherheit in den atomaren Holocaust? *Kursbuch 61*, 1980; S. 171
Mechtersheimer, Alfred: Man trägt wieder Krieg? Ein Gespräch über die Aussichten der Bundeswehr *Kursbuch 67*, 1982; S. 125
Messerli, Alfred/Morgenthaler, Marco: »Als Spitzel bist du autonomer.« Zürich, Frühjahr 81 *Kursbuch 65*, 1981; S. 63
Mettelsiefen, Bernd: Schattenökonomie in der Bundesrepublik *Kursbuch 69*, 1982; S. 147
Meyer, Claus Heinrich: Benimmdich *Kursbuch 63*, 1981; S. 165
Michel, Detlef: Laufbahnmaschen *Kursbuch 63*, 1981; S. 49
Michel, Detlef: Star War. Aus den Memoiren der Schauspielerin Sophie Herbst *Kursbuch 70*, 1982; S. 51
Michel, Karl Markus: Hab Sonne im Herzen. Über ein theoretisches Defizit *Kursbuch 64*, 1981; S. 25
Michel, Karl Markus: Über den Dataismus *Kursbuch 66*, 1981; S. 63
Michel, Karl Markus: Die Eule der Minerva in der Götterdämmerung *Kursbuch 68*, 1982; S. 22
Michel, Karl Markus: Die Macht der letzten Dinge *Kursbuch 70*, 1982; S. 101

Moeller, Michael Lukas: Sich selbst überleben. Streifzüge durch das Dickicht der Macht *Kursbuch 70,* 1982; S. 71
Moeller-Gambaroff, Marina: Im Strudel der Regression *Kursbuch 61,* 1980; S. 83
Morgenthaler, Marco: siehe Messerli, Alfred *Kursbuch 65,* 1981; S. 63
Müller, Gernot: Konflikt oder Kooperation? Zum Verhältnis von Gewerkschaften und Bundesbank *Kursbuch 69,* 1982; S. 125
Munsky, Wolfgang: Die endgültige Verbesserung Europas *Kursbuch 68,* 1982; S. 127

Neyvoz, Jean-Pierre: siehe Gentelle, Pierre *Kursbuch 61,* 1980; S. 149
Niklewski, Günter: siehe Riecke, Rose *Kursbuch 68,* 1982; S. 88

Odingo, Richard S.: siehe Oguntoyinbo, Julius S. *Kursbuch 64,* 1981; S. 152
Oguntoyinbo, Julius S./Odingo, Richard S.: Regen für Sahel *Kursbuch 64,* 1981; S. 152

Parin, Paul: Brief aus Grönland *Kursbuch 65,* 1981; S. 75
Peinelt, Edgar: Einrichtungsstile *Kursbuch 63,* 1981; S. 65
Pinguet, Maurice: Seppuku – Die Ehre im Leib. Japanische Kriegerrituale *Kursbuch 67,* 1982; S. 99
Plessen, Elisabeth: Spielkiste *Kursbuch 63,* 1981; S. 81
Plottnitz, Katrin v.: siehe Bergerhoff, Kirsten *Kursbuch 70,* 1982; S. 150

Rath, Claus-Dieter: Das unsichtbare Netz *Kursbuch 66,* 1981; S. 39
Raulff, Ulrich: Lob des Regenschirms *Kursbuch 64,* 1981; S. 38
Reck, Hans Ulrich: Lüstern in die Ohnmacht. Reflexionen über das Leben in Freiräumen *Kursbuch 70,* 1982; S. 162
Reichert, Carl Ludwig: Aber der Sound war gut *Kursbuch 65,* 1981; S. 141
Remann, Micky: Eine Sicherheitsdebatte *Kursbuch 61,* 1980; S. 1
Reschke, Karin: Einladung zum Überleben *Kursbuch 61,* 1980; S. 157
Riecke, Rose/Niklewski, Günter: Angst-Rezepte. Über die Einverleibung der Natur *Kursbuch 68,* 1982; S. 88
Riedel, Reinhold: siehe Stafylidou, Georgia *Kursbuch 62,* 1980; S. 100
Roberts, Charles C.: Die Gänse des Kapitals oder die Leere der fünf Weisen *Kursbuch 69,* 1982; S. 107
Ronge, Volker: Datendurst und Datenschutz *Kursbuch 66,* 1981; S. 108
Roth, Wolfgang: Unvollzählig angetreten *Kursbuch 67,* 1982; S. 151

Sammet, Gerald: Diese Kälte in Deutschland *Kursbuch 64,* 1981; S. 7
Schiffauer, Werner: Die Gewalt der Ehre. Ali, Veli, Erol in Kreuzberg *Kursbuch 62,* 1980; S. 1
Schmid, Isabella: Im Zeichen des brennenden Herzens. Exilkroaten in der Bundesrepublik *Kursbuch 62,* 1980; S. 111
Schneider, Peter: Warnung vor diesem Frieden *Kursbuch 68,* 1982; S. 180
Schultz, Heiner: Angst – Gewühl – Versicherung *Kursbuch 61,* 1980; S. 95
Seipel, Hubert: Bist du dabeigewesen in Blankenese? *Kursbuch 67,* 1982; S. 140
Shawn, Wallace: siehe Gregory, André u. a. *Kursbuch 68,* 1982; S. 101
Simon, Jürgen/Simon-Ern, Gundel/Taeger, Jürgen: Wer sich umdreht oder lacht . . . Rasterfahndung: ein Beitrag zur Gewährleistung der inneren Sicherheit *Kursbuch 66,* 1981; S. 20
Simon-Ern, Gundel: siehe Simon, Jürgen u. a. *Kursbuch 66,* 1981; S. 20
Sontheimer, Michael: siehe Härlin, Benny *Kursbuch 68,* 1982; S. 65

Spengler, Tilman: Hirnrisse. Vom Zauber und Gegenzauber der Wissenschaft *Kursbuch 61*, 1980; S. 12
Spengler, Tilman: Des Lebens Lauf. Drei Karrieren im neuen China *Kursbuch 63*, 1981; S. 9
Spengler, Tilman: Der Bauch als Avantgarde – über den aufrechten Niedergang der Theorie *Kursbuch 65*, 1981; S. 179
Spengler, Tilman: Duisburg ist überall *Kursbuch 69*, 1982; S. 89
Spengler, Tilman: Die Macht zu verlieren. Sozialdemokraten in Bayern *Kursbuch 70*, 1982; S. 6
Spindler, Wolfgang: Bist du dabeigewesen in Brokdorf? *Kursbuch 65*, 1981; S. 117
Spitzy, Alejandro: Klimazüge. CO_2, Wasser und Brot *Kursbuch 64*, 1981; S. 57
Stadler, Markus: »Aber du sollst Männer töten« *Kursbuch 67*, 1982; S. 73
Stafylidou, Georgia/Riedel, Reinhold: Thrazier im Musterland *Kursbuch 62*, 1980; S. 100
Steiger, Otto: siehe Heinsohn, Gunnar *Kursbuch 62*, 1980; S. 135
Steinmüller, Wilhelm: Die Zweite industrielle Revolution hat eben begonnen. Über die Technisierung der geistigen Arbeit *Kursbuch 66*, 1981; S. 152
Stephan, Rainer: Düsen und Dosen oder Mutmaßungen über das Ozon *Kursbuch 64*, 1981; S. 51
Stephan, Rainer: Jugend überhaupt . . . *Kursbuch 65*, 1981; S. 171
Stifter, Adalbert: Wiener Wetter *Kursbuch 64*, 1981; S. 133
Streck, Bernhard: Gewehr und Speer. Bewaffnete Macht in der Republik Sudan *Kursbuch 67*, 1982; S. 88

Tabori, George: Staats-Theater oder das satte Lächeln vom Tiger *Kursbuch 70*, 1982; S. 33
Taeger, Jürgen: siehe Simon, Jügen u. a. *Kursbuch 66*, 1981; S. 20
Tschechow, Anton, Die Schalmei *Kursbuch 68*, 1982; S. 15

Ullrich, Otto: Wieviel Daten braucht die Utopie? Versuch einer Einschätzung der Produktivkraft Informationsverarbeitung *Kursbuch 66*, 1981; S. 131

Wagner, Siegfried: Klassenlogik der Sicherheit *Kursbuch 61*, 1980; S. 5
Welkoborsky, Horst: Koreaner unter Tage. Über die rechtliche Zubereitung jugendlicher Exoten zu Gastarbeitern *Kursbuch 62*, 1980; S. 75
Welzk, Stefan: Weiter geht's auf alle Fälle. Über die Unmöglichkeit des Untergangs aus naturwissenschaftlicher Sicht *Kursbuch 68*, 1982; S. 41
Welzk, Stefan: Krisen-Show-down *Kursbuch 69*, 1982; S. 75
Welzk, Stefan: Tortura 84 *Kursbuch 70*, 1982; S. 176
Wesel, Barbara: Sieben Pleiten *Kursbuch 69*, 1982; S. 55
Wesel, Uwe: Die SPD in uns *Kursbuch 61*, 1980; S. 67
Wesel, Uwe: Der friedliche und der unfriedliche Bruch des Friedens *Kursbuch 65*, 1981; S. 29
Wesel, Uwe: Kein Staat zu machen. Zur Genealogie von Macht und Herrschaft *Kursbuch 70*, 1982; S. 119
Winchester, Pamela: siehe Kramer, Fritz *Kursbuch 68*, 1982; S. 170
Winter, Monika: Künstliche Anwesenheiten *Kursbuch 65*, 1981; S. 131
Wolfinger, Iris: Sferics *Kursbuch 64*, 1981; S. 43
Wormbs, Brigitte: Spielräume *Kursbuch 63*, 1981; S. 173

Q

Pier Paolo Pasolini Unter freiem Himmel

Ausgewählte Gedichte. Aus dem Italienischen von Toni und Sabine Kienlechner.
Quartheft 112. 160 Seiten, DM 16.80

Nirgendwo sonst spricht Pasolini so subjektiv wie in seinen Gedichten. Seine Autobiographie liegt in ihnen ausgebreitet; die Zeit und Umgebung, und wie er auf sie reagiert hat. (Hans Bender, Süddeutsche Zeitung)

Tintenfisch 21 Jahrbuch für Literatur 1982

Herausgegeben von Michael Krüger und Klaus Wagenbach.
Quartheft 117. 128 Seiten, DM 9.80

Mich fesselt das »Tintenfisch«-Unternehmen jedesmal aufs Neue. Überzeugend wirkt die Nonchalance der Herausgeber im Umgang mit großen Namen, ihr heutzutage fast stur anmutendes Beharren auf literarischer Qualität.
(Christoph Kuhn, Zürcher Tagesanzeiger)

Erich Fried Das Unmaß aller Dinge

Fünfunddreißig Erzählungen. Quartheft 116. 80 Seiten, DM 12.80

Ich postuliere vermessen, daß diese Geschichten für diejenigen, denen die Menschlichkeit Maß bleibt, die wichtigste Neuerscheinung dieses Sommers ist.
(Karl Heinz Götze, Frankfurter Rundschau)

Giorgio Manganelli Amore

Aus dem Italienischen von Iris Schnebel-Kaschnitz.
Quartheft 118. 128 Seiten, DM 15.80

Ein sophistischer Spaziergang durch die Labyrinthe der Liebe: Bordellgenüsse, Delirium zu zweit, Hinterhälte, Brieffluten, Schlaflosigkeit, Dolche und Billets douxs.

Erich Fried Das Nahe suchen

Gedichte. Quartheft 119. 112 Seiten, DM 12.80

Die neuen Gedichte entsprechen dem Zustand der Zeit, wenngleich sie nicht vorgeben, aus ihrem Zentrum zu sprechen und zu denken, vielmehr argumentieren sie vom Rand her, reflektieren in kritischer Distanz allgemein gewordene Verhaltensmuster und die Situation der Verstörtheit.

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

SZD-VERLAG

Harald Justin
„Tanz mir den Hitler"
Kunstgeschichte und (faschistische) Herrschaft
119 Seiten, brosch., DM 12,80 ISBN 3-88780-450-3

Volker Grabowsky
Die kambodschanische Tragödie
Untersuchung zur Bevölkerungsentwicklung Kampucheas
110 Seiten, brosch., DM 12,80 ISBN 3-88780-404-X

Birgit Meyer-Ehlert
Außerschulische Bildungsarbeit mit türkischen Frauen
181 Seiten, brosch., DM 14,80

Amos Oz
Israel – die Trümmer einer Illusion
ca. 30 Seiten, geheftet, DM 4,00 ISBN 3-88780-026-5

Karl-Ernst Detering
Die öffentliche Forschungsförderung in ihren betriebs- und volkswirtschaftlichen Wechselwirkungen
216 Seiten, brosch., DM 16,80 ISBN 3-88780-405-8

Michael Daxner, Jan R. Bloch, Burghart Schmidt (Hrsg. für den „Arbeitskreis Naturqualität")
Andere Ansichten der Natur
326 Seiten, brosch., DM 28,70 ISBN 3-88780-402-3

Walter Aschmoneit/Rainer Werning (Hrsg.)
Kampuchea
Lesebuch zur Geschichte, Gesellschaft, Politik – Illustrationen, Karten, Chronologien
498 Seiten, brosch., DM 36,– ISBN 3-88780-400-7

Direktbestellungen an: SZD-Verlag, c/o Hans Ratke, Maikottenweg 111, D-4400 Münster

ALLE GEWALT GEHT VOM STAATE AUS
Widerstand gegen den Bau der Startbahn West in Zeugenaussagen.
Eine Dokumentation 184 S. 10.-DM

EINIGKEIT+SPECHT+FREIHEIT
Zeichnungen und Fotos zur Startbahn West. Ein politisches Bilderbuch 60 S. (incl Porto) 14.-DM

... von der Petroleumlampe als Köder für Millionen, Essos

erstem Segeltankschiff "Andromeda", von Faßpyramiden 1899/1980, vom Dapolin-Indianer und den "tanks" auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges. Vom "sprit" für den "Blitzkrieg" und dem synthetischen Benzin der IG-Farben im Hydrierwerk Auschwitz. Vom Tankholzhacken und schwarzen Rabatten. Von der Nachkriegszeit, Benzinmarken, den Ölkrisen des "motorisierten Bie-

dermeier" der 50er Jahre, ihren Tankstellenlandschaften und abenteuerlichen Dachkonstruktionen. Wie sich das Treibstoffkartell gebildet hat, wie die Freien Tankstellen ausgetrocknet wurden. Von den Werbekampagnen, vom "Tiger im Tank", vom Benzin in der Lunge und der tagtäglichen Arbeit auf der Tankstelle. Bis zur heutigen Rationalisierung, dem "Großen

Tankstellensterben", verlassenen Stationen, durch die der Wind pfeift ...
Bernd Polster. Tankstellen. Die Benzingeschichte. 216 S., 101 Photos, 34 DM.
Im guten Buchladen.

: TRANSIT
Buchverlag Gneisenaustr. 2 1 Berlin 61 Tel. 030-691 20 35

Kursbuch 71 März '83

Zur Lage der Nation

Gemessen an den emotionalen und verbalen Schüben, die einst das Ende des CDU-Staats beförderten, geschah der Abschied vom (liberal gebrochenen) SPD-Staat fast klang- und klaglos. Als er begann, gab es Hoffnungen, als er endete – Unmut und Unbehagen. Selbst bei jenen, die jetzt »den neuen Anfang wählen«. Wenn man bedenkt, was sie in den letzten 13 Jahren alles nicht beginnen mochten. . .

Aber man braucht deshalb nicht gleich den Teufel an die Wand zu malen. Dort stehen genügend andere Menetekel. Die Probleme sind die alten, die Mittel wohl auch; bis auf ein paar weitere Schnitte ins soziale Netz und ein paar weitere Knoten im Gesinnungsnetz. Trotzdem: es wird Veränderungen geben, sie zeichnen sich schon ab. Man (kon)formiert sich.

Manche werden nun, mit Blick auf Bonn, ein grünes Wunder erhoffen (und vielleicht ein blaues erleben). Andere aber werden sich, wie **Kursbuch 71**, diverse Gedanken machen zur eigenen und zur Lage der Nation.

Kursbuch 72 Juni '83

Die neuen Kinder

Unser neuer Kanzler hat gesagt, wir Deutschen müßten wieder mehr Kinder haben. Unser Kanzler steht dem deutschen Volk bekanntlich sehr nahe, oder dieses ihm. Jedenfalls teilt es seinen Wunsch: Türken raus, Kinder rein. Am stärksten hat sich der neue Kinderwunsch aber dort inkarniert, wo es dem Kanzler vielleicht gar nicht paßt: bei denen, die sich und die Welt verändern wollen – gestern über die Profit- und heute über die Geburtenrate.

Oder wollen sie sich und die Welt schon nicht mehr verändern, sondern – übers Kind – befrieden? So ein Kind absorbiert ja allerlei an Sehnsüchten und Ängsten, an Projektionen und Theorien. Denken wir nur ein paar Jahre zurück: Die Kinder fraßen die Revolution, buchstäblich. Und sie gediehen dabei, wie es scheint. Heute dagegen werden sie erschreckend theorielos gezeugt und gezogen, oft sogar nach Großmutterrezepten, mit einer Öko-Zugabe. Ob sie auch das verkraften? Sicher. Kinder sind ja so robust. Deshalb helfen sie ihren schwachen Eltern zu überleben.

Ich möchte das **Kursbuch** im Abonnement beziehen. Bitte lassen Sie es mir regelmäßig zuschicken – im Jahresabonnement zu DM 28 für vier Hefte plus Porto.

Meine Abonnementsbestellung gilt ab einschließlich Nummer

Bitte veranlassen Sie, daß mir folgende **Kursbücher** zusätzlich zu meinem Abonnement zum Preis von DM 7 geliefert werden:

Bitte veranlassen Sie, daß mir folgende **Kursbücher** zum Einzelpreis von DM 9 geliefert werden:

Einladung zum Abonnement

Das **Kursbuch** wird herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler; freie Mitarbeit: Hans Magnus Enzensberger; Redaktion: Ingrid Karsunke.

Das **Kursbuch** erscheint in geregelter Unregelmäßigkeit mit vier Heften im Jahr. Die Hefte haben einen Umfang von jeweils 192 Seiten. Im Einzelverkauf kostet das **Kursbuch** DM 9.

Wenn Sie sich zu einem Abonnement entschließen, kostet das Einzelheft statt DM 9 nur DM 7.

Wie kommen Sie an dieses Abonnement? In jeder Buchhandlung können Sie Ihr Abonnement einrichten. Bitte wenden Sie sich an Ihren Buchhändler.

Ist Ihr Buchhändler unwillig oder keine Buchhandlung in der Nähe, schicken Sie uns bitte diese Karte. Wir sorgen dafür, daß sie das **Kursbuch** regelmäßig, sofort nach Erscheinen erhalten (pro Jahr DM DM 28 für vier Hefte plus Porto).

Übrigens:
Wenn Sie jetzt abonnieren, können Sie bereits erschienene Hefte zum Abo-Preis nachbeziehen. Und: von jeweils 5 bestellten früheren **Kursbüchern** erhalten Sie eins geschenkt!

Lieferbare Kursbücher:

70: Macht
69: Unsere Wirtschaft
68: Furcht und Zittern
67: Militär
66: Die erfaßte Gesellschaft
65: Der große Bruch – Revolte 81
64: Das Wetter
63: Spielregeln
62: Vielvölkerstaat Bundesrepublik
61: Sicher in die 80er Jahre
60: Moral
59: Bilderbuch
58: Karrieren
57: Der Mythos des Internationalismus
56: Unser Rechtsstaat
55: Sekten
54: Jugend
53: Utopien II: Lust an der Zukunft
52: Utopien I: Zweifel an der Zukunft
51: Leben gegen Gewalt
50: Bürgerinitiativen
49: Sinnlichkeiten
48: Zehn Jahre danach
47: Frauen
46: Volksfront für Europa?
44: Unsere Unterwelt
42: Unsere Bourgeoisie
41: Alltag

Bitte schicken Sie mir Ihren Almanach »Das kleine Rotbuch« kostenlos zu. Hier meine Adresse

Bitte als Postkarte frankieren

Name _____

Straße _____

Ort _____

Und die meiner Freundinnen/Freunde:

Rotbuch Verlag
Potsdamer Str. 98

1000 Berlin 30

Palaver

zwischen Erster und Dritter Welt

18. 4. 83

Bestellkarte für ein aktuelles Gratisheft von PALAVER

Bitte senden Sie mir kostenlos ein aktuelles Gratisheft von PALAVER.

Wenn ich PALAVER im Abonnement weiterbeziehen möchte, brauche ich nichts zu tun. Ich erhalte dann PALAVER jeden Monat frei Haus per Post geliefert und bekomme eine **Ermäßigung von 20%** gegenüber dem Einzelverkaufspreis. Ich bezahle dann also nur DM 67,20 statt DM 84.– für 12 Hefte pro Jahr.

Außerdem kann ich den Bezug von PALAVER jederzeit kündigen und erhalte das Geld für nicht mehr ausgelieferte Hefte zurück.

Wenn ich PALAVER nicht weiterbeziehen möchte, teile ich Ihnen dies innerhalb 14 Tagen nach Erhalt des Gratisheftes mit.

Bestellkarte bitte einsenden an:
PALAVER Leserservice
Postfach 10 48 49
2000 Hamburg 1

Meine Adresse:

Vorname

Name

Straße

PLZ/Ort

X

Datum, Unterschrift

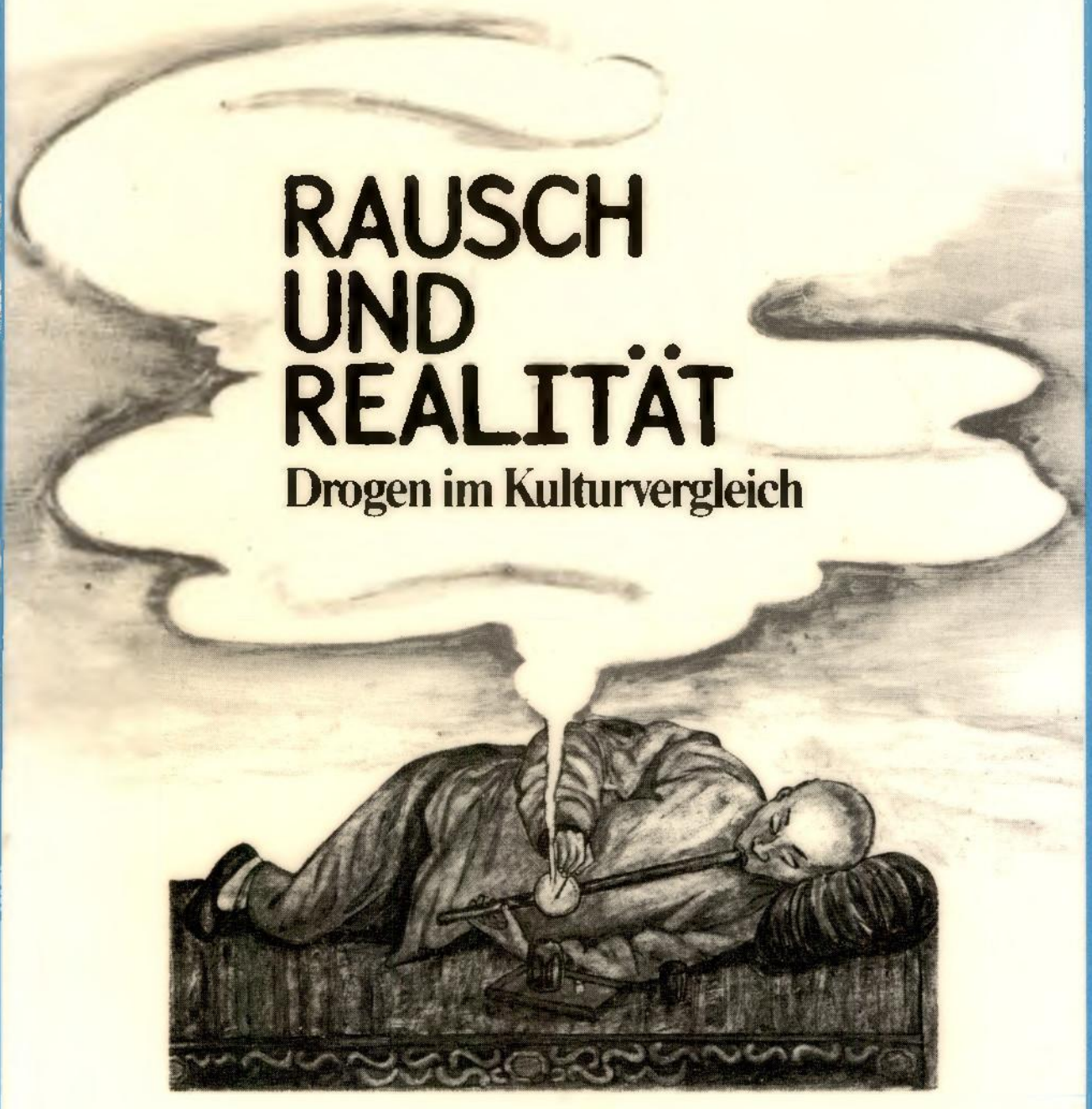
P-K 1

Was PALAVER in 83-23 jeder Ausgabe bietet:

Trends und Analysen · Berichte und Kommentare · Diskussionsessays · Magazinteil · Bildessays.

PALAVER ist eine neue Monatszeitschrift. Es gibt sie an jedem größeren Kiosk oder im Abonnement mit 20% Ersparnis.

Materialienbände zu der vielbeachteten Kölner Ausstellung



Das Handbuch zur Kultur- und Sozialgeschichte, zu Wirkung und Wertung von Rauschmitteln und Drogen: „Umfassender ... dürfte das Drogenthema bislang kaum abgehandelt worden sein." (Der Spiegel)
Herausgegeben von Gisela Völger und Karin von Welck
rororo Katalog 34006, 3 Bände, **DM 48,00**
Rowohlt Taschenbuch Verlag

katalog rororo